This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

PT2527
S4Z78
v.1

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg.

Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

In zwei Bänden.

I. Band: Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1750—1800.

II. Band: Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1800—1819.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.

Friedrich Leopold

Graf zu Stolberg

bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1750—1800.

Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

Incorrupta fides nudaque veritas.
Stolberg's Wahlspruch.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

Justum deduxit Dominus per vias rectas, et ostendit illi regnum Dei, et dedit illi scientiam sanctorum: honestavit illum in laboribus et complevit labores illius. Sap. 10.

In Stolberg war die Fülle der Menschheit, das Gemüth des Großen. Goethe an Sulpiz Boisserée.

Den F. L. Stolberg wird eine unbefangene Nachwelt mit Ihnen und mir sehr hoch stellen. Niebuhr an Perthes. 1818.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Seiner Erlaucht

dem Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg

auf Brauna in Sachsen

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

In der Vorrede zu dem im vorigen Herbst über Stolberg's Wesen und Wirken seit seiner im Jahre 1800 erfolgten Rückkehr zur katholischen Kirche herausgegebenen Band habe ich mich über den Umfang des mir zur Verfügung gestellten bisher ungedruckten Materials und über die Art meiner Behandlung desselben ausgesprochen. Für die damals bereits zum größten Theil fertige Arbeit über die Lebensperiode bis zum Jahre 1800 konnte ich inzwischen noch allen erreichbaren Stoff mit Muße benutzen und lege nun hier einen Band über diese Periode vor, der an neuen gewichtigen Mittheilungen nicht weniger reich ist, als der frühere, und der vor allem Stolberg's Forschen und Ringen in den letzten sieben Jahren vor seiner Conversion näher charakterisirt. Stolberg's eigene Berichte darüber sind ergreifend.

Mit Ausnahme der Briefe an die Brüder von Droste-Vischering, welche ich durch die Güte des Grafen Erbdrosten aus Darfeld bei Münster erhielt, befinden sich sämmtl[illegible] benutzte Schriftstücke in den Händen Stolberg'scher Fa[illegible]

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg.

Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

In zwei Bänden.

I. Band: Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1750—1800.

II. Band: Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. 1800—1819.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.

Friedrich Leopold

Graf zu Stolberg

bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1750—1800.

Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß

dargestellt

von

Johannes Janssen.

Incorrupta fides nudaque veritas.
Stolberg's Wahlspruch.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München u. St. Louis, Mo.

Justum deduxit Dominus per vias rectas, et ostendit illi regnum Dei, et dedit illi scientiam sanctorum: honestavit illum in laboribus et complevit labores illius. Sap. 10.

In Stolberg war die Fülle der Menschheit, das Gemüth des Großen. Goethe an Sulpiz Boisserée.

Den F. L. Stolberg wird eine unbefangene Nachwelt mit Ihnen und mir sehr hoch stellen. Niebuhr an Perthes. 1818.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Seiner Erlaucht

dem Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg

auf Brauna in Sachsen

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

In der Vorrede zu dem im vorigen Herbst über Stolberg's Wesen und Wirken seit seiner im Jahre 1800 erfolgten Rückkehr zur katholischen Kirche herausgegebenen Band habe ich mich über den Umfang des mir zur Verfügung gestellten bisher ungedruckten Materials und über die Art meiner Behandlung desselben ausgesprochen. Für die damals bereits zum größten Theil fertige Arbeit über die Lebensperiode bis zum Jahre 1800 konnte ich inzwischen noch allen erreichbaren Stoff mit Muße benutzen und lege nun hier einen Band über diese Periode vor, der an neuen gewichtigen Mittheilungen nicht weniger reich ist, als der frühere, und der vor allem Stolberg's Forschen und Ringen in den letzten sieben Jahren vor seiner Conversion näher charakterisirt. Stolberg's eigene Berichte darüber sind ergreifend.

Mit Ausnahme der Briefe an die Brüder von Droste-Vischering, welche ich durch die Güte des Grafen Erbdrosten aus Darfeld bei Münster erhielt, befinden sich sämmtliche benutzte Schriftstücke in den Händen Stolberg'scher Familien-

angehörigen: weitaus die meisten in Brauna in Sachsen; die Briefe aus den Universitätsjahren und über die erste Reise in die Schweiz in Thüle bei Salzkotten in Westfalen; die aus der Zeit der ersten Gesandtschaft nach Petersburg in Peterswaldau in Schlesien; einige wenige in Wien und Berlin. Nur die Briefe an den Grafen Johannes von Bernstorff sind aus Copien entnommen, von allen übrigen lagen mir die Originale vor. Für alles mir so gütig Dargebotene wiederhole ich nochmals meinen aufrichtigen Dank.

Hoffentlich trägt meine Arbeit dazu bei, daß nun auch den Werken Stolberg's, insbesondere den prosaischen, eine verdiente größere Aufmerksamkeit zugewendet werde, und daß man von berufener Seite sich der Mühe unterziehe, durch neue Herausgabe einzelner derselben oder durch Besorgung von ‚Ausgewählten Schriften' die herrliche Hinterlassenschaft des großen Mannes den gebildeten Kreisen zugänglicher zu machen.

Frankfurt a. M., 1. Mai 1877.

Joh. Janssen.

Inhalt.

I. Jugendjahre. 1750—1770.

Seite

1—4. Die Eltern — Stellung und Verdienste des Vaters — dessen Grundsätze und Charakter — Gebetseifer der Mutter.

4—9. Familienleben und Kindererziehung — Stolberg's früheste Jugendeindrücke — Einwirkungen auf sein poetisches Gemüth — gemeinsame Erziehung mit seinem Bruder Christian — wohlthuender Einfluß der ältern Schwester.

10—12. Klagelied auf den Tod des Vaters † 1765 — dessen Bibel — Klopstock's Einfluß auf die weitere Erziehung.

II. Universitätsstudien. 1770—1773.

13—20. An der Universität zu Halle — Ermahnungen und Segenswünsche der Mutter — juristische Studien — Beschäftigung mit den neuern Sprachen — Milton — Briefe der ältern Schwester — Wieland — Lessing.

20—27. An der Universität zu Göttingen — der dortige Dichterbund — Freundschaft mit jungen Engländern — Professor Pütter — Studium der griechischen Sprache — bei Klopstock — eine Harzreise — religiöse Aussprüche und Lesung der heiligen Schrift.

28—30. Tod der Mutter 1773 — deren christliches Vermächtniß und dauernde Einwirkung auf das Leben der Kinder.

III. Reise in die Schweiz. 1775.

Seite
31. Stolberg's Lieder. 1774.
32—37. Reise nach Frankfurt am Main und Freundschaft mit Goethe und Klinger — ersterer reist mit in die Schweiz — in Heidelberg — am Hofe zu Carlsruhe — in Straßburg — politische Betrachtung — in einem Kloster zu Emmendingen — Freundschaft mit Goethe's Schwager J. G. Schlosser. 1775.
38—39. Beschreibung des Rheinfalls bei Schaffhausen.
40—42. In Zürich — Verkehr mit Lavater — dessen Charakteristik.
43—45. Fußreisen mit Goethe und Lavater — in Einsiedeln — Begeisterung für die katholischen Cantone — eine republikanische Ceremonie — Freundschaft mit dem Theologen Heß in Zürich.
45—48. Auf dem Lande bei Zürich — Verkehr und Lectüre — Homer und Ossian.
48—50. Weitere Reisen mit Ulysses von Salis — in Piemont — sein Freiheitsgesang.
50—52. Schilderung eines Besuches bei Voltaire in Ferney — fürchtet dessen irreligiöses Gift.
52—59. Reiseberichte aus Genf — Bern u. s. w. — Jugenderinnerungen — Rückblicke und Ausblicke — Enthusiasmus der Freiheit.
59—61. Rückreise — am Hofe zu Gotha — Gedichte — der Schauspieler Eckhof.
61—63. Am Hofe zu Weimar — bei Wieland — der Herzog und das Hofleben — Goethe.
64—65. Am Hofe zu Dessau — Basedow und sein Philantropin — Wohlthätigkeit des Fürsten.
65—69. In Potsdam und Berlin — Claudius — das religionslose und kalte Berliner Wesen ihm widerwärtig.
69—71. Eine entscheidende Lebensfrage — merkwürdige Aeußerungen über Goethe. 1776.

IV. Im Amte. Dichterisches Schaffen. Familienleben. 1776—1791.

72. In Diensten des Herzogs Friedrich August von Oldenburg seit 1776.

Seite
73—77. Seine damaligen Gedichte — Balladen, Oden und Hymnen — Voie und Bürger über ihn — seine Auffassung des Dichterberufes und vaterländische Richtung seiner Poesie — Uebersetzung der Ilias 1778 — Sammlung der Gedichte 1779.
77—93. Aus dem Hofleben zu Eutin — Naturgenuß und Lectüre — Poetische Träume — Homer — Sehnsucht nach Freiheit — Verkehr mit dem Dichter Schönborn — Shakespeare unaussprechlich reich und groß — Lebenscontraste — Carl Fr. Cramer — Claudius — Klopstock — Liebe zu den Thieren.
94—96. Historische Studien — Lessing's Emilia Galotti — Richardson's Clarissa.
97—100. Religiöse Betrachtungen — Arbeiten — Briefe von Geliebten — am Ufer des Ehestromes.
101—104. Naturgenuß — genußreicher Verkehr — übergroße Hofgunst sehr lästig.
105. Abhandlungen von Klopstock.
106. Ermahnungen an den Bruder.
106—107. Im Bade zu Pyrmont 1779 — Lectüre des Terenz.
108. Das Land- und Stadtleben.
109—111. Ueber seine verstorbene Freundin Gräfin Emilia von Schimmelmann, deren Verlust für ihn einen Abschnitt des innern Lebens bezeichnete. 1780.
112. Ueber Klopstock.
113—115. Betrachtungen über Welt und Leben — Ideal der Ruhe — reine Freuden.
116—117. Beschäftigung mit Aeschylus und Pindar.
118—120. Jugenderinnerungen — Andenken an die Verstorbenen — Aussprüche von Young und Yorik.
121. Um was er betet. 1781.
121—122. Gegen Basedow, Jerusalem und andere rationalistische Theologen — will sich lieber mit seinen Brüdern, den Katholiken, verbinden — die tröstlichsten Lehren der heiligen Schrift.
123—124. Verlobung mit Agnes von Witzleben 1781 — Schilderung seiner Braut.
125—127. Verheirathung 1782 — Hochzeitsreise — Briefe von Agnes — bei Klopstock und anderen Freunden.

Seite
127—129. Tod der Lieblingsschwester, Gräfin Bernstorff — deren Schilderung aus Bernstorff's Aufzeichnungen.
130—133. Nach dem Tode der Schwester — seine christliche Gesinnung — die Oeconomie Gottes eine Oeconomie der Liebe — Selbstverläugnung die schwerste Kunst.
133—136. Tägliche Studien — Uebersetzung mehrerer Stücke des Aeschylus 1782—1783.
136. Bedeutung seiner satirischen Lehrgedichte von 1784.
137. Sehnsucht nach Wahrheit.
138. Das Götzenbild des modernen Staates, der wahre Minotaurus unserer Zeit.
138—140. Die ungläubige Philosophie und ihre entsittlichenden Wirkungen — Ehrfurcht vor den großen Alten — nur das Wahre ist schön.
141. Wie Despoten handeln sollen — Fürstenschmeichler — rechtsverdrehende Juristen und kriechende Philosophen.
142. Schicksal der Despoten.
143—144. Lectüre — alle Damen lieben Cicero nicht — dessen Briefe.
144. Lectüre Fenelon's.
145. Schädlichkeit der Journale — ein Ausspruch Rousseau's.
146. Fühlt immer heftiger den Durst nach Wahrheit.
147—149. Familienleben — katholisirende Anschauungen — Gedichte der Gräfin an den ersten Sohn.
150. Ueber Lehrgedichte — Feier von Gedenktagen.
152. Zehnstündige Tageslectüre.
153—154. Sehnsucht nach Italien.
155—156. Bei Klopstock und Bernstorff.
157—159. Reise nach Carlsbad 1784 — Andenken an eine verstorbene Freundin — Leitung der Vorsehung.
160—161. Bei Goethe und Wieland in Weimar — Goethe über die Gräfin.
162. Carlsbader Badeleben.
163—164. Aus Dresden.
165. Religiöse Betrachtung des Todes — jede Naturstärke gegen den Tod ist Betäubung.
166—168. Reise nach Kopenhagen — seine dramatischen Dichtungen und deren Bedeutung. 1785.

Seite
169—182. Als Gesandter nach Petersburg. 1785.
169. Gedenkblatt für die Gräfin.
170. Bei Hamann in Königsberg; ein Ausspruch desselben.
171. Seine beständige Losung.
172. Leben in Mitau.
173. In Petersburg. Kindererziehung.
174. Liebe zu den Kindern.
175. Gemälde der Angelica Kauffmann.
176—177. Beim Großfürsten Paul; dessen Aeußerung über seine Mutter, die Czarin Catharina.
178. Bei glücklichen Menschen in Livland.
179. Ueber die Dankbarkeit gegen Gott.
180. Scheußliche Zustände in Rußland.
181. Bei Hippel. Kindererziehung.
182. Briefverbrechungssystem in Petersburg.
183—184. Glückliches Familienleben. 1786—1788. Naturgenuß. Einladungsgedicht an Lavater.
185. Woltmann über Stolberg und dessen häuslichen Kreis, ein Bild seiner Geselligkeit.
185—186. Berufsthätigkeit.
187. Studirt Plato. Ueber thierischen Magnetismus.
188. Ueber die Briefe der Frau von Sevigné.
189. Ueber Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
190. Sein Verhältniß zu Plato. Von Terenz entzückt. 1787.
191. Liest Ariosto.
191. Livius nährt, ohne den Kopf anzugreifen, den Geist mit dem lautern Honig der alten Zeit.
192. Ein Werk von Bonnet.
192. Nectartrunken von Plato.
193. Ueber Aristophanes (vergl. S. 195).
193—195. Freuden der Einsamkeit — Zeitverderbende Langeweile der gesellschaftlichen Unterhaltung.
196. Heinse's schändlicher Ardinghello — nur zu oft wird Frechheit für Freiheit gehalten.
197. Der Geist der Zeit wird ihm immer heterogener — störende Besuche.

Seite
198. Das Buch Hiob.
198—199. Gegen Weishaupt und die modernen Aufklärer — Bettelarmuth der ungläubigen Philosophie. 1788.
200 Die falschen Zeitrichtungen — Atheismus und Aberglaube.
201—202. Gegen Schiller's Götter Griechenlands — der letzte Zweck der Poesie ist nicht sie selbst.
203. Seine idyllische Dichtung: ‚Die Insel'.
203. Die modernen Verfassungen zeigen einen gänzlichen Mangel wahrer Legislation.
204. Der Charakter eines echten Weisen und die Ziele der echten Wissenschaft.
205. Die Poesie als irdische Schwester der Religion — eine sonderbare Meinung Plato's.
206. Welche Menschen die Poesie anfeinden.
207—216 Tod seiner Gemahlin 1788 — Schilderung derselben und des mit ihr verbrachten glücklichen Lebens.
217. Beim Bruder und beim Grafen Reventlow.
218. Als dänischer Gesandter am Berliner Hofe. 1789.
219. Berliner Freunde — kann nicht umgehen mit Solchen, die glauben, ohne Gott leben zu können.
220. Nicolovius über Stolberg.
221. Lectüre — die Reisebriefe von Sturz.
222. Der Aesthetiker Moritz.
223. Religiöse Betrachtungen.
224—226. Begeisterung für die französische Staatsumwälzung, aber wegen des Charakters der Franzosen nicht ohne Aengstlichkeit bezüglich des Ausgangs.
227. Theologische Studien.
228. Ueber seine Kinder.
229. Lectüre — Nicolovius.
230 Sieht mit Furcht dem Umsturz aller Verfassungen entgegen. 1790.
231. Ueber die Bedeutung kirchlicher Gesangbücher.
232. Ermahnungen an einen Neologen — Ringen nach Wahrheit.
233—246. Gräfin Sophie von Redern seine Braut — Briefe zur Charakteristik der Gräfin und ihrer Ausbildung.
247. Verheirathung. 1790.
248—250. Leben in Berlin.

Seite
250—252. Goethe's Tasso — Schiller's Abfall der Niederlande.
252—253. Die französische Nation unreif zur Freiheit — die Politik läßt ihn leer.
254—257. Theologische Betrachtungen und Ermahnungen — die transscendentale Ueberzeugung — die Religion Jesu Sache des Herzens.
258. Gesellschaftliche Unterhaltungen.
259—260. Politische Betrachtungen mit Bezug auf Frankreich. 1791.
261. Welt und Ewigkeit.
262. Geheime Gesellschaften bei den Alten.
263—264. Vorbereitung zur Reise nach Italien

V. Reise nach Italien. 1791—1792.

265—267. Bedeutung dieser Reise für seine spätere Conversion.
268. Auf der Reise nach Italien bei der Fürstin von Gallitzin; deren Wesen und Umgang.
269—270. Bei Fürstenberg und Overberg; deren Charakteristik.
270—272. Bei den Brüdern Jacobi und J. G. Schlosser.
273. Am Rheinfall bei Schaffhausen (vergl. S. 38—39).
274. Bei Lavater in Zürich — die ungläubigen Toleranzprediger sind die bittersten Verfolger.
275. Bei Bonnet in Genthod.
275—276. Bei Necker — seine Begeisterung für diesen und woraus sie sich erklärt.
276—277. Feind jeder willkürlichen Gewalt — über Form und Geist der verschiedenen Verfassungen.
278. Inneres Staatsleben.
279. Despotismus und Anarchie — demokratischer Despotismus, das schrecklichste aller politischen Uebel.
280. Seine Reisetagebücher.
281. Allgemeine Grundsätze bezüglich der Beurtheilung Italiens.
282. Der italienische Clerus.
283. Der Glaube beherrscht das ganze Leben der Italiener.
284—285. Kunsturtheile — die wahre Kunst und ihr Hauptgesetz — liebt die Virtuosen nicht.

Seite
286—287. Die Kunst der Griechen und der Römer, beherrscht von dem Gedanken des Todes.
288. In Rom. 1792. Das Pantheon.
289. Bei Pius VI.
290—291. In Süditalien — Nicolovius über ihn — die Brüder von Droste-Vischering.
291—296. Aus den Reisebriefen der Gräfin — der Geist der Zeit — das Volk in Süditalien — über den Tod einer Tochter.
296. Der Aetna.
297—298. Politische Betrachtungen bezüglich Frankreichs — den Gräueln der Anarchie werden dort die Gräuel der Tyrannei folgen.
299—300. Allgemeines über Land und Leute in Italien.
301. An der Leiche eines Kindes.
302—305. In Rom — Angelica Kauffmann — Unterschied zwischen Natur- und Kunstgenuß — die leidige Kritik — Volksfeste — Natur und Ewigkeit.
306 Eine persönliche Bitte an seine Freunde.
307. Italien in Deutschland wenig gekannt.
308. Der Kirchenstaat vortrefflich angebaut.
309—310. Rückreise nach Deutschland.
310. Politische Betrachtungen. 1793.
311. Mirabeau's Briefe und der Charakter der Franzosen.
312. Klopstock gegen die Franzosen.
312—314. Freundesbriefe — Glückwünsche — die christliche Ehe.

VI. Aus der Zeit der Vorbereitung zur Conversion. 1793—1800.

315. Beschäftigt sich täglich mit religiösen Fragen seit 1793.
316. Ueber Ernestine Voß — Kindererziehung.
317. Besuch von Lavater.
318. Die Fürstin von Gallitzin und Overberg in Eutin.
319. Die Fürstin über Claudius.
320—321. Ueber den Verkehr mit der Fürstin — Urtheil von Nicolovius.

Seite
322. Die Briefe der Fürstin wohlthuend wie der Besuch eines Engels.
323—324. Aus Briefen an die Fürstin — die Gräfin über ihr tägliches Leben — geistliche Lectüre.
324—326. Krankheit und Tod eines Sohnes. 1794.
327. Katechetischer Unterricht.
328—331. Religiöse Betrachtungen — ein Ausspruch von Franz von Sales — Thomas von Kempen.
332. Bei Claudius auf Besuch.
333—334. Bei der Fürstin von Gallitzin auf Besuch — Fürstenberg.
335. Worin die wahre Freundschaft besteht.
336. Berufs- und Familienleben seit 1794 — die Gräfin über Stolberg.
337—338. Politische Betrachtungen — Freiheit auf Religion zu gründen — die französische Republik.
339. Christenverfolgung in Frankreich.
340—341. Die Illuminaten — Preußens Vorgehen — im Geist der Zeit nirgends Herz und Liebe.
342—343 Deutsche Zustände — Schwäche der Fürsten.
344—345. Familienleben — geistliche Wiedergeburt — Tod eines Sohnes. 1795.
346. Berufsleben — drückende Amtsgeschäfte — Sorge für Verbesserung des Volksschulwesens. 1795—1796.
347. Die Fürstin von Gallitzin.
348—355. Aus den Briefen der Fürstin: Vorzug der kleinen Kreuze vor den großen — tägliche Kämpfe — aus dem Leben einer in Christo verborgenen Seele — Gräuel in Frankreich — Opfermuth französischer Priester. 1796.
356—357. Gegen Preußen und die Illuminaten — eine patriotische Ode.
358—359. Die herrlichen Siege der Oesterreicher und deren Rückwirkung auf Frankreich.
360. Waffenbrüderschaft der Gutgesinnten — Fürstenberg über Stolberg.
361—373. Arbeiten über Plato. 1795—1796.
362 Wodurch er zu denselben besonders befähigt war — Zweck derselben.
363—364. Vergleich zwischen Aristoteles und Plato.

Seite
365. Sokrates und seine Philosophie.
366. Was nothwendig zur vollständigen Würdigung des Sokrates.
367. Hauptlehren seiner Weisheit und woher er zu dieser Weisheit kam.
368—369. Die Fürstin von Gallitzin über Sokrates und die innere warnende und leitende Stimme in uns.
370. Sokrates als Proselytenmacher — das Zeitalter der Aufklärung.
371. Die kleinmüthige Verbindung der Idee des Todes mit traurigen Begriffen entnervt die Seele.
372. Das jenseitige Leben und die wahre Liebe zu Gott.
373. Unterschied zwischen todt sein und sterben — die Mystik in der Philosophie und Theologie.
373—377. Zueignung der Uebersetzungen des Plato an seine Söhne — die wahren Lebensgüter und die Veredlung der Seele — die Kinder bei all' seinen Arbeiten sein erster Gedanke.
377—378. Allen ernsten Fragen liegen religiöse Fragen zu Grunde — Hauptcharakter der Religion.
379—380. Betrachtung des Alterthums im Lichte des Christenthums — die platonische und die christliche Mystik.
381. Zwei Hauptvorstellungen der Bibel — die magna charta der Christen.
382. Das Wunder der Wiedergeburt durch höhere Kraft.
383—384. Die Marquise Pauline von Montagu und ihr Verhältniß zur Stolberg'schen Familie, seit 1795.
385—386. Ueber Frau von Montagu und ihre Familie — ein Ausspruch Tauler's.
387. Neigt sich immer mehr zur Mutterkirche hin — biblische Studien.
388. Ueber seinen Schwager Bernstorff.
389—390. In seiner Jugendheimath — Erinnerungen — das Andenken seines Vaters.
391. Am Grabe seiner ersten Frau.
392—393. Ueber den Grafen L. Reventlow — Philosophie und Evangelium.
394—399. Theologische und kirchengeschichtliche Studien — Bekenntnisse — eine Schrift gegen Kant — Lavater's Wunderglaube — französische Märtyrer — Jacobi — der Herder'sche Erlöser.
399. Lob der Fürstin von Gallitzin.

Seite
400. Sehnsucht nach Wahrheit — Overberg's Mahnung in Sachen des Glaubens (vergl. S. 421).
400—419. Gesandtschaftsreise nach Petersburg. 1797.
400. Eine Bitte der Fürstin von Gallitzin.
401—402. Klinger's Giafar — Jung Stilling's Heimweh.
403. Hamann's Töchter — Besuch bei Kant — der junge Hamann.
404. Eine religiöse Betrachtung.
405. Nutzen der Reisebeschwerden.
406—408. Erkrankung in Petersburg — was sein Labsal in der Krankheit — der gelehrte Wurm getödtet — Rückblicke und Aussichten.
409. Verhältniß der Gräfin zur Marquise von Montagu.
410—411. Segen der Krankheit Stolberg's.
411. Petersburger Freunde.
412—414. Liebe und Sehnsucht — wahre Freundschaft — la philosophie divine — Lavater's Pochen auf sinnliche Ueberzeugung.
414—419. Krankheit und Tod seines Schwagers Bernstorff — Betrachtungen über Leben und Tod und die Verbindung mit den Verstorbenen.
419. Trostbrief an einen Freund.
420. Rückkehr nach Eutin. 1797.
420—422. Die Fürstin von Gallitzin und Overberg auf Besuch — religiöse Fragen — Overberg's Mahnung, nichts zu übereilen — Prüfung der Controverspunkte — der breite Graben — Correspondenz mit einem französischen Bischof.
423. Erziehung der Kinder.
424. Fürchtet, daß Münster preußisch werde. 1798.
424—425. Seelenstimmungen — gesellschaftliche Unterhaltung.
426. Gegen die Politik Preußens — der schlechte Geist der Zeit.
427. Wirrsale der Zeit — seine Seele matt und krank.
428. Ueber seine verstorbene Gemahlin — Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kirche.
429—430. Politisches — Lectüre der hl. Schrift — die materia peccans der Zeit.
431. Zweifel über einige Controverspunkte.
432. Will wegen der Erziehung der Kinder seine Aemter niederlegen.
433—434. Die Eutiner Schule seinen Kindern verderblich.

Seite
435—436. Bei Klopstock — Hamburger Zustände — hoffnungslos in Sachen der Politik. 1798.
437. Seelenstimmungen — das Haus seiner Eltern.
438. Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte.
439—440. Sehnsucht nach der Mutterkirche — sein Entlassungsgesuch.
441. Ueber seine katholisirenden Anschauungen an einen protestantischen Freund.
442. Liest das Concil von Trient.
443. Schlechte Poeten sind Fliegen.
443—444. Feier eines Marienfestes — ein alter Krieger.
445. Erziehung der Kinder.
446—448. Seelenstimmungen — am Fuße des Kreuzes — der Geist der Salbung in der katholischen Kirche — Durst nach Erleuchtung — in Erwartung und Sehnsucht.
449. Politisches — die Kirche in ihren Drangsalen.
450—452. Nothwendigkeit einer unfehlbaren Kirche — der Weg zur Wahrheit kein anderer als der Pfad der Heiligung — Heiligung in der Wahrheit.
453—456. Auf der Reise nach Carlsbad — lebt in seinen Kindern ein neues Leben — der neue Hofmeister der Kinder.
457—460. In Carlsbad — der Hofmeister — Verrath des Großmeisters der Malthefer — das Kreuz auf den Gipfeln der Berge — verzweifelt in der Politik an aller menschlichen Hülfe.
461—462. Auf dem Gute seiner Gemahlin — Lectüre.
463. Bei den Herrnhutern.
464. Gegen den kirchenräuberischen und blutbefleckten Bonaparte.
465. Die Kraft des Christenthums.
466. Eher werden Könige ihrem Thron, als Philosophen ihrem Dünkel entsagen.
467. Seine Sehnsucht nach innerer Erleuchtung wird lebendiger. 1799.
467—469. Die Gerichte Gottes in der Geschichte — das täglich mehr entartende Vaterland.
469—470. Erinnerungen an Verstorbene und Rückblicke auf sein eigenes Leben — die Tochter Julia.
471—473. Religiöses Forschen und Ringen — auf den Wogen der Zweifel — seiner Seele wegen oft sehr angst und bange.

Seite
473—476 Politische Nachrichten — eine Schmerzensode — glühend von Vaterlandsliebe beim Unglück des Vaterlandes — Schwindelgeist der Fürsten — der Bruder über Haugwitz und seine Politik — Unterredung mit dem König von Preußen — die Illuminaten in Bayern. 1799.
475—479. Theologische Studien — Frau von Montagu — ein Meisterwerk Bossuet's — Jacobi und seine Philosophie — gegen Febronius — ein Ausspruch Lessing's.
480. Besuch von Freunden.
481. Gesandtenmord zu Rastatt — der Hauslehrer.
482—483. Durst nach Erkenntniß der Wahrheit — Herder's angebliche Sinnesänderung in religiösen Dingen — Jacobi und seine Philosophie.
484. Sehnsucht nach der Mutterkirche, aber noch schwankend wegen des Uebertritts.
485—486. Im Seebade Doberan — die dortige Gesellschaft.
487. Gegen den König von Preußen.
487—488. Ueber Jean Paul's Schriften und deren gefährlichen Geist.
489. Glückwünsche — Verkehr mit den Verstorbenen.
490. Politisches — seine drückende Amtsbürde.
491. Alle Staaten tanzen den Veitstanz.
492. Ueber J. G. Schlosser — die Stimme des guten Hirten.
493. Innere Unruhen und Zweifel — die entscheidende politische Crise.
494—495. Französische Zustände seit Bonaparte's Staatsstreich.
495. Der Beruf der Menschen.
496. Der Beruf des geistlichen Amtes.
497. Die Wirksamkeit eines wahren Geistlichen.
498—501. Ununterbrochene theologische Studien — Controversschriften — Furcht noch am Hafen zu scheitern — Werke von Bossuet — die katholische Lehre von den guten Werken allein schriftgemäß.
502. Conversion in Münster. 1800.

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg

bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1750—1800.

Friedrich Leopold
Graf zu Stolberg

bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche.

1750—1800.

I. Jugendjahre.

Graf Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg wurde am 7. November 1750 zu Bramstädt in Holstein geboren. Sein Vater Christian Günther, seit 1744 mit Charlotte Friederike Christiane Gräfin zu Castell-Remlingen verehelicht, war in Folge von Verwandtschaft mit der Königin Sophia Magdalena von Dänemark in dänischen Staatsdienst getreten, bekleidete in Bramstädt die Stelle eines Obervorstehers einer königlichen Amtmannschaft, und kaufte dort ein Rittergut gleichen Namens an. Er war unter den adeligen Grundbesitzern des nördlichen Deutschlands der erste, welcher hochherzig und uneigennützig die Leibeigenschaft aufhob und unter den mildesten Bedingungen den freigewordenen Bauern seines Gutes ein festes Eigenthum verschaffte [1]. Friedrich Leopold und sein Bruder Christian (geboren am 5. October 1748) freuten sich noch als Greise über diese edle That des Vaters, der dadurch „sich selbst ein Ehrendenkmal gewissenhafter Fürsorge für die Gedrückten gesetzt, Andere zur Nachahmung angespornt und insbesondere den Kindern ein Beispiel gegeben, wie sich christliche Gesinnung

[1] Vergl. die Zuschrift von Meyer, des spätern Besitzers von Bramstädt, vom 13. December 1819, in Fr. L. Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß wider ihn 53—56.

im Werk zu erproben habe' [1]. Auch in Kopenhagen, wohin Graf Christian Günther im Jahre 1756 als Oberhofmeister der verwittweten Königin Sophia Magdalena berufen wurde, wirkte er für den geknechteten Bauernstand, und auf seinen Rath und unter seiner Mitwirkung ,verlieh die Königin allen Bauern in dem ihr gehörigen Amte Hirschholm ihre Höfe mit völligem Eigenthumsrecht.' [2]

Der Charakter des Grafen prägt sich getreu in den Aufzeichnungen aus, welche die jüngere Schwester Friedrich Leopold's, die Gräfin Catharina (geb. am 5. December 1751) aus ihren Jugenderinnerungen für ihre Verwandten niederschrieb. Das Herz des Vaters, sagt sie, ,war sanft und milde, sein Umgang still und ernst. Zärtlich und treu vermied er jeden Schein. Er mochte Vielen kalt erscheinen; dem, welchem er helfen konnte, und dem, der von ihm abhing, schien er es nie. Leicht gerührt entstürzten ihm Thränen, wo er oft kein Wort sagte. Er scherzte selten; aber seine Freundlichkeit milderte seinen Ernst, und sein Witz ward nur dadurch Witz, daß er mit der Schnelligkeit und Sicherheit des Instinktes, mit dem ihm so eigenen, ihn so charakterisirenden Wahrheitssinn und mit seiner Wahrheitsliebe das Falsche vom Wahren, das Kleine vom Großen, den Schein vom Sein zu unterscheiden und Jedes in das gehörige Licht zu setzen wußte. „Nichts ist schön als das Wahre, das Wahre allein ist liebenswürdig" — „Ich fürchte Gott und habe keine andere Furcht" — „Mehr

---

[1] Briefe Friedr. Leopold's und Christian's vom 27. August und 17. September 1813.

[2] Vergl. von Eggers, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des dänischen Staatsministers Andreas Petrus Grafen von Bernstorff (Kopenhagen 1800) S. 42.

sein als scheinen", gehörten zu seinen Lieblings-Sentenzen und waren ein Emblem seiner Gesinnung und seines Charakters.' ‚Unbestochener von Eitelkeit, wie er, ist wohl nie ein Mensch gewesen. Sein Gefühl war so weich, daß er sich jedes Thiers erbarmte; aber bis zur Strenge ging sein Ernst, wo er Unrecht sah. Er war allgemein verehrt, von den Guten geliebt, von Tausenden gesegnet, gefürchtet von denen, die auf falschen Wegen gingen, und von den sich aufblähenden Narren. Kein Ansehen, kein noch so glänzender Vorzug, sowohl des Standes, der Gunst oder des Reichthums, als auch der Talente und des Geistes, schützten vor seiner Satire, oder ließen ihn nur ein Haar breit aus seinem Wege gehen, hemmten im Mindesten seine stille Thätigkeit oder bestachen sein reines Urtheil.

Er wog mit gleicher Wage
Des Großen drohend Recht
Und eines Bauern Klage.'

‚Meine Mutter wandte immer auf ihn den schön gezeichneten Charakter des Jakobus im Messias an:

Dieß ernste Gesicht
Ist verschwiegene Tugend, die weniger saget als ausübt.
Kännt' ihn der Ewige nur, wenn ihn von Nachwelt zu Nachwelt
Menschen auch nicht kännten, er Engeln selbst unbekannt bliebe;
Dennoch würd' er, vom Ruhme unbelohnt, stets edel und gut sein.'

Die Hauptsorge des Grafen war, daß ‚seine Kinder den Weg des Herrn wandeln möchten', und diese Sorge theilte seine ihm gleichgesinnte Gemahlin.

‚Ich höre die Mutter noch sagen', schreibt die Tochter in ihren Aufzeichnungen, ‚daß sie keine Mutter so beneide, wie die Mutter der sieben Söhne, daß sie die glücklichste aller Mütter sei. „Herr, hier sind wir und die Kinder, die Du uns gegeben hast", — dieß einst sagen zu können,

war ihr einziger Wunsch, ihr Streben, ihr Gebet, — die Seele ihrer Erziehung.' ‚Auch in den kleinsten Dingen wandte sie sich mit Gebet und völligem Vertrauen in jeder Noth zu Gott, ihr Leben war eigentlich ein ununterbrochenes Gebet, ihr Glaube eine unversiegbare Quelle.' Sie fing ‚nie eine Reise oder ein Unternehmen an, ohne zu beten; sie fing nie ein Buch an, schrieb nie einen Brief, ohne vorher zu beten. Kam sie wo an, so ergriff sie den ersten Augenblick, da sie allein war, sich auf die Kniee zu werfen und mit geschlossenen Augen, die sie nur öffnete, um sie andachtsvoll zum Himmel zu heben, und mit gefaltenen Händen zu beten. Ihrer Kinder und sehr oft der Hausgenossen Gegenwart störte sie nicht, und ich bin gewiß, daß wenige ihrer Freunde sie nicht so sollten gesehen haben, und doch ist es Niemanden eingefallen, sich daran zu ärgern oder sich nur darüber zu wundern. Sie war in ihrem ganzen Benehmen so offen, so natürlich, so ohne Zweifel in ihrem Glauben, so freudig in ihrem Gebete, und ihr ganzes Wesen war so lebhaft, so munter, daß es unmöglich war, über sie in Zweifel zu sein.'

‚Meine Mutter ward erstaunlich geliebt, und obgleich sie ihre Freunde oft ungeduldig machen mußte, sahen sie sie an wie ein höheres Wesen. Mein Vater, ohne es zu wollen, gebot Hochachtung und Ehrfurcht, man konnte sie ihm nicht versagen, aber man bezahlte seiner Tugend gern diesen Tribut, weil man ihn noch mehr liebte.'

‚Es ist sonderbar, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals in meiner Eltern Hause das Wort Geld, Auskommen, Oekonomie, Depense, Sparsamkeit gehört zu haben. Damals war der Luxus noch nicht Mode; und wär' er's auch gewesen, unser Elternhaus war wie eine Insel. Wir lebten von Andern abgesondert, ohne es eigentlich zu wissen.

Nie mangelte es uns an etwas, was uns Freude machen konnte; unsere Eltern waren freigebig und liebten eigentlich die Depense, allein ihr Geschmack und ihre Denkungsart hielten sie von Phantasien ab, in die oft selbst edle Menschen verfallen. Jedem Freund und jedem Gast stand das Haus offen; ich habe nie gemerkt, daß je ein Besuch in Verlegenheit gesetzt hätte. Ich weiß wirklich nicht, wie reich oder arm sie waren; das weiß ich wohl, daß nie über irgend einen Mangel oder eine ängstliche Sparsamkeit unter den Hausgenossen Klage oder nur die Rede davon war. Unsere Kleidung war nie nach der Mode, aber nicht nur anständig, sondern vornehm; feine Wäsche, seidene Kleider u. s. w., und immer mehr als wir bedurften; aber auch das ward uns zu Theil, ohne daß je ein Werth darauf gelegt wurde. An Geburtstagen und zum heiligen Christ wurden wir immer reichlich beschenkt. Unsere Lehrer waren Freunde des Hauses.' ‚So wenig als von Geld und Mode war auch von Bequemlichkeit die Rede. Die jetzige Behaglichkeit und Raffinements in Stühlen und Sophas war uns ganz unbekannt. Alle Möbel waren, wie unsere Kleider, gut und anständig, und so der Tisch; aber von allen hätten wir sagen können, wie Cyrus von den Sitten in Persien an der Tafel des Astyages.' [1]

Den Winter über lebte die Familie in Kopenhagen, möglichst fern von den zerstreuenden Festlichkeiten des Hofes in stiller Zurückgezogenheit, nur in häufigem Umgange mit dem berühmten dänischen Staatsminister Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, mit Klopstock und dem Hofprediger

[1] Die Aufzeichnungen größtentheils auch bei Hennes, Fr. Leopold v. Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg 3—10.

Johann Andreas Cramer. Ueber Bernstorff schreibt Friedrich Leopold: ‚Ich habe in meiner Jugend einen großen Mann gekannt, der nie ohne Bedacht den Namen Gottes oder Jesu Christi nannte und dessen Mienen jedesmal, daß diese heiligen Namen mit Leichtsinn genannt wurden, von einem traurigen Gefühle zeugten und unwillkürlich das Vergehen des Leichtsinnigen rügten.‘ [1]

Den Sommer verbrachten die Kinder in der Umgebung der Mutter gewöhnlich auf einem königlichen Landgut Rondstedt, in den schönsten und freundlichsten Gegenden Seelands unfern des Meergestades. Dort empfing Friedrich Leopold die ersten tiefen Natureindrücke, die während seines ganzen Lebens in seiner Seele hafteten und schon frühzeitig das Feuer seines dichterischen Gemüthes entzündeten. ‚Wie begeisterten mich schon als Knabe‘, schrieb er im Alter, ‚die Schönheiten der Natur! Sie sehen und dichten, auch wenn ich die Gedichte noch nicht in Worte fassen konnte, war Eins, und dichten und beten war Eins, denn alle äußere Herrlichkeit zog mein Gemüth unaufhaltsam zum Schöpfer empor und mit unnennbarer Sehnsucht träumte ich von einer Herrlichkeit, die ohne alle Störung und Ende.‘ ‚Keinen Ort habe ich so geliebt als Rondstedt‘, heißt es in einem Briefe Friedrich Leopold's an seine Schwester Catharina, ‚und ich werde nie mehr einen Ort so lieben können. Jene freundlichen Buchenhaine, welche mit Aeckern, Wiesen und Landseen abwechseln, die mit moosigem Stein bedeckten Grabhügel, welche uns mit Ernst und mit der Erinnerung freier heroischer Zeiten erfüllen; in der Ferne das erhabene Meer, das bald roth von der auf- oder untergehenden Sonne lächelt und bald mit allen Schrecken Gottes sich rüstet, sogar der

[1] Betrachtungen und Beherzigungen der hl. Schrift 1, 451.

Novembersturm, der uns näher an das Feuer rücken machte oder des Abends nach Tisch unsere Schritte im Saal verdoppelte — das Alles, wie ist es mir so heilig und so lieb. Ach diese goldene Zeit der Kindheit, welche selbst auf die späte Nacherinnerung noch Rosen streut![1]

Vor Allem war es auch das Andenken an die Feiertage innerhalb der Familie, welches seine ‚Seele stets emporhob in Druck und Leid des Lebens späterer Zeit'. Am Tage, an welchem sein Vater geboren, am 9. Juli, schrieb er einmal an Catharina: ‚Die lieben Tage stehen so schön unter den andern, umwunden von Ranken der Erinnerung, deren Duft dem Herzen wohlthut. Ach wie froh waren wir immer an diesem heutigen Tage! Wie gab unser lieber liebender Vater sich so ganz zu unserer kindlichen Feier hin! Das ganze Haus nahm Theil daran! Wie ist mir Alles so gegenwärtig! Weißt Du noch unsere Geschäftigkeit früh Morgens? wie wir dann gratulirten? Wie Ihr Schwestern mit Kornblumen Euch schmücktet, die am Sophienberger Wege oder in der Kuhallee gepflückt wurden? Wie ich mich lange vorher immer auf die ersten Nelken freute, die uns an dem Tage der Gärtner zu senden pflegte? Unsere liebe Mutter war ganz Mutter, weil sie mit uns ganz Kind war!'

‚Liebes, bestes Kätchen, es übermannt mich die süße Erinnerung! Dank sei es, ewiger Dank unsern lieben Eltern, daß sie uns so, ohne daß wir es wußten, mit starkem Arme aus Allem, was Welt heißt, was die Franzosen monde und siècle nennen, herausrissen und uns frei lau-

---

[1] Brief vom 24. Aug. 1775, mit Auslassungen auch bei Hennes, Stolberg's Jugendjahre 56.

fen und kindern ließen in den Gefilden besserer Freuden, deren Andenken uns immer bleibt.'[1]

Wie mit fröhlich klingendem Spiel zogen bis in seine letzten Lebenstage die Erinnerungen an Rondstedt durch seine Seele und immer kehrte dabei der Gedanke wieder: das wahre Lebensglück ruht in der Einfalt eines kindlichen Gemüthes, und ‚nicht menschliche, sondern göttliche Weisheit lehrte uns, daß wir werden müssen wie die Kinder, wenn wir im Diesseits und Jenseits den rechten Frieden finden wollen.'

‚Alle Eindrücke, die ich in meiner Jugend empfing', sagt er in einem Briefe an Werner von Haxthausen, ‚waren um so tiefer, weil sie mein Bruder Christian mitempfand; mit ihm hatte ich Alles gemein — unsere Seelen waren wie Eine Seele, unsere Herzen nie getrennt.'

‚Unsere Jugend', schreibt er einmal seinem Bruder, ‚war eine schöne, frohe Jugend! In welcher goldenen Unbefangenheit blüheten wir auf! Stille, ernste, liebevolle Zucht, Entäußerung von allem Tande, Denkart der Eltern lehrten uns früh das Große groß achten und das Kleine klein. In welchem Einklang waren wir mit der holden Natur der schönen Insel, die uns aufnahm! Wie rein erklangen alle Töne der Muse! Wir trieben noch Kinderspiel und wurden schon entzückt von Klopstock, von Cramer, von Geßner und Anderen. Und Ehrfurcht und Liebe für das Heilige und Ewige bewahrten uns von Kindheit an, regten früh das Gewissen und verließen uns nie ganz auch in den Verirrungen späterer Zeit.'[2]

---

[1] Vergl. Hennes, Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg, 245—246.

[2] Brief an Christian vom 17. Sept. 1811.

‚Und wir wuchsen empor, freudig, wie Stauden am Bach,
Kannten früh die süßesten Freuden des Lebens, und pflückten
Jeden kleinen Genuß, der sich im Schatten verbirgt.
Ungesondert lebt' ich mit Dir die Tage der Jugend;
Wenn ein Morgen uns schied, schied uns der Abend nicht mehr.
Wie aus Einem Born, von Einem Schatten gekühlet,
Zwillingsströme sich hell stürzen vom Felsen herab,
Mit vereinter Kraft bald Tannen wälzen und Felsen,
Bald mit spiegelnder Fluth schlängeln im ruhigen Thal:
Also flossen auch uns vereint der Kindheit und Jugend
Tage; jegliche Lust theilten wir, jeglichen Schmerz!
Jeden werdenden Wunsch und jede heimliche Sorge,
Jedes Sehnen, das kein Flügel der Hoffnung noch hub,
Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
Fühlten beide zugleich leis' in der innersten Brust.‘ [1]

Den ‚wohlthuendsten Einfluß‘ auf die Entwicklung der Brüder übte die ältere Schwester Henriette Friederike (geb. am 12. Jan. 1747), die ‚wie ein wahrer Familienengel mit ihrem kindlichen Glauben, ihrem zarten Gemüthsleben, ihrer geistigen Energie Segen und Freude spendete und der Liebling der ganzen Familie war‘.

‚Ach, wer lebte wie sie im Leben seiner Geliebten,
Wer empfand so rein, liebte, wer liebte so treu?
Früh die Wonne des treu'sten der Väter, der zärtlichsten Mutter,
Weinten sie süßen Gefühls Thränen und segneten Dich.
Auch die Wonne zugleich und das Beispiel Deiner Geschwister,
Ehrten als Mutter wir Dich, liebten als Einzige Dich!‘ [2]

Henriette, in den Briefen gewöhnlich Puletchen genannt, heirathete im Jahre 1763 den Grafen Andreas Peter von Bernstorff. ‚Ich übergebe Ihnen‘, sagte der Vater dem

[1] Friedr. Leopold's Elegie in den Gesammelten Werken 1, 216 bis 217. Vergl. auch Bd. 1, 219 und 2, 358.

[2] Vergl. Gesammelte Werke 1, 326—327.

Bräutigam, ‚ein Kind, das mich keine anderen Thränen als Thränen der Freude gekostet hat‘.

Den ‚ersten großen gemeinsamen Schmerz‘ empfanden die Brüder bei dem Tode des Vaters, der am 22. Juni 1765 in Aachen, wo er die Bäder gebrauchen wollte, an einem Schlaganfalle plötzlich starb. Der sechzehnjährige Friedrich Leopold beklagte den Verlust in einem seiner ersten Gedichte:

‚Ach beweint mit mir den Vater,
Der uns mehr als Vater war,
Unsern Lehrer, unsern Rather,
Unsern Schützer in Gefahr!

O wie wachte seine Seele
Ueber seiner Kinder Heil!
Noch ertönt sein Wort mir: Wähle
Diesen Fußsteig; ist er steil,
So entsprosset seinen Höhen
Gleichwohl junger Amaranth:
Wer ihn wählt, deß Heil wird stehen
Fest wie ewiger Demant.

Freudig walltest Du die Pfade,
Die Dein Mund uns pries, voran;
Dich umstrahlte Gottes Gnade,
Sie erhellte Deine Bahn,
Lehrte Tritte Dich entdecken,
Wo die Welt nur Tiefen sieht,
Wo der Abgrund seine Schrecken
Rüstet, und der Blöde flieht.

Unverwandten Blickes schautest
Du hinauf in's Vaterland,
Nicht in diese Wüsten bautest
Du Dein Haus auf morschen Sand.

Schmecktest nie den Taumelbecher,
Den die Lust uns buhlend reicht,
Wußtest, daß mit vollem Köcher
Hinter ihr die Reue schleicht.

Wie die Mondnacht ihren Segen
Träufelt mit gelindem Thau,
Und nicht leicht mit wildem Regen
Ueberströmt die Blumenau,
So war thätig still Dein Leben,
Manche That blieb unerhört,
Kronen, die nur Menschen geben,
Waren nicht des Christen werth.

Doch die kleinste Deiner Thaten,
Die sich heimlich Dir entschlich,
Säete Gott, und ihre Saaten
Werden einst umschatten Dich,
Wenn am schicksalschwangern Tage
Gott das Thun der Menschen wägt
Und auf der Entscheidung Wage
Salem und Gehenna legt.' [1]

Die Bibel, worin der Vater täglich gelesen, erhielt Friedrich Leopold zum bleibenden Gebrauch. Die Mutter schrieb ihm darin die Mahnung: ‚Diese Bibel, so Dein lieber seliger Vater noch am Tage seines seligen Endes gebraucht, und sich an den Worten: „Das Verlangen der Flehenden hörest Du, Herr; ihr Herz ist gewiß, daß Dein Ohr darauf merket", — erquickt, müsse Dir zu großem Segen sein und Dich beständig antreiben, das Wort Gottes so zu lieben, so zu ehren, Dich so daran im Glauben zu halten, es so zur Regel

[1] Bisher ungedruckt. Friedr. Leopold arbeitete diese Ode wiederholt, auch im Jahre 1773, um, aber sie schien ihm stets des Verewigten nicht würdig genug, und er nahm sie deßhalb nicht in die Sammlung seiner Gedichte auf.

Deines Lebens anzunehmen, wie er gethan, und Dich bis an's Ende daran zu erquicken. Hierzu gebe Dir der dreieinige Gott seine Gnade und seinen Segen.'

Nach dem Tode des Vaters zog sich die Mutter auf das ihr von der Königin Wittwe geschenkte Gut Rondstedt zurück und widmete sich dort, von ihren sie häufig besuchenden Freunden Bernstorff und Klopstock[1] treu unterstützt, der Erziehung der Kinder.

Den ersten wissenschaftlichen Unterricht empfingen die Brüder von ihrem Hofmeister Clausewitz, dem sie zeitlebens ein treues und dankbares Andenken bewahrten. Insbesondere wendeten sie einen bis zur Begeisterung gesteigerten Eifer auf die Kenntniß der lateinischen Sprache und Literatur, so daß sie mit allen römischen Dichtern genauer vertraut wurden und einen großen Theil der classischen Werke in dieser Sprache gelesen hatten, als sie zum Beginn der academischen Studien aus ihrer Einsamkeit hinaustraten.

---

[1] ‚Klopstock', erzählt Graf Christian über sich und seinen Bruder, ‚trat einst in den Saal, die beiden Jünglinge, die eben Cicero's Briefe in der französischen Uebersetzung lasen, überraschend; mit seinem bedeutenden Ton und durchdringenden Blick sagte er wenige Worte. Augenblicklich faßten sie den Entschluß eines strengen Fleißes, besonders bezüglich des Lateinischen.' Lebensumriß des Grafen Fr. Leopold 10.

II. Universitätsstudien.

Von Clausewitz begleitet, begaben sich Friedrich Leopold und Christian im Herbste 1770 nach Halle, um an der dortigen Universität sich den juristischen Studien zu widmen. ‚Unser Abschied von der Mutter und den Schwestern', schreibt Friedrich Leopold, ‚war ein tief bewegter, und noch immer hallen in unsern Ohren die Ermahnungen und die Segenswünsche wieder, mit welchen die Mutter uns entließ.' Worin diese Ermahnungen und Segenswünsche bestanden, sagen am besten die noch vorhandenen Briefe der frommen Frau an Friedrich Leopold.

‚Ach mein treuer Fritz', heißt es in einem Briefe vom 11. März 1771, ‚was habe ich für einen Schrecken und Kummer gehabt, als ich theologische Frag und Antworten las, so Jerusalem[1] bei Gelegenheit der Confirmation eines Braunschweigischen Prinzen herausgegeben, woraus ich sehe, daß er ein Socinianer ist, und wie gering er vom heiligen Geist sich ausdrückt; item die Sacramente Gebräuche nennt und von all dem Segen, so uns die Taufe gibt und das heilige Abendmahl, schweigt. Von der Gegenwart des Leibes und Blutes ist gar nicht die Rede, und Saurin[2],

---

[1] Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, der bekannte rationalistische Theologe, gest. 1789.

[2] Des reformirten Kanzelredners J. Saurin's Predigten (zwölf Bde., Haag 1749) wurden in der Stolberg'schen Familie viel gelesen.

der doch reformirt, redet ganz in andern Ausdrücken von derselben. Bei Beschreibung der Buße ist von einer tiefen Erkenntniß der Erb- und wirklichen Sünde und Aenderung des ganzen Sinnes nicht die Rede, sondern er heißt die Buße: eine ernste Verläugnung der Sünde — wie wenig sagend ist dieser Ausdruck! Ach mein lieber Fritz, wie nahe geht mir's, die ich acht Kinder habe, welche ich wie meine Seele liebe, und die ich in einer solchen Gefahr sehe! Wo wird dieß in zwanzig bis dreißig Jahren hinaus laufen? Ach hüte Dich vor solchen Menschen, mein lieber Fritz, und schlage beikommende Schriftstellen nach, so wirst Du die Seichtigkeit dieser Bücher und ihrer Sätze einsehen. Halte Dich so wie bisher an Gottes Wort, und was damit nicht harmonirt, das verabscheue. Ich habe Dir alle Stellen aufgesucht, so die Gottheit, gleiche Gottheit des Sohnes mit dem Vater beweisen; item solche, so von dem heiligen Geiste handeln, wie auch der Taufe und dem heiligen Abendmahle, von der Gegenwart des Leibes und des Blutes und von der Buße.'

In einem Briefe vom 27. October 1771 empfiehlt sie dem Sohne die Lectüre von Lavater's anonym herausgegebenem Tagebuche. ‚Ich finde', sagt sie, ‚sehr schöne Gedanken darin, sonderlich starke Bewegungsgründe zum Glauben und Gehorsam gegen Gott und sein Wort; was er hierüber sagt, ist unvergleichlich, und wie er das Leben hier als eine Vorbereitung auf jenes betrachtet. O welchen Eifer, welchen Trost sollte diese Betrachtung in uns wirken und uns willig machen, doch ja Alles zu thun und zu lassen, was Der uns gebietet und versagt, der uns durchsieht und am Besten weiß, was uns gut und was uns schädlich ist. Diese Materie wird vortrefflich abgehandelt und hat mir einen tiefen Eindruck gegeben.'

‚Mein allerliebster Fritz‘, heißt es in einem spätern Briefe über dasselbe Werk, ‚das was Du von Lavater's Tagebuch sagst, freut mich, und denke ich mit vielem Recht darüber so: Wer so viel Respect vor dem Ernst und all' dem Guten, so darinnen ist, hat, wie Du und Christian, der wird gewiß auch Solches suchen nachzuahmen und beim Respect, bei der Bewunderung und bei der bloßen Approbation nimmermehr stehen bleiben, und dieß war mein Zweck, als ich Euch dieses Buch schickte. Auch müsse es Euch dazu dienen, die Personen, denen Ihr Euer Zutrauen schenkt, wohl zu kennen, wohl zu prüfen, ob es Leute sind, die von Herzen rechtschaffen, die von Herzen Gott fürchten, die nicht ihre Ehre, ihre Renommée, kurz sich selbst mehr lieben als die Ehre Gottes. Du siehst wohl, daß ich über den Punkt jetzt rede, wo Lavater seine Freunde prüfte und fand, daß es Leute wären, die zwar sehr schön von der Religion sprechen könnten, allein nichts Lebendiges hätten, die Kraft und das wahre Wesen derselben noch nicht hätten. Dieser Artikel ist besonders stark und paßte mir recht — lies ihn nebst Christian noch einmal, Du wirst fühlen, wie wahr, wie stark er ist. Sein Gebet ist vortrefflich, seine Fürbitte für alle Geister — o diese Idee ist mir nicht neu. Nun, mein allerliebster Fritz und Christian, mein Trost ist der: Gott ist an kein Werkzeug gebunden, Er lebt, und wer auf Ihn von ganzem Herzem trauet, dem hilft Er fort, es sehe so wunderlich aus, wie es wolle. Wohl dem Menschen, der sich auf den Herrn verläßt und dem der Herr seine Zuflucht ist. Er ist ein Gott, der Wege macht im Meer und Bahn in großen Wassern. Er wird, wenn wir nur auf Ihn trauen, Ihn fürchten, Ihm gehorchen, uns nie verlassen.‘

‚Mein ganzes, Dir unaussprechlich ergebenes Herz‘, sagt

sie in einem Glückwunschschreiben zum Geburtstage des Sohnes am 5. November 1771, ‚thut sich heute in einer noch mehr als gewöhnlichen Weise gegen Dich auf und umfaßt Dich mit einer gewiß namenlosen Zärtlichkeit. Was könnte ich Bogen anfüllen mit alle Dem, so mein Herz Dir wünscht und wovon es für Dein wahres Wohl voll ist. Du kennst es und weißt, wie es über Dich denkt, wie irdische Wünsche unter Dir und unter meinen Wünschen an Dich sind. Die Ewigkeit allein ist Deiner würdig, mein bester Fritz. Gott und der Heiland gebe Dir Gnaden, so zu denken, als es Einem geziemt, der berufen ist, ein Erbe Gottes und Miterbe Christi zu sein — so zu handeln und dieß große Ziel in's Auge zu fassen. Gott segne Dich überschwänglich.'

—

Die Universität Halle zählte damals keine hervorragenden Philosophen und Juristen, und trockene pedantische Gelehrte waren nicht im Stande, das Interesse der beiden ‚nur für die mit dem Leben eng verbundene Wissenschaft' begeisterten Jünglinge zu fesseln. In den Hörsälen ergriff sie oft ‚bei weitgedehntem Wortschwall, bei müßigem, nur die Schalen spaltenden, den Kern unberührt lassenden Vortrag ein kaum zu verbergender Ekel'. Auf solche Stunden mag jene Stelle von Friedrich Leopold's Jamben hindeuten:

‚Nie genügte mir
Des Lehrsaals hochgelahrter, leerer Tand,
Und nie der eitlen Schlüsse hoher Bau.
Mit Mitleid und Verwund'rung sah ich oft
Pedanten auf erhab'nen Sesseln steh'n,
Um welche sich der Schwarm der Jugend drängt
Mit off'nem Munde der Aufmerksamkeit;
Den nackten Vögeln in dem Neste gleich,

Die blind und piepend, mit gedehntem Hals
Heißhungrig schnappen nach dem hohlen Kiel,
Mit welchem sie der lose Bube nährt,
Der sie der Mutterpflege selbst entriß.' [1]

Gleichwohl versäumten die Brüder selten ein Colleg, bereiteten sich für jedes vor und wiederholten genau. ‚Lebhaft erinnere ich mich noch', schrieb Friedrich Leopold als Sechzigjähriger an einen jungen Freund, der über die Trockenheit und Langeweile der juristischen Vorlesungen Klage geführt, ‚welche Ueberwindung es mir und meinem Bruder kostete, regelmäßig in den Hörsälen zu erscheinen [2], aber es schien uns Pflicht, keine Stunde zu versäumen, und das Nachgeschriebene zu repetiren. Eine gründliche Verarbeitung trocken wissenschaftlicher Materien thut zur Schulung des Geistes Noth, insbesondere denjenigen Jünglingen, die wegen reicher Phantasie leicht ausschweifen und in ihrer Liebe für Poesie und schöne Literatur eines strengen Zügels der geistigen Kräfte bedürfen. Aufgehen soll der Geist in trockene Materien nicht, das wäre schlimm, vielmehr soll der Jüngling sein Herz stets offen halten für alle Schönheiten der Natur und für die Herrlichkeiten der Dichtkunst alter und neuer Zeit, und sich nähren und kräftigen durch ernste Beschäftigung mit den geliebten Alten, deren unsterbliche Werke für alle Zeiten unsere Vorbilder bleiben werden.'

Vor dem Beginn ‚der juristischen Tagespflicht' und in den späten Abendstunden widmeten sich die Brüder der

---

[1] Vergl. in den Gesammelten Werken 3, 14 die vierte schöne Jambe: ‚Die Quelle.'

[2] In einem Brief an Bürger vom 30. Nov. 1772 schreibt Stolberg: ‚Wir armen Leute, die wir jeden Tag durch die Pandecten-Wüsten uns durchschleppen müssen, bedürfen der Erfrischung.' Strodtmann, Briefe von und an Bürger (4 Bde., Berlin 1874) Bd. 1, 79.

Lectüre der lateinischen Classiker, der Geschichte und der Erlernung neuerer Sprachen, vornehmlich des Englischen, worin sie bald eine große Fertigkeit erlangten.

‚Die Erlernung des Englischen‘, schrieb Friedrich Leopold in einem Briefe an Puletchen am 20. Juni 1771, ‚wird mir immer angenehmer, je weiter wir kommen. Ich endige nun den Vicar of Wakefield, dieses Buch hat mir außerordentlich gefallen. Es ist leicht und amusant und voll der schönsten edelsten sentimens. Wenn ein Mann, wie der Vicar beschrieben wird, existirte, ich würde ihn mehr ehren als die meisten Philosophen und für viel frommer halten, als so viele black gowned fellows, die die Gottesfurcht als ein Monopolium zu besitzen glauben. Nun werde ich einige englische Feenmärchen lesen, von dem gestiefelten Kater, dem Däumling und solcher Herrlichkeiten mehr. Ich bin froh, den Pretext des Englischen zu haben, um sie zu lesen, denn eine falsche Scham möchte mich sonst zuweilen überfallen, solche contes de vieilles zu lesen, so aber werde ich sie mit Vergnügen verschlingen; für den Däumling habe ich eine alte Vorliebe und erinnere mich noch, daß mir die Mina in Bramstädt sein Leben und seine Thaten erzählt hat. Vom halben Hahn steht, so viel ich gehört habe, im Englischen nichts, das ist traurig. Aber wirst Du mich nicht über diese Lectüre auslachen, meine Allerliebste?‘ ‚Du wunderst Dich‘, fährt er in einem späteren Briefe fort, ‚daß ich schon Milton lese, ich glaube dennoch, daß ich ihn nicht zu früh angefangen habe. Er hat freilich einige schweren Stellen, aus diesen hat mir einige Mal der Hofmeister unseres Reuß geholfen, aber im Ganzen ist er wirklich nicht schwer, lange so schwer nicht, als manches Raisonnement im Pope. Dazu kommt noch, daß mich die Gedanken weniger embarrassirten, weil ich seit

einigen Jahren die Uebersetzung drei oder vier Mal gelesen habe. Ich bin nun im neunten Gesange, sehr froh, dieses göttliche Gedicht im Original zu lesen. Es entzückt mich sehr, dennoch ziehe ich, wie Du, den Messias vor, aber vielleicht nicht so sehr wie Du; mich deucht, Du liebst Milton nicht genug. Seine Fehler will ich nicht entschuldigen. Die Kanonen der teuflischen Armee mißfallen mir so sehr wie den Engeln, aber was ist erhabener als der Kampf im Himmel, wie die beiden Heere Berge entwurzeln, sie gegen einander schleudern und unter a dismal shade fechten, bis der Messias die Teufel wie eine Heerde Ziegen vor sich her treibt. Das Morgengebet im fünften Gesang wird Dich gewiß entzücken. Es ist ewig schade, daß er zuweilen mal à propos ausschweift und daß Gott der Vater von der Heilsordnung (wie Pope sich ausdrückt) die Sprache eines skool divine führt. Nun wäre ich neugierig zu wissen, was Dir im Messias am besten gefällt. Das lange Gebet Adam's im zehnten Gesange ist, deucht mich, so schön, so rührend, so göttlich oder Klopstockisch, daß man es nicht ohne die größte Empfindung lesen kann. Das hat bei mir im ganzen Gedicht den ersten Rang.'

Die Schwester stimmte bei, und war auch bezüglich Wieland's, über den ihr Friedrich Leopold in einem nicht mehr vorhandenen Briefe geschrieben, gleicher Ansicht. ‚Was Du von Wieland sagst, mein liebster Bruder, ist sehr schön. Herzliche Buße wünsche ich ihm auch, aber damit kann er den angerichteten Schaden nicht wieder gut machen. Du findest seine Bücher sehr gefährlich, aber, mein liebster Bruder', fügte sie mahnend hinzu, ‚warum liesest Du sie? wäre es nicht besser, jeder Gefahr zu entgehen?'

Als in späteren Jahren einmal zwischen ihr und dem Bruder auf Lessing's Nathan den Weisen die Rede kam, schrieb

Puletchen: ‚Wegen Nathan des Weisen hat bei mir die Indignation die Oberhand. Und wie kann es anders sein? Doch finde ich unendlich viel Schönes im Stück; schade, schade, daß Lessing so ein böser Mensch ist. Ich finde es nicht sehr weise, daß er dadurch die christliche Religion angreifen will, daß er Christen horreurs zuschreibt, die freilich Christen oft thun, die aber die ganze Lehre der christlichen Religion völlig verbietet, von denen sie gerade das Gegentheil lehrt; sie will die Menschen ja just so haben, wie er seine Juden und Heiden malt. Ist das nicht wahr?‘ ‚Halten wir doch in Allem‘, sagt sie in einem andern Briefe, ‚treu fest an unserm geoffenbarten Glauben und gehen wir überall unverdrossen den Spuren der Wahrheit nach.‘ ‚Was Du von jenem Leben sagst, hat mich sehr gerührt; ja dort werden wir sein und uns ewig lieben; möchte Alles dazu dienen, uns dieß gewisser zu machen! Das ist's wohl werth, Alles aufzuopfern, was uns das entwenden könnte.‘

Im Herbste 1772 siedelten die Brüder zur Fortsetzung ihrer juristischen Studien nach Göttingen über und traten dort mit den Professoren Böhmer und Pütter in näheren persönlichen Verkehr. Zwei Grafen Reventlow, Freiherr Curt von Haugwitz, der spätere preußische Minister, und Boie, der Herausgeber des Musenalmanachs, gehörten zu ihrem vertrauten Umgang. Durch Boie wurden sie in den bekannten Dichterbund eingeführt, zu dem sich Jünglinge aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in Göttingen vereinigt hatten, um, nach den Worten von Heinrich Voß, ‚durch ernste Vorübungen und strenges Urtheil ihre Kräfte zur Mitwirkung für vaterländisches Verdienst auszubilden‘. Neben Boie und Voß zählten Miller, Hahn, Hölty, Bür-

ger, Leisewitz und Cramer zu den eifrigsten Genossen dieses ‚Bundes‘ oder ‚Hains‘, später irrthümlich ‚Hainbund‘ genannt. Im ersten Band der gesammelten Werke Friedrich Leopold's und Christian's finden sich mehrere Gedichte, welche dem Zusammensein mit den Göttinger Freunden und ‚dem gegenseitigen dichterischen Wetteifer‘ ihre Entstehung verdankten [1]. Den größten Eifer verwendeten die Brüder auf die Erlernung der griechischen Sprache. Ohne Unterricht, nur das Wörterbuch und die Grammatik zur Hand, begannen sie sofort mit Homer und gelangten bald ‚zu der Belohnung eines reichen Genusses‘.

Einiges Nähere aus der Göttinger Zeit enthalten folgende an Puletchen gerichtete Briefe. Sie sind sämmtlich von Friedrich Leopold, nur der vom 28. Jan. 1773 ist von Christian geschrieben.

Göttingen, 26. Oct. 1772.

Boie, der den Musen-Almanach herausgibt, haben wir gesehen, ein sehr artiger Mann. Neulich haben wir an einem Abend bei Professor Böhmer soupirt. Unter andern Gästen waren drei Engländer da, artige, bescheidene, muntere Leute. Da die Böhmern Englisch spricht, so ward diese Sprache gesprochen. Um mit Engländern zu sprechen, waren wir so dreist, auch zu schwatzen. Das gefiel ihnen sehr, mit Freimuth und Politesse corrigirten sie uns. Diese Bekanntschaft freute uns, sie scheinen auch zufrieden gewesen zu sein, denn beim Auseinandergehen drückten sie uns auf gut Englisch die Hand, und gestern, ehe wir es uns versahen, besuchten sie uns. Der eine ist ein geborener Schottländer, heißt

[1] Ueber den Göttinger Bund Ausführliches in der von Herbst sorgfältig bearbeiteten Biographie von Joh. Heinrich Voß und in Boie's Leben von Weinhold (Halle 1868).

Mawell und ist in der Garde. Die beiden Andern heißen Heywood. Boie, der sie kennt und im Deutschen informirt, lobt sie sehr.

Göttingen, 9. Nov. 1772.

Die Reventlows gefallen mir. Gewiß haben sie Verstand, beiden traue ich ein gutes Herz zu, besonders dem ältesten, dem jüngsten mehr Witz und Hang zur Satyre. Boie und der junge Cramer steigen im Werth, je mehr man sie kennen lernt. Und unsere Engländer sind vortreffliche Leute. Ohne Rührung kann man nicht ihr freies, offenherziges, naives, gutes Wesen ansehen. Sie haben die wahre Höflichkeit, diejenige, deren Quelle ein gutes Herz ist, nicht jene, die uns mal à notre aise macht und in gegenseitiger Gêne besteht. Immer freue ich mich, wenn sie mir mit redlichem Blick und heiterer Miene treuherzig die Hand schütteln. So altdeutsch sind unsere Deutschen selten. Das Zeichnen haben wir aufgegeben; des Morgens vor neun Uhr ist fast die einzige Zeit, die wir unserer Lectüre geben können; die Stunde nach Tisch sind die Engländer bei uns und wir müssen ja doch bei Tage zeichnen. Ich habe nun den Ossian gelesen; wie schön ist er im Englischen! Ich liebe Ossian mit Leidenschaft.

Boie ist sehr lebhaft, denkt sehr gut und sehr fein. Die Poesie liebt er mit Enthusiasmus, insbesondere die vaterländische. Von ihm sind im Musen-Almanach die Stücke mit B. bezeichnet. Einige junge Dichter sind hier, welche vortreffliche Oden machen. Boie hat uns einige gelesen, deren Ramler, ja Klopstock sich nicht schämen würden.

Göttingen, 15. Nov. 1772.

Unsere Art zu leben gleicht sehr der Hallischen. Alle Zeit, die wir ihr geben können, geben wir der Lectüre.

Wir gehen wenig aus, um Besuche zu machen, aber die wir machen, die machen wir gern. Pütter liebe ich sehr. Ich muß Dir doch einen Zug von ihm erzählen. Es stirbt der Professor Schröder, dem er 500 Thaler geliehen hatte. Er hinterläßt eine arme Wittwe; gleich nach ihres Mannes Tode schickt ihr Pütter die zerrissene Obligation. Wo findet man solchen Glauben in Israel?

Jetzt werden wir anfangen, einige Stunden die Woche auf die Reitbahn zu gehen. Sie ist sehr gut, und da wir fünf und manche Tage sechs Stunden Collegien haben, so ist eine Zwischenstunde sehr angenehm und dienlich. Ich habe drei Stücke in Shakespeare gelesen, unter anderen Hamlet. Hast Du diesen vortrefflichen Dichter noch nie gelesen? Hamlet hat mich bezaubert. Welcher Reichthum großer Gedanken! Unsere après-soupers wenden wir dazu an, daß wir zusammen mit Haugwitz die französische Geschichte lesen. Die sechzehn Bände der Histoire de Velly haben uns nicht abgeschreckt. Allein mit Haugwitz lese ich den Messias zu meiner größten Freude wieder. Kein Buch habe ich so oft gelesen und keins gewinnt so sehr, immer wieder gelesen zu werden.

Göttingen, 28. Jan. 1773.

Ich muß Dir doch eine große Neuigkeit schreiben, meine Beste, die Deine Brüder betrifft. Sie haben auf lange Zeit aller deutschen, französischen, englischen und lateinischen Vergnügungs-Lectüre Adieu gesagt. Du wunderst Dich, meine Liebste; in der That, wir wollen nun mit allen Kräften Griechisch lernen. Ich will Dir diesen Entschluß von Anfang an erzählen. Du weißt, wie sehnlich wir immer gewünscht haben, diese schöne Sprache zu kennen und daß wir uns lange vorgenommen haben, sie zu lernen. Gestern

redete Jupiter durch die Umstände. Ich schickte auf die Bibliothek, den dritten Quartband von Hume's History holen zu lassen, da ließ man mir sagen, ein Professor brauchte ihn und ich würde ihn noch lange nicht kriegen können. Gleich resolvirte ich mich zu unserem großen Entschluß, mein Bruder auch, und noch gestern kaufte ich mir einen Homer und fing die Iliade zu lesen an. Wenn man die Buchstaben noch nicht kann, so geht das Lesen nicht geschwind, unterdessen hoffe ich, in wenigen Monaten soll es besser gehen. Wirst Du Deine Brüder auslachen oder wirst Du es billigen? Die Mühe kostet mir nichts, aber das Verzichten auf alle andere Lectüre ist mir schmerzhaft; unterdessen — bald werden wir belohnt sein.

Göttingen, 4 Febr. 1773.

Du bedauerst, daß wir das Zeichnen aufgegeben haben; wir haben wirklich keine bequeme Stunde in diesem Winter-Halbjahr, doch glaube ich auch nicht, daß ich es im Sommer werde fortsetzen können; unsere übrige Zeit, und diese ist sehr eingeschränkt, geben wir nun dem Griechischen. Sind wir nicht sehr keck, daß wir gleich beim Homer anfangen? Er ist aber nicht so schwer, als Virgil, Milton oder Klopstock. Und wie wird er nicht unsere Mühe belohnen! Meine einzige Lectüre ist nun der Spectator, in welchem ich noch täglich ein Stück lese. Zuweilen lesen wir des Abends gemeinschaftlich im Hypochondristen. Kennst Du ihn? er würde Dir gewiß gefallen; nur müssen Dich die ersten Stücke nicht abschrecken, sie sind sehr dunkel und wie mich deucht, schwatzhaft. Aber die folgenden sind vortrefflich und die Verse, die in diesem Buche stehen, ganz vortrefflich.

Göttingen, 24. Mai 1773.

Auf der Hin- und Herreise[1] haben wir Ebert gesprochen. Er hat mir außerordentlich gefallen. Klopstock haben wir diesmal sehr oft gesehen. Er war gesund und sehr heiter. Er hat uns eine sehr große Freude gemacht. Meinem Bruder und mir hat er eine Ode zugeeignet, in welcher er prophezeit, Deutschland würde einst frei werden. Mich deucht, es ist eine seiner schönsten Oden[2].

In diesen Pfingsten werden wir wieder mit unseren Hallischen Freunden und einigen Liefländern, die auch unsere Freunde sind, einen Harz-Ritt anstellen.

Unser geliebtestes Lenchen[3], deren Verlust gewiß nahe ist, darf man nicht regrettiren. Ihre Seele ist lange schon im Himmel. Ewig unvergeßlich wird mir ihre Geduld, ihre Heiterkeit, ihre Freudigkeit sein. In ihren schönen lebhaften Augen zeigte sich die Freude des Himmels. Nein! man darf sie nicht regrettiren. Aber warum mußte sie sich just zu der Zeit als einen Engel uns zeigen, da ihr Verlust gewiß war!

Göttingen, 14. Juni 1773.

Wir haben hier in dieser Gegend außerordentlich viele Nachtigallen; Du weißt, daß meine Mutter und die selige Königin behaupteten, sie schlügen in Deutschland noch schöner,

---

[1] während der Osterferien zur Mutter, die inzwischen von Rondstedt nach Altona gezogen war.

[2] Die Ode: ‚Weissagung‘. Sie erschien zuerst im Musen-Almanach von 1774. Klopstock's sämmtliche Werke (Leipzig 1823) Bd. 2, 7. Wie sehr sich Friedr. Leopold und Christian darüber freuten, daß die Ode im Almanach gedruckt wurde, zeigen ihre Briefe an Bürger, bei Strodtmann 1, 142—143.

[3] die Schwester Sophia Magdalena. Vergl. Gesammelte Werke 1, 25.

das finde ich auch; sie flöten öfter als in Dänemark, wo ihr Triller viel früher kommt. Auch variiren sie hier mehr. Auf unserer Harzreise haben wir unzählig viele gehört. Diese Reise war noch schöner wie die vorige. Aber das verspare ich auf's Erzählen. So was Schönes wie die Gegend bei Ilsenburg habe ich noch nie gesehen. Zwischen waldigten Bergen stürzt die Ilse über eine felsigte Cascade nach der andern mit Schaum und lautem Getöse. Auf diesen Bergen sind die höchsten Buchen, so ich jemals gesehen. Der Wunsch meines ganzen Herzens ist, mit Dir einmal unsere vaterländischen Gegenden zu sehen, welche unbeschreiblich schön sind. Wie freut es mich, daß Dir meine Ode: ‚Die Natur'[1] so gefallen! Sie kam aus warmem Herzen. Hier sind einige Zeilen, die ich an den ältesten Reventlow den Tag vor seiner Abreise machte:

‚Vieler rollenden Sonnen Stral
Heischt der klügelnde Mann, eh' er sich inniger
Freundschaft öffnet, die spähenden
Blicke senket er tief, dennoch ergründet er
Selten. Feuergeflügelten
Blickes sah ich Dich, Freund! ehrte Dich! liebte Dich!
Diese Miene der Redlichkeit,
Voll des hohen Gefühls, welches den Weisen hebt,
Täuschte niemals! Die äffende
Falschheit flittert, es strahlt heilige Wahrheit nur!'

Göttingen, 19. Juli 1773.

Lenchen's Leiden und die Gewißheit ihres nahen Todes durchbohren mir das Herz. Wie oft habe ich mich auf den künftigen Umgang mit diesem vortrefflichen Mädchen gefreut! Du hast sie weniger gekannt wie ich, vielleicht hast Du sie

[1] Gesammelte Werke 1, 20—22.

nie allein gesprochen; ich kann Dir nicht beschreiben, wie interessant das Mädchen war. In ihrer Krankheit war sie ein Engel, und völlig die Fassung, in welcher wir sie fanden, soll sie noch haben. Bald wird sie selig sein! Wollte Gott, daß der Gedanke bei mir so wirkte, wie er bei Christen wirken sollte.

‚Das Christenthum ist die Fülle der Wahrheit und der Liebe‘, heißt es in einer Aufzeichnung Friedrich Leopold's aus den Jahren 1771—1773, ‚selig, wer schon hienieden die volle Kraft der Religion des göttlichen Meisters empfindet und den Frieden kostet, den sie dem Herzen gewährt. Das Buch der Bücher ist uns täglich zur Hand und es rühren und erschüttern uns die Stellen von der Sünde und der Barmherzigkeit, von der Gerechtigkeit und dem Gerichte.‘

In eine Bibel, die er der Schwester schenkte, schrieb er am 30. December 1771 die Worte ein:

‚Die Zeugnisse des Herrn sind besser
Und mehr der Sehnsucht werth als Gold,
Ihr Werth ist köstlicher und größer
Als alles noch so feine Gold;
Süß sind sie, wie der Honig ist
Und mehr als der vom Stocke fließt.

Cramer.

Mit diesen Zeilen empfiehlt sich dem zärtlichen Andenken der besten Schwester ein Bruder, der mit ebenso vieler Zärtlichkeit als Treue sie wie seine Seele liebt.‘

— — — —

Nach einer oft beschriebenen feierlichen Versammlung des Dichterbundes verließen die Brüder am 12. September 1773 die Musenstadt und begaben sich mit ihrer Mutter nach Kopenhagen, wo sie im Hause ihres Schwagers, des Grafen Bernstorff, ‚mit Puletchen und Allen die lang entbehrten

Familienfreuden in vollen Zügen genossen'. Aber schon am 22. December wurde ihnen die Mutter durch den Tod entrissen. ‚Wir waren wie betäubt von unserm Schmerze beim Verluste der Mutter', schrieb später Friedrich Leopold, ‚aber uns Alle tröstete und ermuthigte der Gedanke, daß sie heimgegangen als treue Christin in der Hut ihres Herrn, an den sie geglaubt, auf den sie gehofft und den sie über Alles unaussprechlich geliebt hat, und daß wir sie wiedersehen würden in den Hütten des Friedens, wo keine Trennung mehr und kein Schmerz.' ‚Unsere theure Mutter', heißt es in einem Briefe Christian's an die Schwester Catharina, ‚lebt ohne Unterbrechung in meinem Herzen. Sie lebt darin, so wie sie war, wenn ihr Geist, nicht durch die Fesseln des leidenden Körpers niedergebeugt, sich seinen ganzen Schwung gab, und wenn sie sich, von keinem Verdruß gestört, ganz den zärtlichen Empfindungen ihres liebenden Herzens überließ. Wie viele Scenen ruft dann meine Erinnerung zurück, die ich noch so deutlich vor mir sehe, die der Triumph der mütterlichen Liebe waren, für die mein Dank ewig in meinem Herzen glühen soll. Sie lebt aber auch in meinem Herzen, so wie sie, durch den langsamen Tod ermattet, mit der Ruhe einer Heiligen (die war sie) ihre Auflösung heran nahen sah.' ‚Wie leuchtete der nahe Himmel aus ihrem sterbenden Blick und wie wuchs die Liebe und die Anhänglichkeit ihrer Kinder mit jedem Augenblick, der sie der Trennung von ihnen zuführte! Gottlob, daß ich sie immer in meinem Herzen habe! Oft bewahrt es mich, oft ist sie mir mein Schutzengel, und immer wird die Sehnsucht, sie wieder zu sehen, mit ihr unzertrennlich zu leben und ihr die heftig gewünschte Freude zu machen — mich ihrer zu erbarmen und selig zu werden — mir zum heißesten Wunsch, so zu leben, um dieser Seligkeit einst theilhaftig zu werden.

Werd' ich selig, o so habe ich's nicht allein ihrem Segen, ihrem Gebet, ihrer Bildung meines Herzens, ihrem Unterricht, so hab' ich's auch meiner Liebe für sie zu danken.' Und an einer anderen Stelle: ‚Wie glücklich sind wir doch, eine solche Mutter gehabt zu haben! Sie war werth, früh jede Wonne des Himmels zu genießen, und wird auch die genießen, daß ihr Gebet erfüllt wird, und daß sie dereinst im Triumph der mütterlichen Freude wird ausrufen können: hier bin ich und alle die Kinder, die Du mir gegeben hast. Auf ihren Segen, der so kräftig sein muß und der so reichlich auf uns ruhet, gründet sich meine Hoffnung. Gott gebe, daß sie nicht falsch sei! Es wird mir auch immer deutlicher, wie viel wir ihr zu danken haben. Gott, welche Frau war das! welche reine himmlische Seele und welch' hoher, forschender, durchdringender Geist! Wie bildend, wie unterrichtend war ihr Umgang und wie lehrend ihr Beispiel!' [1]

‚Ihr zärtliches Herz', sagte über die Verewigte der Schwiegersohn Andreas Peter von Bernstorff in seinem Tagebuch, ‚ihr durchdringender Verstand und große Munterkeit hatten sie zu einer der angenehmsten Personen und der hohe Grad ihrer Tugend und Religion zu einer der würdigsten gemacht. Ihr Tod ist ein redender Beweis davon. Nichts hat ihre Ruhe, Geduld, Heiterkeit und die in Krankheiten dieser Art (sie starb an einer langwierigen hektischen Krankheit) sonst ungewöhnliche Sanftmuth unterbrochen. Sie freute sich unaussprechlich auf den glücklichen Augenblick ihrer Auflösung, doch ohne Ungeduld. Ihre Liebe für ihre Kinder und insonderheit für meine Frau hatte fast

[1] Christian's Briefe auch bei Hennes, Stolberg's Jugendjahre, 57, 63—64.

keine Grenzen; wenig Mütter sind auch so zärtlich geliebt worden.'

Als christliches Vermächtniß fanden die Kinder im Schreibtisch der Mutter ein Blatt mit den Worten: ‚Liebe Kinder, haltet euch an den Heiland, an sein Verdienst, an sein treues Herz; und habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Denn alles dieß vergeht und ist wie Staub. Nichts hält im Leben und im Sterben mit uns aus als Jesu Blut, Gottes Gnade, die Bekanntschaft und Freundschaft mit ihm. Diese suchet, und ruhet nicht, bis ihr diese habt und dann haltet euch fest daran; sie hilft durch, bis wir bei ihm sind; o bleibe Keines, Keines zurück. Ich werde mich stets nach euch umsehen und euch entgegen eilen mit offenen Armen, wenn ihr mir nachkommt. O wachet und betet!'[1]

---

[1] Vergl. Hennes, Stolberg und der Herzog Peter von Oldenburg 10.

III. Reise in die Schweiz.

In Kopenhagen gaben sich die Brüder ‚in freier Muße dem Studium der Alten und eigener dichterischen Begeisterung‘ hin. Einige der schönsten Lieder Friedrich Leopold's, insbesondere die noch jetzt gesungenen: ‚Mein Arm wird stark und groß mein Muth‘ und ‚Sohn, da hast du meinen Speer‘, gehören dem Jahre 1774 an. Auch die Ode an Klopstock: ‚Mein Vaterland‘, entstand in demselben Jahre und gab dem tief patriotischen Gefühl, welches den Sänger sein ganzes Leben hindurch beseelte, lebendigen Ausdruck.

‚Von Dir entfernet weih' ich mich Dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft, und seufze der Heimath zu.‘ [1]

Vor allem war es in jenen Jahren ‚das heilige Land der Freiheit und der großen Natur‘, die Schweiz, wohin die Sehnsucht der Brüder ging. Mit ihrem damals in Paris lebenden Freunde Curt von Haugwitz wurde eine Schweizerreise verabredet und als Ort der Zusammenkunft Frankfurt am Main bezeichnet. Nach einem kurzen Aufenthalte in Hamburg und Altona, wo sie Miller und Voß

---

[1] Ueber eine in den ‚Stimmen der Liebe‘ unter dem Namen Selinde besungene Freundin (Gesammelte Werke 1, 77. 129) vergl. Nicolovius, Fr. Leopold Graf zu Stolberg 7.

fanden und bei Klopstock ‚lebten und webten‘, trafen sie Anfangs Mai 1775 in Frankfurt ein. Dort schlossen sie mit ‚dem genialen Schöpfer von Götz und Werther einen innigen Freundschaftsbund, der dann auf gemeinsamen Fahrten in die Schweiz wiederholt und feierlich besiegelt wurde‘.

Die zwei ersten der folgenden Briefe sind von Christian.

An seine Schwester Fuletchen.

Frankfurt, 12. Mai 1775.

Die Gegend vor Marburg und von Marburg nach Gießen ist so schön, daß ich sie mit den allerschönsten Harzgegenden vergleichen kann. Welche Abwechselung von Gebirgen, von Wiesen, Flüssen und Wäldern, o, ich wollte Dir den Blick gönnen! Eine Station vor Marburg war besonders schön. Unser Postillon verließ die Landstraße, um uns einen Fußpfad durch den Wald zu führen. Da ging's über Berg und Thal und oft im Wald durch so dichtes Gebüsch, daß einer den andern kaum sehen konnte. Mit einem Mal eröffnete sich dann der Schauplatz und man sah auf einer oder auf beiden Seiten die schönste Ebene, die blaue Berge begrenzten. Oft riefen wir vor Bewunderung laut auf. Die Leute, auch die gemeinen, haben hier viel mehr Empfindung für die Schönheiten der Natur. Alle unsere Postillone waren bei besonders schönen Stellen gerührt und führten uns oft aus dem Wege, sie uns zu zeigen. Und welche Munterkeit unter den guten Landleuten ist, besonders im Hessischen. Von Gießen ging's ganz früh wieder weg und Vormittags bei guter Zeit waren wir hier. Mein Herz schlug mir vor Begierde, unseren lieben Haugwitz zu sehen. Er war bei Göthe. Gleich ließen wir ihn holen. Göthe kam bald zu uns, er war in wenigen Tagen mit Haugwitz intim geworden und ward

es auch gleich mit uns. Er aß mit uns und wir waren, als hätten wir uns Jahre lang gekannt. Es ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. Wir sind immer beisammen und genießen zusammen alles Glück und Wohl, das die Freundschaft geben kann. Er kann sich nicht von uns trennen und will zu unserer größten Freude einen Theil der Reise mit uns machen. O möchte es doch die ganze sein! Du kannst denken, wie uns das freut!

Letzthin sahen wir auch einen jungen Mann, der gewiß bald sehr bekannt werden wird. Er heißt Klinger. Er macht Trauerspiele, die nach einzelnen Scenen zu beurtheilen ganz vortrefflich werden. Dabei ist er der beste Mensch, mit dem wir gleich sehr gute Freunde geworden sind. Da er hörte, daß wir nach Mainz wollten, erbot er sich, mitzureisen, was wir sehr zufrieden annahmen. Gestern traten wir also unsere Reise nach Mainz an und kamen auch den nämlichen Tag wieder zurück. Mit welcher Freude sah ich unsern vaterländischen Rhein und seine Ufer, die mit Weinbergen bedeckt sind. Man kommt durch einen kleinen Ort, der Hochheim heißt, vielleicht weißt Du, daß hier der berühmteste Rheinwein wächst. Hier ward getrunken. Nachdem wir uns in Mainz umgesehen hatten, setzten wir uns in einen Nachen und ließen uns auf eine Insel rudern, die mitten im Rhein liegt. Hier war es gar göttlich; ich glaubte den guten Vater Rhein zu wittern, wie er, umringt von seinen Nymphen, sein graues Haupt auf die nervigte Rechte stützt.

An seine Schwester Catharina.

Heidelberg, 17. Mai 1775.

Wenn Du unsere Wirthschaft auf der Reise sähest, Du würdest sehen, daß wir immer in so einem Taumel sind, daß man jeden Augenblick stehlen muß. Das macht uns herrliche Freuden, daß wir mit Göthe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon so sehr. Schon, sag' ich. Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. Wir Viere sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte. Und so herrlich schicken wir uns zusammen. In Frankfurt haben wir uns alle Werthers Uniform machen lassen, einen blauen Rock mit gelber Weste und Hosen; runde graue Hüte haben wir dazu. In Darmstadt haben wir einen braven Mann kennen gelernt, der auch gleich unser Freund ward und uns eine Tagereise begleitete: den Kriegsrath Merk. Diesen Abend kommen wir nach Carlsruhe[1].

An seine Schwester Puletchen.

Carlsruhe, 21. Mai 1775.

Alles Schöne, das ich sehe, würde mir viel willkommener sein, wenn ich's mit Dir sehen oder doch mit Dir darüber reden könnte, und wie würde es Dich erfreuen, die Scenen der großen und schönen Natur zu sehen, die wir gesehen haben. Ach die Bergstraße, die ist vortrefflich. Immer am Fuß der Berge weg in einer Allee von alten Wallnußbäumen, Kornfelder zur Seite, auf denen Fruchtbäume stehen, denn in unserm vaterländischen Klima kargt man mit dem

[1] Dieser Brief auch bei Hennes, Jugendjahre 46.

Sonnenschein nicht so, die Saaten gerathen doch und heben sich über Mann hoch, wenn gleich die Bäume ihren Schatten auf sie werfen. Und die Weinberge! Das Heidelberger Schloß liegt noch am schönsten. Es war ein Anblick, an dem wir uns nicht satt sehen konnten. Da ist ein alter, runder, hoher Thurm, der vom Blitz gespalten ist; die eine Hälfte liegt gesunken und die andere steht, das ist so malerisch, wie ich noch nie etwas gesehen habe. Hier in Carlsruhe ist die Gegend auch sehr schön, zwar eben, doch überall mit Bergen umgeben. Der Wald umringt den Garten, worin das Schloß liegt. Vom Schloß an bis zum Walde geht's durch alle Schattirungen von Kunst zur Natur hindurch; die letzten Schattirungen sind die schönsten, das versteht sich. Hier gehen die Fußsteige durch den Wald, hier durch's Gebüsch, daß man sich durcharbeiten muß, hier durch blühende Sträucher und hier durch melancholische Tannen. Die Bouquets würden Dir sehr gefallen. Und eine Pflanzschule von Ahornen, die ist allerliebst. Das Ganze hat einen gewaltigen Umfang. Die Leute sind recht gut. Dem Markgrafen sieht man's beim ersten Blick an, daß er ein rechtschaffener, edler, wahrhafter Mann sei. Er hat etwas Kaltes im ersten abord, das verliert sich aber bald, sowie man sich auch an sein durchdringendes, spähendes Auge gewöhnt. Ebenso sieht man's der Markgräfin an, daß sie eine gescheidte und gelehrte Frau sei. Sie sattelt oft ihr Steckenpferd und tummelt's herum, da muß man mit herum traben. Der Erbprinz — c'est peu de chose, der zweite Prinz ist ein guter Junge. Des Erbprinzen Frau ist ein gutes Weibchen, sehr wohl gebildet, aber gar nicht schön, sehr höflich und ohne alle Gêne. Ihre Schwester, die Braut des Herzogs von Weimar (der morgen kommt), ist ein gar gutes Mädchen. So natürlich, so originell. Aber

auch nicht schön. Doch die wird Dir Klopstock besser beschreiben können. Der Geh. Rath Edelsheim ist ein sehr feiner, sehr artiger Mann; er rühmt sich sehr der Freundschaft meines Schwagers. Wir leben in Freuden und Herrlichkeiten wie der reiche Mann. Mittag und Abend an der fürstlichen Tafel, die fürstliche Livree und Equipage zur Bedienung. Ja uns Reichsgrafen bot man gar einen Cavalier zur Aufwartung an, das schlug dann freilich unsere Bescheidenheit aus.

An Klopstock.

Straßburg, 24. Mai 1775.

Der Anblick des Rheins eine Stunde von hier, wo wir auf einer breiten Brücke über ihn fuhren, hat mich wieder sehr gerührt. Es ist ein herrlicher Strom. Aber das Herz im Leibe that mir weh beim Anblick des bezwungenen nun französischen Ufers. Aber sie werden nicht das schöne Land noch lange besitzen, ich hoffe, wir werden uns endlich fühlen. So sehr ich auch wußte, wie man Sie in Carlsruhe ehrt und liebt, so war es mir doch so süß, es von Allen so oft und auf eine so herzliche Art zu hören. Jeden Augenblick hörte ich den Namen meines Klopstock nennen. Mein Bruder, Göthe und Haugwitz grüßen Sie herzlich [1].

An seine Schwester Catharina.

Straßburg, 31. Mai 1775.

Göthe hat uns schon seit drei Tagen verlassen und ist bei seiner Schwester in Emmendingen, sechs Meilen von hier, auf dem Wege nach Basel. Da gehen wir morgen

---

[1] Vergl. Lappenberg, Briefe an Klopstock 260.

auch hin. Ob er noch weiter mit uns geht, weiß ich nicht; einestheils hat er große Lust, nach Italien zu gehen, zum andern zieht ihn sein Herz nach Frankfurt zurück. Sonst ging er gern mit uns, zum wenigsten nach Zürich, weil Lavater sein sehr großer Freund ist. An Göthe haben wir gleich einen herzlichen Freund gefunden, sein Herz ist nicht unter seinem Geist, das ist wahrlich Alles, was man nur sagen kann! Wenn Göthe nicht mit geht, kaufen wir Pferde, um durch die Schweiz zu reiten, und machen die Tour über die Alpen zu Fuß. Sei versichert, daß die Schweiz auf mich wirken wird! So lange ich athme, werde ich die Natur fühlen.

An seine Schwester Puletchen.

Emmendingen, 5. Juni 1775.

Gestern sind wir in dem katholischen Kloster gewesen. Der Abt und die übrigen Mönche waren sehr freundlich und hatten die wahre Höflichkeit für uns, welche aus einem guten Herzen kommt. Ich fühlte Mitleid für Männer, welche glauben, daß Gott ein Dienst geschieht, wenn man den Freuden des Lebens entsagt, aber ich bedaure die schlimmen Vorurtheile Derjenigen noch mehr, welche unschuldige harmlose Männer, die um Gottes willen Vieles thun und leiden, mit unchristlicher Strenge beurtheilen. Ihr Orden ist streng, es sind Cisterzienser, gleichwohl waren sie heiter im Gespräch und freundlich; ich wünschte ihnen nur, die Welt noch besser zu kennen, ich wünschte ihnen, umsonst nach Glück gejagt zu haben, sie würden ihre Ruhe desto mehr segnen. Bei Tisch machten sie uns schöne Musik. Ihr Kloster liegt in einem lustigen Thal zwischen Bergen, welche mit Wald bewachsen sind. Heute bleiben wir noch hier, wir haben Göthe's Schwester noch nicht sehen kön-

nen, sie ist noch krank; ihr Mann [1] ist ein sehr braver Mann.

An seine Schwester Pulcichen.

Schaffhausen, 7. Juni 1775.

Ich habe Dir lange keine Reisebeschreibung gemacht, jetzt will ich Dir so etwas schreiben. Ich bin aber zu voll vom Rheinfall, um nicht gleich dabei anzufangen. So was Großes, so was Herrliches hast Du noch nie gesehen, hab' ich noch nie gesehen. Es riß mich hin, wie mich noch nie etwas hingerissen hat. Stelle Dir den schnellen, reißenden Rheinstrom vor, wie er von Felsenufern gedrängt wird, wie sich hohe, hohe Felsen in seinen Lauf stellen, wie er an sie himmelhoch schäumt, sich über sie hinweg reißt und sich vierzig Ellen tief in's Thal stürzt. Den Anblick, den das macht, kannst Du Dir nicht vorstellen, kann ich Dir auch nicht beschreiben. In der Mitte des Wasserfalles stehen hohe mit Bäumen bewachsene Felsgipfel hervor, an die braust er gewaltig, da hebt sich denn der Schaum hoch in die Höhe und vertheilt sich endlich in einen Staubregen, der die ganze Luft erfüllt. Mit der Schnelle des Blitzes braust der Strom hernieder, so schnell, daß mir dabei oft schwindlig ward. Und ganz Schaum ist er an dem Ort, nur daß man hie und da das Dunkelgrün des Rheines durchsehen kann. Ich sah den Fall erst von einem hohen

---

[1] J. G. Schlosser, später Stolberg's vertrauter Freund. Stolberg gedenkt im Jahre 1794 in den Gesammelten Werken 6, 47 seiner früheren Anwesenheit in Emmendingen. Irrig verlegt Düntzer in ‚Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit' 300 diese Anwesenheit in die Zeit der Rückreise des Grafen aus der Schweiz. Vergl. Menge's Biographie Stolberg's 1, 64.

Weinberge an, der gegenüber liegt, da konnte man es sehr gut sehen, man war aber zu weit davon; darauf ließen wir uns in einem Kahn überfahren, um ganz nahe zu kommen, und gingen auf einen hölzernen Damm, auf dem wir so nahe standen, daß wir vom Spritzen ganz naß wurden und vor dem Rauschen des Wassers unser Wort nicht hören konnten.

‚Als ich den Rheinfall sah‘, schrieb Friedrich Leopold in späteren Jahren, ‚überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogte hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Fluth und Ebbe ward meine Empfindung zum Liede. Wenn man in dem Augenblicke der Empfängniß an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblick, da der Rheinfall am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der, wie Neptuns Roß, brausend sich hervorgerissen hätte, und siehe da! ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stromes‘ [1]. Dieses ‚Blümchen‘ war das tiefempfundene, noch immer gern gesungene Lied: ‚Süße, heilige Natur, Laß mich geh'n auf deiner Spur‘ [2].

An seine Schwester Puletchen.

Zürich, 11. Juni 1775.

Wir ritten vorgestern durch's Thurgauische, welches acht Cantons gemeinschaftlich gehört, bis nach Frauenfeld. Unterwegs begegneten wir vielen Bauern, welche zusammenarbeiteten. Sie baten uns um Etwas zu trinken, welches

---

[1] Gesammelte Werke 10, 387.
[2] Gesammelte Werke 1, 113.

wir ihnen gerne gaben; wir sangen ihnen einige Strophen aus Lavater's Schweizerbauernlied; sie baten uns, es noch einmal herzusagen, machten Anmerkungen und wurden recht treuherzig. Ich fragte sie: ‚Kinder, wenn Einer käme und euch um eure Freiheit bringen wollte, würdet ihr so brav sein wie eure Väter?‘ ‚Ja, ja,‘ riefen Alle, und ein alter Graukopf hub eine Axt in die Höhe und rief mit herzlicher Stimme: ‚Mit dieser Axt schlüg' ich ihn todt!‘

Von Frauenfeld ritten wir über Winterthur nach Zürich, wo wir den Abend ankamen. Die ganze Gegend ist so fruchtbar wie Schwaben, das ist Alles, was man sagen kann, um die größte Fruchtbarkeit zu bezeichnen. Zürich hat eine vortreffliche Lage, am Fuße der Stadt ergießt sich die Limmat, ein breiter Fluß, aus dem Zürcher See und fließt durch die Stadt.

Den Nachmittag um zwei Uhr gingen wir in die Kirche, wo Lavater, nun just Hauptprediger geworden, als Nachmittagsprediger seine Abschiedspredigt hielt. Die Kirche war so voll, daß Viele nicht Platz zum Sitzen hatten. Nie habe ich einen Prediger mit der Rührung, mit der herzlichen Innigkeit reden gehört, wie er redete. Er, der so beredt sein könnte, redet nicht mit Beredsamkeit, aber mit der Rührung, mit der Vertraulichkeit, welche so unendlich über das, was man Beredsamkeit nennt, erhaben, ja die Seele der wahreren Beredsamkeit ist. Er bekommt nun die Aufsicht über die Waisenkinder, welche er so väterlich und liebreich anredete, für die er so inbrünstig betete, daß ein großer Theil der Zuhörer weinte. Nach der Predigt machten wir gleich Bekanntschaft mit Lavater und gingen mit ihm zum Professor Rütscheler, seinem Freund, welcher sehr schön am See wohnt. Da fanden wir auch Heß, der die Lebensbeschreibung der drei letzten Jahre Jesu geschrie-

ben hat. Göthe, welcher bei Lavater wohnt, ging mit ihm weg; wir Drei gingen noch spazieren und fanden ein Bauernhaus am Ufer des Sees, wo wir, eine halbe Stunde von der Stadt, uns auf einige Zeit etabliren wollen zwischen Weinbergen. Dicht dran sind Berge, welche mit Büschen bewachsen sind. In der Ferne sieht man die hohen Gebirge des Canton Schwyz, welche noch ganz mit Schnee belegt sind.

In Zürich werden wir länger bleiben, als wir geglaubt hatten, weil nicht nur die Reise durch Graubünden über die Alpen noch ganz unmöglich ist, wegen des gewaltig vielen Schnees, sondern sogar die kleinen Cantons Uri, Schwyz und Unterwalden, welche ihrer Gegenden und Sitten wegen so vorzüglich merkwürdig sein sollen, noch zu unwegsam sind. Sobald es möglich, besuchen wir diese von hier aus und kommen wieder, um, so bald es angehen wird, Graubünden und die Alpen zu besuchen.

Am 13. Gestern blieben wir bis Mittag bei Lavater, lernten auch seine Frau kennen, welche Du aus dem Tagebuch als eine vortreffliche Frau kennest. Sie lieben sich mit der größten Zärtlichkeit. Nachmittags gingen wir mit ihm wieder aus und besuchten einen Bauern von sehr vielem Verstande, welcher in einer großen Familie recht als Patriarch herrscht. Wir wurden recht herzlich naß, zum erstenmal in diesem Sommer, was uns wohl that. Abends blieben wir bei Lavater. Heut früh gingen wir aus und nahmen Besitz von unserm Landhause, das heißt von einem Stübchen in einem Bauernhause. Wir fanden herrliche Gegenden. Drei Minuten vom Hause ist ein breiter Fluß zwischen Gebirg. Er heißt die Sihl. An seinem Bergufer hab' ich mir in der Höhe eine Höhle ausgefunden, wo ich gegen mir über einen hohen mit Tannen bedeckten Berg habe, vor mir den breiten, schlängelnden Fluß; ich sitze

wie mußte das anfeuern, und wie mußte das ihr Gedächtniß frisch und dauernd erhalten!

Zürich, 18. Juli 1775.

Ich möchte Euch gerne viel von Lavater sagen können. Je mehr ich für ihn fühle, je herzlicher ich den Mann liebe, desto schwerer wird es mir, von ihm zu schreiben. Er macht so ein herrliches Ganzes aus, ich würde nur einen Theil beschreiben, so thät' ich ihm Unrecht. Mündlich will ich sehr oft und sehr viel von ihm sprechen, nun will ich nur so viel sagen: daß es einer der allerbesten, vollkommensten Menschen ist und daß es einem doch so wohl bei ihm wird, und man so gerne empfindet, wie unendlich viel besser er als man selbst ist. So geht's mir mit ihm. Er hat nur eben soviel Selbstgefühl, um das Viele zu unternehmen, was er und nur er leisten kann, aber nicht allein keinen Schatten von Stolz, sondern vielmehr eine so erstaunliche, sich nicht zeigen wollende, sich aus Demuth verbergende Demuth — aber ich will, ich kann ihn nicht beschreiben.

Ueber den St. Gotthard reisten die Brüder zu Fuß nach Graubünden, und dort erbot sich Ulysses von Salis, damaliger französischer Gesandter bei den Drei Bünden, zu ihrem Geleitsmann. Er führte sie auf die wildesten Gletscher, wo damals ‚den unschuldigen Bewohnern der Gebrauch des Geldes noch etwas ganz Fremdes war'. An der venezianischen Grenze trennten sie sich von Salis und nahmen ihren Weg durch das Mailändische, Piemont und Savoyen nach Genf.

An seine Schwester Puletchen.

Doviedro in Piemont, 14. Aug. 1775.

Welch' herrliche Gegenden haben wir gesehen: der Comersee, der Luganosee, der Lago maggiore, über alle

Beschreibung schön! Und der liebe Mond, der unsere Seefahrten beschien! Den Menschen möchte ich nicht gerne zum Freund haben, der es noch nicht erfahren hat, daß Mond und Abendstern uns an unsere lieben Abwesenden lebhaft erinnern. Ich weiß es, Beste, Ihr denkt an uns, wenn Euch der Mond über das Meer in's Fenster scheint. Hier ist ein Liedchen an den Mond; ich machte es im Mondschein, in der Nacht, da wir nach Chiavenna gingen.

‚Der Mond, der uns so freundlich scheint,
War unsrer lieben Mutter Freund,
Er sieht uns an mit sanftem Blick
Und denkt wohl auch an sie zurück.

Zu uns kommt er von Alpen her,
Schaut unsre Schwestern über's Meer
Und sieht von seiner hohen Bahn
Mit einem Blick uns Alle an!

So sieht uns unsrer Mutter Blick;
Sie fleht zu Gott für unser Glück!
Und strahlt in stiller Nächte Ruh
Uns ihren theuern Segen zu!' [1]

Genf, 22./27. Aug. 1775.

Die Einwohner von Wallis sind frohe, glückliche, herzensgute Leute. Der westliche Theil des Landes (le bas Valois) spricht französisch, ist sehr witzig und lustig; sie sind aber Unterthanen der freien deutschen Walliser. So mag ich's gern; dem Deutschen gibt Gott Freiheit und Muth, dem Franzosen Witz und so viel Leichtsinn als nöthig ist, Fesseln zu tragen.

Ich habe wohl gedacht, daß Du nicht für die Bekannt-

[1] Vergl. Gesammelte Werke 1, 108.

wird auf den Landgemeinen entschieden, da Jeder, der über zwanzig Jahre alt ist, seine Stimme hat. Abgaben ist ihnen ein ganz unbekanntes Wort, sie leben sehr patriarchalisch, meist von Viehzucht; bei ihnen sind die Sitten noch in ihrer alten Reinheit und die Greise sehen so ehrwürdig aus mit ihren langen weißen Haaren und Bärten, daß man sich ganz in die Zeiten hineindenkt, wo wir noch so glücklich waren, von ihnen gerichtet zu werden. Ueber Berg und Thal ging's fort und wir kamen den Abend spät, nachdem wir sieben Stunden gemacht hatten, im Kloster St. Maria zu Einsiedeln an. Es war eben Fronleichnamsfest; wir begegneten unzählig vielen Pilgrimen, die das Kloster besucht hatten, deren viele aus dem Elsaß, aus Lothringen, ja aus Frankreich und Italien waren.'

Die katholischen Cantone machten überhaupt auf Friedrich Leopold den ‚gewaltigsten Eindruck'. ‚Wer nicht glaubt', schreibt er, ‚daß auch das gemeine Volk die Freiheit ganz fühlen kann, der muß die freien katholischen Cantone sehen. Jeder Mann, jeder Knabe wird entflammt, wenn er nur das Wort Freiheit ausspricht. Auch sind sie ein sichtbarer Beweis des Segens der Freiheit. Diese Länder sind äußerst bevölkert und bauen fast kein Korn und fast keinen Wein. Aber die Freiheit erhält sie in einem Wohlstande, der sie über alle Bauern setzt, die ich noch gesehen habe. Auch fühlen sie ihr Glück und bekennen es. Oft sagen sie: wenn wir nicht die Freiheit hätten, so könnten wir nicht leben, unter Fürsten müßten wir verhungern. Sie bedauern selbst, daß alle dreizehn Cantone nicht immer einig sind, sagen aber immer: wenn Krieg kommt, so stehen wir doch für Einen Mann. Sie verlassen sich so sehr auf sich selbst, daß sie keinen Feind fürchten.'

Am 15. Juni wohnten die Reisenden in der Hauptkirche

hen vassaux, die eine roth, die andere grün, jede mit bloßen Degen und fliegenden Fahnen, umgaben den Hof. In der Mitte wurden bei unserer Ankunft Kanonen gelöst. Er kam dem Fürsten entgegen und führte die Fürstin in sein Haus. Eine lange suite von Zimmern war voll von Herren und Damen, welche ihn besuchten und fetirten. Er trug einen rothen Rock mit einer schmalen, eine Weste mit einer breiten goldenen Tresse, eine cendré Allonge-Perrücke, carmoisinsammtene Hosen. Er war vom besten humeur von der Welt, voller attention für uns Alle, besonders für die Fürstin und die junge Prinzessin, welche ihn ganz munter machte. Es ist ein schöner Greis (wenn er übler Laune ist, soll er wie ein Teufel aussehen), er hat herrliche feurige Augen, die sehr sanft und freundlich werden können. Sichtbar ist seine Eitelkeit jeden Augenblick; sie ist so allgegenwärtig wie sein Witz. Er führte uns in seine Bibliothek, welche sehr zahlreich ist; fast in jedem Buche stecken fünf bis sechs Zeichen; er kennt jedes. Noch immer schreibt er, nun soll in Holland ein Commentaire sur l'écriture sainte von ihm unter der Presse sein. Sein Gut, ob es gleich in Frankreich liegt, gehört unter einen Savoy'schen Sprengel. Neulich hat ihn der Bischof in Turin verklagt, gleich hat Voltaire aus Furcht in Gegenwart einer gerichtlichen Person und von einer Reihe seiner vassaux mit gezückten Schwertern begleitet, communicirt, bei der Beichte und Communion aber solche verfluchte Profanationen angebracht, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, sie nur zu beschreiben. Er soll nun gesünder sein, als er vor zwanzig Jahren war; alle Damen, die ihn besuchen und idolatrisiren, sagen ihm so oft, er werde hundert Jahre alt, daß er es glaubt, ob er gleich sein Grab schon hat machen lassen. Ich hoffe nicht, daß er hundert Jahre

alt wird, aber zu fürchten ist doch, daß er noch vielleicht sieben bis acht Jahre sein Gift aushaucht, das ihm gewiß noch in der Stunde des Todes von den Lippen triefen wird. Sein Fernen ist ein delicieuser Ort. Die fruchtbarste Ebene, mit Bergen umkränzt. Sein Garten macht ihm Ehre. Allerliebste Bosquets, kleine Gehölze, überall herrliche Aussicht: kein colifichet: er hat ihn selbst angelegt. Das Haus ist gut eingerichtet und prächtig meublirt. Er wohnt in der Bibliothek; da liest, arbeitet er. Er hatte eine Hecke Kanarienvögel. Ich habe was von ihm gelernt, das Du für Deine Vögel vielleicht brauchen kannst. Die Materialien zum Neste hängt er in einem Netze den Vögeln in das Bauer, so können sie es nach Herzenslust herausholen. Wir schieden von ihm unter Abfeuerung der Kanonen.

Heute waren wir in der Komödie, welche nicht hier, sondern eine halbe Stunde von hier auf dem Lande in Frankreich gegeben wird. Man gab eine erbärmliche neue Operette, la bataille d'Ivry de Henri le Grand, welche sehr schlecht, wie sie es verdiente, und doch unter lautem Händeklatschen ausgeführt ward.

Am 28. Aug. 1775.

Die Genfer, die ich gesehen habe, gefallen mir sehr. Sie sind höflich, aber ihre Höflichkeit ist von der Art, wie sie nur freien Männern eigen ist, von Natur ernsthaft, mehr interessant als amüsant; zu wohl unterrichtet, um Genf für das Auge von Europa zu halten, aber edelstolz auf ihre Freiheit. Die Weisheit, mit welcher dieser kleine Staat vor einigen Jahren die Unruhen beigelegt hat, macht ihm Ehre. Diese Unruhen drohten der Freiheit den Untergang; Choiseul[1] formentirte sie heimlich. Man merkt es,

[1] der französische Minister.

gibt von beiden Seiten nach, die Eintracht wird hergestellt und die Rechte der Bürger werden gesichert und um Vieles erweitert. Es gibt wohl keine Stadt, wo alle Klassen so gut unterrichtet wären. Professionisten schreiben hier oft von Regierungssachen mit einem Eifer und einer Beredsamkeit, welche einem Parlamentsgliede anstehen würden.

An seine Schwester Catharina.

Genf, 4. Sept. 1775.

Mein alter Adam findet sich durch das, was Du von dem Freiheits-Gesange sagst, sehr geschmeichelt. Er ist ohne allen Vergleich der Liebling meiner Kinder. Vielleicht wird keiner seiner künftigen Brüder so gut! Im Musen-Almanach kommen einige Lieder, die Ihr nicht kennt; ich weiß nicht, warum ich sie Euch nicht geschickt habe; nun Ihr werdet sie bald, vielleicht jetzt schon gedruckt haben. Auch Stücke, die Ihr kennt.

Lavater's vermischte Schriften will ich Dir mitbringen; ich kenne sie nicht. Das Tagebuch habe ich hier ausgelesen; mir ist Vieles doppelt interessant, da ich den Mann und Alles um ihn kenne, aber Manches ist mir doch völlig uninteressant; besonders wollte ich, daß er nicht ohne Nutzen zuweilen Leute öffentlich beurtheilte, welche es ihm so sehr übel nehmen. Es ist die Schande der Menschheit, daß der Mann Feinde hat; da er sie hat, sollte er behutsamer sein.

An seine Schwester Puletchen.

Bern, 30. Sept. 1775.

Ich fürchte zuweilen, daß unsere Beschreibungen, welche immer loben, zu sehr den Schein haben, von Leuten zu kommen, die ein Land, welches sie lieben, loben wollen. Es ist wahr, das Land der großen Natur, der Freiheit, der

Einfalt könnte mich leicht in manchen Augenblicken enthusiastisch machen; aber dieser Enthusiasmus wirkt nicht auf mich, wenn ich schreibe, und obgleich Lavater behauptet, ich sehe immer als halbtrunkener Dichter nur das, was ich sehen will, so kann ich Dir doch versichern, daß meine Beschreibungen sehr kalt und unvollkommen gegen den großen Gegenstand sind!

An seine Schwester Catharina.

Basel, 7. Oct. 1775.

O wohl hast Du Recht in Allem, was Du von den Tagen unserer Kindheit sagst; wie hat mich das gerührt, wie so ganz wahr finde ich das, was Du von der Einfalt sagst: ‚Zum fromm und glücklich sein ist ein einfältiges Herz und ein einfältiges Auge genug.‘ Aber in den Jahren, da das Kind an den Jüngling grenzt, will man das so gar nicht glauben, und doch ist der Staub und Koth, der an den abgeworfenen Kinderschuhen hängen bleibt, weit besser, als aller Flitter, den der Jüngling aus Büchern zusammensucht! Siehe so denke ich in meinen besten Stunden, und ich schreibe immer in meinen besten Stunden an Euch Schwestern; zu anderen Zeiten jage ich dem Flitter noch brünstig nach und werde es noch lange thun, denn es ist leicht in der Einfalt zu bleiben, aber schwer wieder zu ihr zu kommen, wenn man sie verlassen hat. Aber wenn ich alt werde, so hoffe ich doch noch dahin zu kommen, daß meine Seele bloß von der Natur und den Büchern leben soll, die ganz Kinder der Natur sind, wie mein alter, kindlicher, süßschwatzender Homer, der in seiner Einfalt so groß ist, und mein lieber Ossian. Der höchste unnachahmliche und unnachgeahmte Grad der großen lieben Einfalt, welche durchaus in der Bibel herrscht, ist mir der größte Beweis

ihrer Wahrheit. So hat noch kein Dichter, selbst Homer hat nicht so darstellend erzählt, wie sie. Man erkennt die Wahrheit in der einfältigen Erzählung und mehr als menschliche Weisheit in der einfältigen Lehre.

Man sagt zuweilen, man könnte ein Enthusiast der Einfalt werden, das kommt mir ebenso vor, als wenn man sagte, man könne sich in Muttermilch berauschen.

Den 3. October verließen wir Bern zu Fuß und gingen nach Erlach am Bieler See. Die Gegenden im Hingehen waren schön. Die Sonne röthete den Bieler See, da wir an eine Insel kamen, welche mitten drin liegt. In der Kühle des Abends stiegen wir aus. Welch' eine Insel! Ganz Natur! und welche Natur! Stelle Dir ein Land mitten in schönem See vor, welches oben hoch ist und an allen Seiten niedrig wird. Oben ist Wald und Gebüsch, an den Abhängen sind Weinberge und Wiesen. Oben sieht man rund herum die schönsten Ufer jenseits des Sees, Berge, Felsen, Weinberge. Wie schön ist diese Insel gegen die geschminkten Borromäischen! Wie lebhaft war bei mir der Wunsch, daß wir und unsere Freunde hier von Heerden und Früchten leben könnten! [1]

Beim Anblick des Rüsthauses von Bern dichtete Stolberg das schöne Lied:

„Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh . . .“

An seine Schwester Luletchen.

Zürich, 4. November 1775.

Hier sind wir wieder seit vorgestern. Groß war unsere Freude, unsern Lavater wiederzusehen. Wir fanden auch

[1] Vergl. Hennes, Jugendjahre 58--59.

machung des ‚Freiheitsgesanges‘[1] sein würdest und darum habe ich ihn nur als Manuscript drucken lassen. Ich fühlte (Dir gestehe ich jede Schwäche gern) ein Bedürfniß, ihn gedruckt zu sehen. Ich verschiebe die Bekanntmachung gern; meinen liebsten Pfeil behalt' ich gern ein Weilchen im Köcher, aber zu fürchten hätte ich gewiß nichts. Pfeffel's kranker Löwe ist beißender als mein ganzer Gesang, ich rede nur von Tyrannen, die im zwanzigsten Jahrhundert leben, sie sind Kinder meiner Phantasie und die jetzt lebenden Fürsten haben nicht nöthig, sich getroffen zu finden[2].

Am 25. Nachmittags ritten wir nach Ferney. Die Darmstädter[3] fuhren hin; der Maler Hubert hatte uns Alle bei Voltaire gemeldet. Der Alte feierte den Tag avec tous ses vassaux die fête de St. Louis. Er empfing die fürstlichen Personen mit lächerlicher Pracht. Zwei Rei-

---

[1] Gesammelte Werke 1, 87—95. Das im Gesang wiederholt vorkommende ‚Tyrannenblut‘ gab später Goethe in ‚Wahrheit und Dichtung‘ Veranlassung, die bekannte Anecdote von Frau Aja's Tyrannenblut in sein Frankfurter Zusammensein mit Friedrich Leopold und Christian hineinzudichten.

[2] Die Schwester antwortete aus Bernstorff am 16 September 1775: ‚Von Deinem „Freiheitsgesang“ ist viel zu sagen; daß Du ihn meinetwegen nur als Manuscript hast drucken lassen, dafür dankt Dir mein ganzes Herz. Ich glaube aber auch gewiß, Du hast wohl daran gethan. Freilich ist Manches geschrieben, das freier ist, aber von Leuten, die weniger bemerkt werden. Dir könnte es gewiß schaden. Was die Sache selbst betrifft, so denke ich auf gewisse Weise freilich so wie Du; ich halte die Freiheit für das größte Gut eines Landes und bin überzeugt, daß ein ganzes Volk das Recht hat, sie wieder zu fordern. Ich glaube aber, daß, wenn das geschieht, so würde es immer die Zeiten, in denen es geschähe, unglücklich machen und selbst die künftigen Folgen würden sehr ungewiß sein.‘

[3] die in Genf anwesende Familie des Prinzen Georg von Hessen

hen vassaux, die eine roth, die andere grün, jede mit bloßen Degen und fliegenden Fahnen, umgaben den Hof. In der Mitte wurden bei unserer Ankunft Kanonen gelöst. Er kam dem Fürsten entgegen und führte die Fürstin in sein Haus. Eine lange suite von Zimmern war voll von Herren und Damen, welche ihn besuchten und fetirten. Er trug einen rothen Rock mit einer schmalen, eine Weste mit einer breiten goldenen Tresse, eine cendré Allonge-Perrücke, carmoisinsammtene Hosen. Er war vom besten humeur von der Welt, voller attention für uns Alle, besonders für die Fürstin und die junge Prinzessin, welche ihn ganz munter machte. Es ist ein schöner Greis (wenn er übler Laune ist, soll er wie ein Teufel aussehen), er hat herrliche feurige Augen, die sehr sanft und freundlich werden können. Sichtbar ist seine Eitelkeit jeden Augenblick; sie ist so allgegenwärtig wie sein Witz. Er führte uns in seine Bibliothek, welche sehr zahlreich ist; fast in jedem Buche stecken fünf bis sechs Zeichen; er kennt jedes. Noch immer schreibt er, nun soll in Holland ein Commentaire sur l'écriture sainte von ihm unter der Presse sein. Sein Gut, ob es gleich in Frankreich liegt, gehört unter einen Savoy'schen Sprengel. Neulich hat ihn der Bischof in Turin verklagt, gleich hat Voltaire aus Furcht in Gegenwart einer gerichtlichen Person und von einer Reihe seiner vassaux mit gezückten Schwertern begleitet, communicirt, bei der Beichte und Communion aber solche verfluchte Profanationen angebracht, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, sie nur zu beschreiben. Er soll nun gesünder sein, als er vor zwanzig Jahren war; alle Damen, die ihn besuchen und idolatrisiren, sagen ihm so oft, er werde hundert Jahre alt, daß er es glaubt, ob er gleich sein Grab schon hat machen lassen. Ich hoffe nicht, daß er hundert Jahre

alt wird, aber zu fürchten ist doch, daß er noch vielleicht sieben bis acht Jahre sein Gift aushaucht, das ihm gewiß noch in der Stunde des Todes von den Lippen triefen wird. Sein Ferney ist ein delicieuser Ort. Die fruchtbarste Ebene, mit Bergen umkränzt. Sein Garten macht ihm Ehre. Allerliebste Bosquets, kleine Gehölze, überall herrliche Aussicht; kein colifichet; er hat ihn selbst angelegt. Das Haus ist gut eingerichtet und prächtig meublirt. Er wohnt in der Bibliothek; da liest, arbeitet er. Er hatte eine Hecke Kanarienvögel. Ich habe was von ihm gelernt, das Du für Deine Vögel vielleicht brauchen kannst. Die Materialien zum Neste hängt er in einem Netze den Vögeln in das Bauer, so können sie es nach Herzenslust herausholen. Wir schieden von ihm unter Abfeuerung der Kanonen.

Heute waren wir in der Komödie, welche nicht hier, sondern eine halbe Stunde von hier auf dem Lande in Frankreich gegeben wird. Man gab eine erbärmliche neue Operette, la bataille d'Ivry de Henri le Grand, welche sehr schlecht, wie sie es verdiente, und doch unter lautem Händeklatschen ausgeführt ward.

Am 28. Aug. 1775.

Die Genfer, die ich gesehen habe, gefallen mir sehr. Sie sind höflich, aber ihre Höflichkeit ist von der Art, wie sie nur freien Männern eigen ist, von Natur ernsthaft, mehr interessant als amüsant; zu wohl unterrichtet, um Genf für das Auge von Europa zu halten, aber edelstolz auf ihre Freiheit. Die Weisheit, mit welcher dieser kleine Staat vor einigen Jahren die Unruhen beigelegt hat, macht ihm Ehre. Diese Unruhen drohten der Freiheit den Untergang; Choiseul[1] formentirte sie heimlich. Man merkt es,

[1] der französische Minister.

gibt von beiden Seiten nach, die Eintracht wird hergestellt und die Rechte der Bürger werden gesichert und um Vieles erweitert. Es gibt wohl keine Stadt, wo alle Klassen so gut unterrichtet wären. Professionisten schreiben hier oft von Regierungssachen mit einem Eifer und einer Beredsamkeit, welche einem Parlamentsgliede anstehen würden.

An seine Schwester Catharina.

Genf, 4. Sept. 1775.

Mein alter Adam findet sich durch das, was Du von dem Freiheits-Gesange sagst, sehr geschmeichelt. Er ist ohne allen Vergleich der Liebling meiner Kinder. Vielleicht wird keiner seiner künftigen Brüder so gut! Im Musen-Almanach kommen einige Lieder, die Ihr nicht kennt; ich weiß nicht, warum ich sie Euch nicht geschickt habe; nun Ihr werdet sie bald, vielleicht jetzt schon gedruckt haben. Auch Stücke, die Ihr kennt.

Lavater's vermischte Schriften will ich Dir mitbringen; ich kenne sie nicht. Das Tagebuch habe ich hier ausgelesen; mir ist Vieles doppelt interessant, da ich den Mann und Alles um ihn kenne, aber Manches ist mir doch völlig uninteressant; besonders wollte ich, daß er nicht ohne Nutzen zuweilen Leute öffentlich beurtheilte, welche es ihm so sehr übel nehmen. Es ist die Schande der Menschheit, daß der Mann Feinde hat; da er sie hat, sollte er behutsamer sein.

An seine Schwester Pulletchen.

Bern, 30. Sept. 1775.

Ich fürchte zuweilen, daß unsere Beschreibungen, welche immer loben, zu sehr den Schein haben, von Leuten zu kommen, die ein Land, welches sie lieben, loben wollen. Es ist wahr, das Land der großen Natur, der Freiheit, der

Einfalt könnte mich leicht in manchen Augenblicken enthusiastisch machen; aber dieser Enthusiasmus wirkt nicht auf mich, wenn ich schreibe, und obgleich Lavater behauptet, ich sehe immer als halbtrunkener Dichter nur das, was ich sehen will, so kann ich Dir doch versichern, daß meine Beschreibungen sehr kalt und unvollkommen gegen den großen Gegenstand sind!

An seine Schwester Catharina.

Basel, 7. Oct. 1775.

O wohl hast Du Recht in Allem, was Du von den Tagen unserer Kindheit sagst; wie hat mich das gerührt, wie so ganz wahr finde ich das, was Du von der Einfalt sagst: ‚Zum fromm und glücklich sein ist ein einfältiges Herz und ein einfältiges Auge genug.‘ Aber in den Jahren, da das Kind an den Jüngling grenzt, will man das so gar nicht glauben, und doch ist der Staub und Koth, der an den abgeworfenen Kinderschuhen hängen bleibt, weit besser, als aller Flitter, den der Jüngling aus Büchern zusammensucht! Siehe so denke ich in meinen besten Stunden, und ich schreibe immer in meinen besten Stunden an Euch Schwestern; zu anderen Zeiten jage ich dem Flitter noch brünstig nach und werde es noch lange thun, denn es ist leicht in der Einfalt zu bleiben, aber schwer wieder zu ihr zu kommen, wenn man sie verlassen hat. Aber wenn ich alt werde, so hoffe ich doch noch dahin zu kommen, daß meine Seele bloß von der Natur und den Büchern leben soll, die ganz Kinder der Natur sind, wie mein alter, kindlicher, süßschwatzender Homer, der in seiner Einfalt so groß ist, und mein lieber Ossian. Der höchste unnachahmliche und unnachgeahmte Grad der großen lieben Einfalt, welche durchaus in der Bibel herrscht, ist mir der größte Beweis

ihrer Wahrheit. So hat noch kein Dichter, selbst Homer hat nicht so darstellend erzählt, wie sie. Man erkennt die Wahrheit in der einfältigen Erzählung und mehr als menschliche Weisheit in der einfältigen Lehre.

Man sagt zuweilen, man könnte ein Enthusiast der Einfalt werden, das kommt mir ebenso vor, als wenn man sagte, man könne sich in Muttermilch berauschen.

Den 3. October verließen wir Bern zu Fuß und gingen nach Erlach am Bieler See. Die Gegenden im Hingehen waren schön. Die Sonne röthete den Bieler See, da wir an eine Insel kamen, welche mitten drin liegt. In der Kühle des Abends stiegen wir aus. Welch' eine Insel! Ganz Natur! und welche Natur! Stelle Dir ein Land mitten in schönem See vor, welches oben hoch ist und an allen Seiten niedrig wird. Oben ist Wald und Gebüsch, an den Abhängen sind Weinberge und Wiesen. Oben sieht man rund herum die schönsten Ufer jenseits des Sees, Berge, Felsen, Weinberge. Wie schön ist diese Insel gegen die geschminkten Borromäischen! Wie lebhaft war bei mir der Wunsch, daß wir und unsere Freunde hier von Heerden und Früchten leben könnten! [1]

Beim Anblick des Rüsthauses von Bern dichtete Stolberg das schöne Lied:

‚Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh . . .'

An seine Schwester Puletchen.

Zürich, 4. November 1775.

Hier sind wir wieder seit vorgestern. Groß war unsere Freude, unsern Lavater wiederzusehen. Wir fanden auch

[1] Vergl. Hennes, Jugendjahre 58--59.

liebe Briefe. Ehe ich sie beantworte, will ich Dir unsere Reise erzählen. Den letzten October reisten wir aus Bern. Den Mittag des folgenden Tages kamen wir nach Schinznach, dem Ort, wo die helvetische Gesellschaft alle Jahre zusammenkommt, um das Band der Eintracht aller Cantone zu bestärken. Wir besahen das alte Habsburg; ein Thurm ist nur noch übrig, von einem armen Hausmanne bewohnt, welcher Bucheneckern, um Oel daraus zu machen, in dem Schlosse dörrte, welches die Wiege unserer Kaiser ist. Das Schloß liegt hoch, o wie lieb' ich das ossianische Sausen, welches immer die hohen alten Schlösser umweht! Vorgestern kamen wir hier an. Unser Lavater sollte erst den Tag von seiner Marschlinger Reise zurückkommen. Wir gingen hin zum guten Heß auf's Land und aßen bei ihm; nach Tisch gingen wir, mit dem guten Kaiser, Lavater entgegen. Einige Stunden von hier, schon im Mondschein begegneten wir ihm; er fuhr mit Pfenninger und einer Freundin, welche ihm früher entgegen gefahren waren. Der gute, liebe, sanfte Lavater jauchzte aus dem Wagen heraus, stieg aus und ging noch eine Strecke mit uns, nachher löste Pfenninger ihn ab. Wir hatten gestern bei ihm frühstücken sollen, er war aber von früh an beschäftigt. Wir gingen daher zu unseren Höhlen. O meine Allerliebste, mit welcher Rührung kann man Orte wieder sehen. Die Sihl, der See, unsere Höhlen, so mancher Baum, so mancher Stein, den wir kannten, mein Thal, die Fußstege, wo wir oft mit Lavater gingen, das ganze All dieses Ortes, sogar Blätter, welchen ich die Spitzen abgerissen hatte, um mir geheime Wege zu meiner Höhle wieder anzuzeigen, wie rührte mich das! Unser guter Bauer, sein Weib, Mutter, Schwester und Kinder empfingen uns mit herzlicher Freude. Was männlich im Hause war, warf die Mützen in die Höhe und

die Weiber weinten. Der gute Bauer zeigte uns einen Brief an uns, welchen er hatte Lavater zum Bestellen bringen wollen. Ist das Wiedersehen von Orten so süß, was wird unser Wiedersehen sein! Wie ich so Alles mit Freuden in der gelben Farbe des Herbstes wiedersah, so stellte ich mir die Zeit vor, wenn wir Alle grau sein und der Freuden der Jugend uns erinnern werden! Es ist mehr als Ahnung, wenn ich hoffe, daß wir mit ungewöhnlicher Ursache zur Dankbarkeit auf unsere Laufbahn zurücksehen werden[1].

An seine Schwester Catharina.

Zürich, 7. Nov. 1775.

Am Tage meiner Geburt mache ich mir eine doppelte Freude daraus, an Dich zu schreiben. Ich weiß, daß Du meiner heut' noch öfter als sonst gedenkst. Auch ist meine Seele heut' noch mehr als sonst unter Euch, Ihr Lieben; ich erinnere mich, wie Ihr alle mir so oft diesen Tag zur Freude gemacht habt, wie an unsern Geburtstagen Feiertag war und wir vor den Augen unserer lieben Eltern uns freuten! Noch aller Spielsachen erinnere ich mich, die ich geschenkt bekommen; heut' vor zwanzig Jahren kriegte ich die Flucht nach Egypten, eine Nürnbergische Arbeit, und ein roth und goldnes Gesangbuch und Langens lateinische Grammatik, welche mir den Tag Freude machte und so vieler Thränen Mutter geworden ist! Heut' Nachmittag hoffe ich noch recht unsern lieben Lavater zu genießen; morgen früh verreisen wir.

Unser Miller[2] ist von Ulm hergekommen und geht mit

---

[1] Vergl. den Brief Christian's an Catharina vom 3. Nov. 1775 bei Hennes, Jugendjahre 60—61.

[2] der Hainbund-Dichter J. H. Miller.

uns nach Ulm. Gestern besuchten wir den alten lieben Bodmer. Ich gab ihm meine Ode Homer an Nestor Bodmer[1] dedicirt und machte ihm gar große Freude damit.

Wie viel habe ich an Dich gedacht an meinem Geburtstage, auch von Dir gesprochen. Mit wem? Mit wem als mit Lavater! Wenn ich einen Freund habe, so erzähle ich ihm gleich von Euch Schwestern und da wird mir so innig wohl, wie Kindern, wenn sie zeigen ihren heiligen Christ. Und der heiligen Christfreuden gibt's doch sonst für uns erwachsene Menschen sehr wenig. O Gott, wie oft täglich denk' ich an mein Glück! Solche Eltern gehabt, solche Geschwister noch habend! ‚Auch ist der Freunde Zahl nicht klein, die gern sich an uns schließen!' Und wahrlich Freunde so gut und so viel, wie kein Mensch das Recht hat zu hoffen, in einem Menschenleben anzutreffen. Das Glückliche im Charakter haben wir von unserer lieben Mutter, daß wir so leicht Freunde finden oder vielmehr so bald fühlen, welche gemacht sind, unsere Freunde sein zu können. Gottlob, daß mir keiner entgangen ist, den ich zum Freunde gewünscht habe! Und Gottlob, daß sie von der Art Alle sind, daß mir der Gedanke der Untreue nicht bei einem kommen kann. Das sind auch Schätze, welche Wurm nicht frißt, Motte nicht nagt! Schätze, die man wiederfindet in jenen Hütten! Weißt Du noch den albernen Scrupel, den ich mal hatte, man würde vielleicht classenweise im Himmel so rangirt werden, daß man seine Geschwister und Freunde, welche höher oder niedriger wären, nicht sehen würde? Das war wohl wieder geraffinirt und universitätenmäßig geklügelt. Kann mir Gott den Durst nach denen, die ich liebe, aus der Seele herausnehmen? Nein, wahrlich wenn ich, statt

[1] Gesammelte Werke 1, 120—122.

zu meinen lieben Eltern und Geschwistern zu kommen, in die Gesellschaft von Abraham, Isaak und Jakob geführt würde, ohne die zu sehen, welche meine Seele liebt, so würde ich nach Hut und Stock greifen. Wenn ich den albernen Glauben noch hätte, so würde mir durch ihn der Umgang mit allen denen vergällt, welche besser sind, als ich je werde. Aber es hat das keine Noth! Ich glaube nun gewiß, was ich als Kind schon wußte, daß man im Himmel alle guten Menschen wiedersieht, die man lieb hat. Wie hätte ich sonst von Lavater Abschied nehmen können, denn wer weiß, ob und wieviel ich ihn in diesem Leben wiedersehe.

Auf seine Schweizerfahrten zurückblickend, schrieb Friedrich Leopold acht Jahre später an Catharina: ‚Wir, die wir zu Fuß von Thal zu Thal, von Höhe zu Höhe reisten, haben die Menschen so merkwürdig als das Land gefunden und im Schooß der süßesten Ruhe den vollen Enthusiasmus der Freiheit. Dieser ist die Seele der Freiheit, die Regierungsform nur ihr Gewand, und man kann der Freiheit nichts Aergeres nachsagen, als wenn man sagt (oder an Exminister schreibt), daß sie da, wo sie ist, die Herzen nicht wärme.‘ [1]

Auf dem Rückweg besuchten die Brüder die Höfe von Gotha, Weimar und Dessau. In Weimar fanden sie, ‚von Allen gefeiert, in jugendlichem Enthusiasmus Alles schön‘. Friedrich Leopold's Briefe legen davon Zeugniß ab.

An seine Schwester Catharina.

Gotha, 23. Nov. 1775.

Ziemlich ausgetrocknet komme ich eben vom Hofe zurück.

---

[1] Letztere Stelle auch bei Hennes, Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg 228.

Der Herzog und seine Frau gefallen mir besser als die Höflinge. Er ist ein Fürst von Verdiensten. Heut' bei Tisch ward sehr über Werther deraisonnirt, schon wollte ich mein Wörtchen sagen, so zupfte mich mein guter Engel beim Ohr und flüsterte:

Jean Jacques, on ne t'entend pas!

Fast Alles ist neugierig, von Voltaire zu hören; hier fragen lange nicht so viel nach Lavater; es sollen auch keine Perlen ihnen vorgeworfen werden. In Weimar finden wir unsern lieben Göthe, da freue ich mich herzlich auf, auch freue ich mich auf die Herzogin, Du weißt doch wohl, daß Prinzeß Luischen nun Herzogin von Weimar ist. Auf Wieland freue ich mich nicht sehr, doch bin ich neugierig; er weiß, daß wir ihm nicht gut sind. Gotter, den wir schon kennen, sehen wir morgen; er ist ein gutes Kerlchen, wie ein gutes Dichterchen. Ueber mein Dichten krieg' ich zuweilen Complimente, daß mir das Lachen ankommt. ‚Ich höre, Sie geben sich ab mit der Poesie? Es ist ein schöner Zeitvertreib, Sie haben Ihre Zeit in Göttingen sehr gut angewendet.' ꝛc. Da möchte man zum..... Aber zuweilen so ein inniger Dank von einem guten einfältigen Herzen macht wieder herzliche Freude. Auch trägt's in solchen Herzen Frucht, Etliches dreißigfältig, Etliches sechzigfältig, Etliches hundertfältig. Ich denke ganz wie Du über mein Lied an Puletchen; das liebe Kind hätte ein viel besseres haben sollen, so en passant hätten einige Engelzüge des Herzens sollen berührt werden, aber es ist nun so, wie es ist. Ich kann nur sagen wie Aaron: ich nahm Gold und da ward dieß Kalb. Es ist nichts schwerer als so ein Lied, wenn das Herz überläuft, man nicht in lieux communs von Zärtlichkeit fallen will, man hin und her sinnt. Denn für die Phantasey ist da nichts zu thun, und

das simple Gefühl fiele lieber der geliebten Person um den Hals, als daß es dichtete. Darum sind auch unter Liebesliedern diejenigen selten gut, welche nicht unter einer besonderen Situation sind gemacht worden.

An seine Schwester Yuletchen.

Weimar, 26. Nov. 1775.

Diesen Abend sind wir hier angekommen und haben auch schon unsern lieben Göthe wiedergesehen. In Gotha ist uns die Zeit lang geworden. Gestern Abend aßen wir bei Gotter, den wir schon vorher kannten. Eckhof aß mit uns, der berühmte beste deutsche Schauspieler. Er las uns Scenen aus der Emilia Galotti; so schön werde ich nie vorstellen sehen als er liest. Uns Allen kam ein Schauder an, als er in seine Tasche zum Dolch griff; Du erinnerst Dich wohl, daß Odoardo ein paar Mal gegen den Prinzen den Dolch zu zücken bereit ist. Wie dem alten Manne noch die Natur zu Gebote steht! Wie er zürnen konnte; wie ihm schnell das Blut in das Gesicht stieg und er wieder bleich ward! Auch gar herrlich las er uns die Rolle des alten Camillo Rota. Heute Mittag besuchten wir in Erfurt den Mainzischen Statthalter, Herrn von Dalberg. Morgen sehen wir hier bei Hofe Wieland. Göthen gefällt's hier gewaltig.

Am 27.

Wir sind einige Stunden bei Wieland gewesen. Ich meine, er war Anfangs embarassirt, wir setzten ihn aber und er uns völlig à notre aise. Göthe, welcher sein öffentlicher Widersacher war, ist nun sein Freund. Zu unserer Verwunderung dachten wir über so viele Sachen gleich; er sprach so herzlich von meinem Homer und meinem Lavater und meinem Göthe, daß mein Herz jeden alten Groll vergaß

und ich die Vernunft, welche freilich viel sagen könnte, einschläferte. Ist es weise, ist es gut, die Vernunft uns zu bekämpfen aufzufordern, wenn das Herz uns für einen Menschen redet? Glaube nicht, daß ich Wieland's vertrauter Freund sein möchte, dazu werde ich immer zu viel griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenso interessanten als angenehmen Mann, und für einen Mann, dessen Herz viel gute Seiten hat, muß ich ihn halten. Aber bedaure uns! Göthe ist mit dem Herzog auf der Jagd und kommt erst morgen Abend wieder, die Nacht bringen sie in Erfurt beim Statthalter zu. Das ist gar zu traurig; auch wird es uns einige Tage länger hier aufhalten. Nach Stolberg wollen wir nun nicht gehen. Heut' Mittag hatten wir die Herzogin zwischen uns. Es ist eine gar vortreffliche junge Frau! Verstand wie ein Engel und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz hervor. Sie gab uns einen Brief von Lavater an uns, den er an sie eingeschlossen hatte. Heut' Abend werden wir der Herzogin Mutter vorgestellt. Mit der Herzogin von Lavater zu sprechen, war mir inniger Genuß. Sie hat ihn in Zürich besucht und liebt ihn, wie man ihn lieben muß.

Dessau, 6. Dec. 1775 Abends.

Auf dieser ganzen Reise hat mir, außer der Schweiz, und freilich auch Hamburg ausgenommen, kein Ort so gefallen, wie Weimar. Ich will Dir die Hauptpersonen beschreiben. Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzens-Feuers, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwittwete Herzogin, eine noch schöne Frau von sechsunddreißig Jahren, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürst-

lichen Personen, die im Steifsein Würde suchen; sie ist charmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Constantin ist ein herziges feines Bübchen. Eine Frau von Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen. Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Göthe oder Wieland, oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hof. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Göthe seinen halbfertigen Faust vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen. Den vorletzten Abend (d. 2.) waren wir bei Prinz Constantin; der Herzog, der Statthalter von Erfurt, ein trefflicher Mann von Verstand, Göthe und viele Cavaliere vom Hofe aßen mit uns. Da wir bald abgegessen hatten und recht guter Dinge waren, öffnete sich plötzlich die Thüre und siehe, die Herzogin Mutter mit der schönen Frau von Stein traten feierlich in die Stube, jede ein drei Ellen langes Schwert aus dem Zeughause in der Hand, um uns zu Rittern zu schlagen. Wir setzten uns nieder und die beiden Damen gingen vertraut um den Tisch herum, von einem zum andern. Nach Tisch wurde lange blinde Kuh gespielt. Einigen steifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle guten waren uns herzlich gut. Den letzten Abend, nachdem wir uns schon bei Hofe beurlaubt hatten, aßen wir mit Göthe und Wieland allein. Unterdessen hatte Jemand dem Herzog bei Tisch ein Exemplar meines Frei-

heitsgesangs gezeigt, welcher ihm sehr gefiel. Er schickte mir das Exemplar und ließ mich fragen, ob ich's nicht ‚dem großen Friedrich' dediciren wollte. Ich schrieb auf der einen Seite des Titelblatts eine ziemlich bittere Dedication an ‚den großen Friedrich' in Knittelversen, welche gut soll aufgenommen worden sein, obgleich die Herzogin Mutter leibliche Nichte des ‚großen Friedrich' ist. Wieland haben wir versprechen müssen, zuweilen Gedichte in den Merkur zu geben, dagegen versprach er künftig kein schlechtes Zeug in den Merkur zu nehmen. Göthe hab' ich dießmal noch lieber gekriegt. Zwischen Weimar und Halle haben wir an der Saale herrliche Gegenden gehabt. Mit Empfindung habe ich Halle wiedergesehen; wir besuchten zwei Professoren, Bertram und Eberhard. Hier sprachen wir noch gestern Abend den braven Basedow. Ich hab' ihn sehr lieb, den Dürster nach Wahrheit, den von Liebe der Menschheit durchglühten Mann! Von seinen Ideen ist er randvoll und läuft alle Augenblicke über. Heut' Morgen waren wir in seiner Anstalt, welche aus fünfzehn Kindern besteht; wir erstaunten, Kinder von sechs Jahren zu sehen, welche jedes deutsche Buch, so wir ihnen vorlegten, ohne Anstoß in Latein übersetzten. Sie schwatzen und lesen Latein wie Deutsch. Und sind so froh und glücklich dabei! Nach seinen Planen muß ein Junge, wenn er fünfzehn Jahre alt ist, so weit sein, daß er studiren kann; dabei lernt jeder ein Handwerk oder die Handlung oder eine Kunst, damit er nicht nöthig habe, Brods halber zu studiren.

Den Mittag waren wir bei Hof. Der Fürst ist ein sehr braver Mann, den ich schon seit langer Zeit habe rühmen hören. Er hat dabei Verstand, ist sehr höflich, aber etwas kalt. Die Fürstin ist eine schöne junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, sehr artig im Wesen. Den Nach-

mittag sahen wir auf einem gesellschaftlichen Theater eine Komödie aufführen, den Abend spielten und aßen wir wieder bei Hof. Basedow ist auf einem guten Fuße hier. Er ist aber traurig, weil sein Philanthropin nicht wird bestehen können. Er braucht nothwendig eine Summe von 10,000 Ducaten, hat in einem schönen freimüthigen Brief ganz Europa um diese Summe gebeten, aber noch erst etliche 100 bekommen, welche er nach Ostern zurückschicken muß, wenn die Summe nicht voll wird. Ist's doch traurig, daß in ganz Europa sich so wenig Menschen für das menschlichste Institut interessiren.

Dessau, 8. Dec. 1775.

Fürst und Fürstin gefallen mir ganz gut; er ist brav und gut, aber etwas kalt und trocken; doch ist er ein sehr guter Fürst, sehr sanft gegen seine Unterthanen, die er bei dem Elbschaden und der Theuerung sehr gut ernährt hat. Fünfzehnhundert hat er damals beständig speisen und tränken lassen, und hat sich deßhalb aller Vergnügungen, sogar des Abendtisches zu der Zeit beraubt.

Von Dessau ging die Reise nach Berlin, wo sich die Brüder einige Zeit ‚in Freimaurer-Angelegenheiten' [1] aufhielten.

‚Christian', schreibt Friedrich Leopold aus Berlin am 12. Dec. 1775 an Puletchen, ‚hat Dir unsere überherrliche Schweinsjagd erzählt. Ich war außer mir, bin's noch bei der Erinnerung. So was kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Dumm, stockdumm sind die Philosophen,

---

[1] Ueber Stolberg's Verhältniß zu den Freimaurern vergl. Allgem. Handbuch der Freimaurerei von Lennig 3, 331 und 344. Hennes, Jugendjahre 68. Herbst 2, 277—278, und die Mittheilung von v. Haugwitz in Dorow's Denkschrift und Briefe 4, 213.

welche sich gegen die wilden rauschenden Freuden erklären; nach der Fluth kommt immer die Ebbe; denselben Nachmittag hörte ich ein Concert, welches mich weit mehr rührte, als es ohne den Taumel des Vormittags würde gethan haben. Ueberhaupt macht uns jede erlaubte Freude besser, davon bin ich fest überzeugt, hab's oft erfahren. Vorgestern sind wir in Potsdam gewesen. Wir besahen das charmante Sans-souci und das große, prächtige, neue Palais. Es ist überaus prächtig und mit sehr vielem Geschmack gebaut. Doch ist mir nirgends Einfalt und Größe genug; sondern es ist im epikuräischen weichlichen Geschmack eines Kriegers, der ruhen will, gebaut; eines Helden, der im Herzen denkt: ich möchte Epikur sein, wenn ich nicht Cäsar wäre. Den König haben wir nicht gesehen, weil er krank ist.

Es ist mir lieb, daß meine letzte Dithyrambe[1] und das kleine Lied auf Mutter Natur[2] Dir so lieb sind; ich habe sie auch beide väterlich lieb.

An seine Schwester Catharina.

Berlin, 16. Dec. 1775.

Enthusiastisches Mädchen, Du bist mir, weiß Gott, ein Räthsel! Eine solche beständige Ueberwallung des Herzens! So viel Verstand! Nicht Verstand — das ist ein trocken Ding — so viel Geist! und doch die innere Ruhe, den Mondschein im Herzen! Ich hab's mir lange nicht erklären können. Nun hab' ich's. Nun versteh' ich Dich und unsere Schwestern. Die Reinigkeit Eurer Herzen, die Einfalt Eurer Herzen, die Lauterkeit Eures Geistes allein machen es, daß Euch Eure innerlichen Feuer nicht verzehren.

---

[1] Gesammelte Werke 1, 81—82.

[2] Gesammelte Werke 1, 113; vergl. oben S. 39.

Wäret Ihr nicht wie geläutert im Tiegel siebenmal, fände die immer lodernde Flamme Eurer Herzen nur etwas brennbare fremde Materie, so würde bald Euer Gold anlaufen und weg wäre die Ruhe und gelitten hätte die Einfalt. Aber Engel Gottes bewahren das Feuer Eurer Seelen wie Vestalinnen eifrig und wie Vestalinnen rein. Es ist mir das Herz leicht, seitdem ich das so bei mir selbst enträthselt habe; es bestärkt mich immer mehr, daß nur Einfalt des Herzens uns glücklich, daß aber sie uns allezeit glücklich machen kann. Oft beneid' ich Euch. Wenn meine Seele sich durch manche Zauberzirkel müde gejagt hat, wenn Hin- und Herstreben, wenn Ehrgeiz, wenn Versetzung in's Reich der bunten oft blendenden Phantasey, Umarmungen einer Wolke, die ich für eine Göttin hielt, wenn all' das wie ein Morgentraum mir zuweilen schwindet und ich nur fühle, daß der gesunde Schlaf mir besser gewesen wäre, dann möchte ich ausruhen auf dem simpeln grünen Moose der Ruhe, beschienen von dem sanften hellen Mondschein Eurer Herzen.

Claudius, unser Claudius ist hier und reist mit uns zurück! Dieselbe Ursache, welche uns hiehergeführt, brachte auch ihn. Wie lieb' ich ihn! den Israeliten, in dem kein Falsch, in dem Alles so ganz wahr und so ganz rein ist. Und dabei das tiefe Gefühl. Er hat auch immer Mondschein im Herzen. Als Dichter und Schriftsteller ist er mir einer unserer ersten. Du weißt doch, daß er im Darmstädtischen eine Bedienung mit 800 Gulden bekommen, da wird er ein Haus im Walde mit seiner lieben Rebekka bewohnen; wenn diese Hütte nicht von Engeln besucht wird, so besuchen sie keine mehr[1].

---

[1] Die Stelle über Claudius auch bei Hennes, Jugendjahre 66.

Das ‚religionslose und kalte Berliner Wesen‘ war den Brüdern ‚in innerster Seele widerwärtig‘. „Hier herrscht Kälte‘, heißt es in einem Briefe Christian's vom 16. Dec., ‚die alles Gefühl für's Große, Schöne und Edle für tolle Schwärmerei hält, die die Religion aus dem Herzen bannt und sich ein deistisches System macht, für das ich tausendmal lieber die blinde Einfalt des Heiden eintauschte, dessen Gott ihm nicht so fern war, dem er sein letztes Lamm willig opferte und sein Kind mit Abraham's Unterwerfung in die Arme des glühenden Moloch warf. Zuwider ist mir Berlin und ich weiß, daß es Sodom und Gomorrha an jenem Tag erträglicher gehen werde, wie Berlin! Noch haben wir keinen der Herren gesehen, als Ramler gestern im Concert. Nicolai, der mir zum Ausspeien fatal ist, macht kein Hehl daraus, öffentlich bei jeder Gelegenheit gegen den Schnepfendreck des Enthusiasmus zu predigen. Dienstag kutschten wir gewaltig lang herum; wir fuhren zu den Herren und Damen der verschiedenen Höfe, dann nach Hofe zur Königin. Das Schloß, das Wesen und die ganze Gestalt des Hofes ist viel weniger groß, viel weniger in die Augen fallend als in Dänemark; man ist in kleinen, häßlichen Zimmern, wo man sich gewaltig drängen muß, obgleich der Hof nicht zahlreich ist: nirgends ein air de grandeur. Die Königin, die Prinzeß von Preußen (die Wittwe), die Prinzeß Heinrich, die Prinzeß Ferdinand und die Prinzessin von Braunschweig kommen zusammen heraus und gehen der Kreuz der Quer zu den Damen und Herren und sprechen ganz menschlich mit ihnen. Das gefiel mir nun wieder viel besser, da wird kein Kammerherr von oben bis unten mit langsam wanderndem Auge angeblickt, und reiflich überlegt, qu'il ne faisait pas besoin, mit ihm zu reden. Mich deucht, ein größerer äußer-

licher Pomp und asiatisches Wesen gehört für einen großen Hof, wenn's auch nur darum wäre, damit die königlichen Personen zeigen können, daß sie nicht dadurch gefesselt sind und sich ungeachtet all' des Zeugs so darüber hinaus zu setzen wissen, daß sie sich bis zur Gleichheit mit uns Andern erheben.'

Aehnlich heißt es in einem Briefe Friedrich Leopolds vom 19. December an Puletchen: ‚Berlin gefällt mir nicht. Langeweile herrscht in den Gesellschaften so sehr wie in Kopenhagen, gewiß mehr als in den Kopenhagenern dieses Winters. Wir haben bei Bork soupirt und beim sardinischen Gesandten gestern dinirt. Man affectirt hier einen leichtsinnigen Ton, welcher Bedürfniß ist, um die ennuis zu verbergen, die doch mit Flettermausflügeln in den Gesellschaften um die Herren und Damen herumflattern.'

Am 12. Januar 1776 begaben sich die Brüder nach einem mehr als vierzehntägigen wohlthuenden Verkehr mit Klopstock und den anderen Freunden in Hamburg, Altona und Wandsbeck nach Kopenhagen zurück.

In den nächsten Monaten handelte es sich für Friedrich Leopold um eine Frage, ‚von deren Lösung' — wie er im späten Alter glaubte — ‚vielleicht die Entscheidung seines ganzen inneren Lebens abhing'. Goethe nämlich bemühte sich, ihn an den Weimarer Hof zu ziehen, und schon waren Verhandlungen darüber zwischen dem Herzog Karl August und Friedrich Leopold eingeleitet, als Klopstock dazwischen trat und Alles aufbot, um seinen jungen Freund, den die verstorbenen Eltern ihm ‚gleichsam zum Schützling übergeben, vor dem Strudel der Weimarer Vergnügungen und den Verführungen des Weimar'schen Geistes zu retten'. Friedrich

Leopold folgte dem Rathe des ‚väterlichen Mentor‘ und rechnete es diesem Zeitlebens zum größten Danke an, daß er ‚mit strafendem Ernste und mit Berufung auf Gewissen und Pflicht‘ [1] ihn von Weimar ferngehalten habe.

Goethe hatte an Klopstock in dieser Sache einen unbesonnenen Brief geschrieben, woran Stolberg großes Aergerniß nahm. ‚Göthe ist‘, schrieb er am 8. Juni 1776 an Klopstock, ‚Starrkopf im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft schon für ihn zittern. Gott, welch' ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott und nun schwindelnd vor der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster, denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken, dachten Sie nicht an ihn, wie Sie ‚die Warnung‘ machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan — Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer.‘ [2] Aehnlich spricht er sich in einem andern, fast gleichzeitigen Briefe aus. ‚Göthe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erden-

[1] So Friedrich Leopold in einer Aufzeichnung von 1811.

[2] Vergl. die Briefe Friedrich Leopold's und Christian's an Klopstock, herausgegeben von Redlich in der Zeitschrift: ‚Im neuen Reich‘, Jahrgang 1874 b, 337—342. Vergl. Herbst 2, 275—277.

wurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott! Da fielen mir die Worte von Klopstock ein:

„Ihr rechtet mit Dem,
Deß großen Namen
Der sterbliche Weise
Kaum waget auszusprechen,
Mit Dem, deß großen schrecklichen Namen
Der hohe Engel
Staunend nennet,
Mit Gott, mit Gott!“

IV. Im Amte. Dichterisches Schaffen. Familienleben.

‚In lebhafter Erinnerung an die oft gehörten Ermahnungen des Vaters, daß man im Leben einem festen äußeren Berufe angehören müsse‘, trat Stolberg bei Friedrich August, Herzog von Oldenburg und Fürstbischof von Lübeck, in eine amtliche Stellung ein. Der Herzog ernannte ihn am 17. August 1776 zum Oberschenk und wenige Tage später zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am dänischen Hofe. Friedrich Leopold nahm diese Stelle um so lieber an, weil er dadurch nur mit seinem Schwager Bernstorff, der die dänischen Staatsgeschäfte leitete, und seinen beiden Freunden, dem Grafen Ahlefeld und dem Minister des Fürstbischofs, Franz Levin Freiherrn von Holmer, in Amtsverhältnisse trat und viel freie Zeit für seine Muße und seine wissenschaftlichen Arbeiten übrig behielt. Gleichwohl sehnte er sich fortwährend hinaus ‚aus dem Strudel und den Zeitvergeudungen des Hoflebens in Gottes freie Natur, in eine einfache Wirksamkeit auf dem Lande unter schlichten Menschen, in stetem vertrauten Umgang mit den Geisteserzeugnissen der größten Männer des Alterthums‘. ‚Viele werden‘, sagt er in einem Aufsatze im Jahre 1777 [1], ‚erfahren haben, was ich alle

[1] Im deutschen Museum: ‚Ueber die Fülle des Herzens.‘ Bürger nannte in einem Briefe an Boie vom 7. Aug. 1777 den Aufsatz ein ‚herrliches‘ Stück. ‚Mich dünkt‘, sagt er, ‚ich lese einen Propheten, wenn ich seine (Stolberg's) Prosa lese.‘ Strodtmann, 2, 110.

Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht nach getragener Last und Hitze des Stadtzwangs mein Fenster öffne und dann mich begrüßen der sanfte Mond und die rollenden Sphären! Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist und zündet, wie Prometheus, seine Fackel an himmlischem Feuer an'.

Seine Gedichte aus jener Zeit sind von dem wärmsten Naturgefühl durchdrungen und werden in lyrischem Rhythmus kaum von irgend einem deutschen Dichter übertroffen. ‚In dem Genuß des Naturlebens', schreibt er, ‚treten mir die Schatten der abgeschiedenen Geschlechter lebendig vor die Seele und Balladen und Romanzen entstehen wie im Fluge des dichtenden Gemüthes, eilig wie der Flug meiner Lieblingsrosse, wenn ich sie durch Nacht und Nebel tummle. Und ich tummle meine Rosse, damit mir nicht die Gedanken erfrieren, und das Gefühl, ein freier Mensch zu sein, in mir lebendig bleibt.' Als Balladendichter steht Stolberg bekanntlich ebenbürtig neben Bürger und Schiller, und auch in seinen Oden und Hymnen kann er mit den besten Dichtern um die Palme ringen. In einem Briefe Boie's an Bürger vom 8. December 1776 heißt es: ‚Stolberg's dithyrambische Stücke — ich glaube nicht, daß Freundschaft mich verblendet — thun fast alle große Wirkung auf mich. Nächst Klopstock wird er unser größter lyrischer Dichter, und wer weiß, ob

er nicht in einigen selbst noch über ihn hinausfliegt. Sein Geist ist edel, frei, selbständig und hat nichts von Nachahmung in sich.' [1] Bürger schrieb:

,Fritz Stolberg, Harfner, der vor allen
Mir stets von Herzen wohlgefallen!
Mann, der, voll Gotteskraft und Geist,
So herzlich Tugend liebt, als preist.' [2]

Manche Oden und Hymnen Stolberg's zeichnen sich durch größere plastische Wahrheit und Anschaulichkeit vor den ähnlichen Dichtungen Klopstock's vortheilhaft aus, obgleich es ihm keineswegs immer gelang, mit der überwallenden Empfindung die schaffende Einbildungskraft in ein völlig angemessenes Gleichgewicht zu bringen. Man kann auf ihn selbst als Dichter anwenden, was er in mehreren Aufsätzen über ,Dichten und Darstellen', ,Ueber die Begeisterung' und ,Ueber die Ruhe nach dem Genuß und den Zustand des Dichters in dieser Ruhe' mit besonderer Beziehung auf Klopstock ausspricht. ,Dichter sind mehrentheils sehr cholerischen Temperaments. Der größte Dichter unserer, vielleicht jeder Zeit, Klopstock, dessen Herz sich so gern in süßen Empfindungen ergießt, der die sanften Entzückungen der Religion, der die feinsten Gefühle der Liebe, der das Hinsinken der Freude so lebendig darstellt, dessen Stirn immer heiter ist, dessen Seele hinschmilzt, wenn sie auf dem melodischen Strom von Windemens Stimme dahingleitet von Empfindung zu Empfindung — eben dieser Klopstock trägt einen Vulkan im Busen, dessen Gluthen er immer zurückhält, der aber in seinen Gedichten helle Flammen geströmt hat, an denen des Enkels Enkel bis an's Ende der Tage Licht der

[1] Weinhold, Boie 215.
[2] Vergl. Strodtmann 3, 175.

Erleuchtung und Gluth der Empfindung anzünden wird.' ‚Die Begeisterung ist unabhängig von dem, welcher sie — oder vielmehr, welchen sie besitzt. Er kann sie nicht rufen, wenn er will; sie schließt ihr Ohr vor der Stimme des Beschwörers. Erscheint sie, so kann er sie nicht leiten; ihrem Fluge muß er folgen.' ‚Der Dichter hat als Dichter keine eigentliche Arbeit. Was er hervorbringt, das bringt er hervor in den süßesten Stunden seines Lebens, und die Fluth des Gesanges, die ihm entströmt, scheint ihm aus der Urne einer Muße zu fließen, um ihn zu beglücken.' Aber ‚selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf. Ihm schenkt sie das Original; er gibt nur die Uebersetzung'. Als eigentliche Gabe des Dichters bezeichnet Stolberg ‚den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, ehe er sie berechnen kann, Ahnungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen. Diese Kraft ist es, welche den Dichter zum Seher macht. Der Philosoph ist Forscher'. Am großartigsten erscheint er in der Auffassung des Dichterberufes und in seiner tiefchristlichen Gemüthswärme in einem leider Fragment gebliebenen großen Epos ‚Die Zukunft', woran er seit dem Jahre 1779 thätig war. Auch seiner vaterländischen Gesinnung, die überhaupt aus seinen Gedichten wohlthuend wiederspiegelt, verlieh er darin begeisterten Ausdruck.

‚Deutschland, heiliges Land, dir wallt im klopfenden Herzen
Heiß mein Blut! Ich freue mich dein, wie des Sieges der Held sich
Freut, ich liebe, Vaterland, dich, und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehrte den Vater nicht mehr und die Mutter!
Viel sind deiner Ehren, und tausendjährig, und immer

Wieder neu! Du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Eisernen Muths, der Treue, des freien Sinnes, der Einfalt!
Deine Dichter sind stark, wie deine Weine, so feurig
Und so rein, und hoch, wie deine kreisenden Adler!
Deine Weisen erkunden der Kenntniß Tiefen, und forschen
Unablässig, bescheiden und kühn, mit prüfendem Bleiwurf.'

Neben den Erzeugnissen seiner eigenen Muse beschenkte Stolberg die literarische Welt im Jahre 1778 mit einer Uebersetzung der Ilias, der ersten deutschen Uebertragung eines griechischen Dichters im Versmaß des Originals[1]. Bietet gleich die Raschheit des Werkes, besonders in Hinsicht des Versbaues, manchesmal der strengen Kritik eine Handhabe, so strömt doch vielleicht nur desto feuriger, in einem Gusse, der Gesang des göttlichen Alten in unserer Sprache dahin[2]. 'Liebte ich', schrieb er, 'Homer nicht über Alles, ich übernähme die Mühe nicht beim ungewissen Dank der Nation. Aber auch nur Einer, den ich Homer empfinden lehre, ist mir Lohn, dabei macht einem die Liebe für ihn die Arbeit süß.'

Bis zum Jahre 1777 hatte Friedrich Leopold mit seinem Bruder Christian gemeinsam gelebt und gearbeitet, dann folgte die Trennung, indem letzterer die Stelle eines Amtmannes zu Tremsbüttel, drei Meilen von Hamburg, in der Holstein'schen Landschaft Stormarn gelegen, annahm, und sich mit der Gräfin Luise von Reventlow, der Wittwe des Hofjägermeisters von Gramm verehelichte. Es verfloß indeß in der Folge fast kein Jahr ohne erwünschte Zusammenkünfte der

[1] Stolberg schenkte die Arbeit seinem Freunde J. H. Voß, der auf den Ertrag der Ausgabe die Hoffnung zur Bezahlung seiner Schulden und zur ersten Gründung seines Hausstandes stützte. Vergl. Voß, Briefe 1, 332, 313 und 2, 6. Menge 1, 86.

[2] Vergl. Stolberg's Lebensumriß von seinem Bruder Christian 14.

Brüder. Im Jahre 1779 gaben sie ‚als Zwillingsbrüder der Natur harmonisch verbunden‘ gemeinsam die erste Sammlung ihrer Gedichte heraus[1].

Die ‚Fülle des Herzens‘, in der die Harmonie der Brüder ‚für immer begründet war‘, verband sie beide auch mit dem Grafen Ernst von Schimmelmann und dessen Gemahlin Emilie, geborenen Gräfin zu Ranzau, die den Winter über meist in Kopenhagen, während des Sommers auf ihrem der Stadt nahe gelegenen reizenden Landgute ‚Seelust‘ lebten.

In Friedrich Leopold's äußeres und inneres Leben führen uns am besten seine Briefe ein. Sie zeigen zugleich, wie er allmählich aus dem ‚Sturm und Drang‘ der Jugend in die Periode ‚männlicher Klärung und Erleuchtung‘ eintrat.

An seine Schwester Luletchen.

Eutin, 24. Juli 1776.

Gestern Abend aß ich mit Ahlefeldt bei Holmer. Er gefällt mir. Der Mann hat Verstand, viel Munterkeit, spricht interessant, ist sehr höflich und engageant und setzt einen gleich à son aise. Ueber meine Sachen sagte er mir viel Verbindliches. Nach Tisch gingen wir zusammen noch spazieren; ich wünsche, daß er so zufrieden mit mir beim

---

[1] Auf Wunsch der Brüder besorgte Boie die Ausgabe. ‚Die Freude daran verbitterte ihm Voß, der daran gedacht hatte, auf eigene Hand und zu seinem Vortheil die Stolberg'schen Gedichte gesammelt drucken zu lassen. Boie antwortete ihm: „Sehr leid thut mir's, daß ich Dir unwissend zweierlei vor der Nase weggenommen habe. Weder die Grafen noch ich haben Vortheil davon; mit Vergnügen wollt' ich Dir sonst meinen Antheil aufopfern.“‘ Weinhold, Boie 93.

Weggehen möge gewesen sein, als ich mit ihm war. Mit Ahlefeldt fuhr ich in seiner Equipage auf's Schloß. Die Hofequipage habe ich weislich abgelehnt, ich mag mir nicht hofiren lassen an einem Hofe, in dessen Dienst ich gehen soll. Der Fürst ist sehr gut, der Bischof auch ganz gut, der Hof sehr langweilig. Gegen die Fremden ist man sehr höflich. Von Klopstock erhielt ich einen Brief, er gibt mir rendez-vous in Kiel. — Wenn ich nicht jeden Abend an Eine von Euch schriebe und des Morgens einige Stunden für mich nicht hätte, so ertrüg' ich weniger gut die lange Langeweile des langweiligen Hofes und übrigen Wesens. Wir saßen lange bei Tisch, nach Tisch währte es lange, ehe die Bischöfin dem Bischof Zeichen gab, uns zu beurlauben. Sobald ich nach Hause kam, warf ich mich in meinen lieben Frack, und hin zu Ahlefeldt, mit welchem ich nebst einem Kammerjunker auf die Jagd ging. Wir schossen nach einem paar Stück Damwild und kriegten nichts. Bei Hirschen, Rehen, Damwild ꝛc. fühle ich zu viel Mitleid, um das Vergnügen der Jagd ganz zu genießen. Die armen Thiere um ihr süßes Leben zu bringen, sollte keine Lust sein. Aber nur zu leicht familiarisirt man sich damit. Wüßte ich, daß ich je so tief sinken könnte, daß ich ein angeschossenes Reh mit Ruhe sein Leben verbluten ließ, vielleicht zwei, drei Tage lang, ehe es an der Wunde stirbt, ich nähme kein Gewehr mehr zur Hand. God nat! Du siehst, daß die Müdigkeit mich zum Dänischen heruntersimmt.

An seine Schwester Catharina.

Eutin, 27. Juli 1776.

Ich komme von einem Schmause beim russischen Gesandten und meine Seele ist müde von Spiel, Souper und der Last und Hitze des Tages. Im Sommer sind Schmaus

und Spiel völlig unerträglich. Dazu ist die Hitze groß und das beständige Gefühl der Trennung von Euch, das Sehnen nach Euch treibt und drängt mich. Es fängt an, mir sehr eng hier zu werden. Ich freue mich kindisch auf übermorgen, da kommen Klopstock, die von Winthem und Büsch, ich wünsche mehr als ich es hoffe, auch Gerstenberg, bleiben die Nacht hier und dann gehe ich mit ihnen nach Kiel. In Löwenburg ist Dir wohl geworden bei der lieben Löwenskiolde! Ich hab' sie nur vier Stunden dort gesehen, aber wieviel sieht man von guten Menschen auf dem Lande in vier Stunden! O daß selbst der Gute den Guten in der Stadt nicht ganz genießen kann, daß sogar den besten Menschen einige Schlacken sich anhängen, welche Freude und Vertraulichkeit, Elasticität und Weichheit des Herzens schwächen, und daß man über die Hälfte des Jahres in der Stadt leben muß und endlich die kranke Seele des Landlebens wie einer Brunnenkur bedarf! Ich habe heute ein herrlich Stück im Shakespeare gelesen, Richard III. Da kommen zuletzt, einer nach dem andern, die Geister seiner Ermordeten und fluchen ihm, daß mir, da ich's las, die Haare zu Berge standen, und nun, da ich um Mitternacht schreibe, ich mich dann und wann umsehe nach der spanischen Wand und erschrecke, wenn ich mein Bild im Spiegel finde. Fürwahr, es wird mir graus zu Muth! Denk nicht an Gespenster!

Eutin, 9. Aug. 1776.

Wie oft, wie unablässig bin ich bei Euch! Auch hielt ich's hier nicht aus, wenn mit dem Leibe auch meine Seele hier festgedütert wäre. Langeweile ist zu meiner Rechten und Unbehaglichkeit zu meiner Linken; hinten und vorn albernes Wesen und Zwang. Mit den Leuten bin ich ganz zufrieden, insofern mir keiner Leids thut und einige mir

wohlwollen, aber das ist Alles, das heißt das ist nichts. Ahlefeldt ist mein Freund und Holmer ein sehr artiger, feiner Mann, mit dem ich gut stehe, das ist denn aber auch Alles. O Kätchen, warum können wir nicht frei wie die Vögel Gottes leben, unter einem Baume, in einem Felsen nisten, ohne einem Nebengeschöpf deß zu danken. Wenn ich nicht selbst ein Mensch wäre, ich würde mir Luft machen mit einem lauten Hohnlachen über den gefesselten Herrn der Schöpfung. Daß das pain bis et liberté nur eine Devise ist, daß jeder sogar französische Philosoph davon schwatzen kann und das ganze Ding, wenn's auf's Handeln ankommt, sogar dem Deutschen ein Märchen ist; daß Rousseau für einen Narren gehalten wird, weil er lieber Noten abschreibt, als bettelt oder Knecht wird — und daß ich selber hier sitz' und schmierend philosophire von dem, was ich vielleicht nie mit Entschlossenheit ausführen werde — o Kätchen, das geht mir durch die Seele! Gott, wie tief sind die Menschen gesunken, denen der Schöpfer Schwingen der Seele gab, daß sie aufflögen wie Adler! Schöne Adler, die zahm bei Hofe und im Hofe auf dem Misthaufen leben und ohne sich zu heben mit Flügeln schlagen, wenn höhern Orts pulle pulle gerufen wird!

Am 16. Aug.

Des Vormittags habe ich hier gute Stunden, so gut wie sie in der Abwesenheit von Euch Geschwistern und Freunden sein können. Des Morgens gehe ich in herrlichen Gegenden spazieren und finde täglich neue Schönheiten. Dann lese ich oder übersetze in meinem Homer, daß mir der Kopf raucht. Ich habe nun herrliche Sachen im dritten Gesang.

Am 23. Aug.

Es gibt unselige Menschen, die an der Vorsehung zweifeln, andere beobachten kalt ihr Thun, wie den Lauf der

Gestirne; selig wer von der Hand des himmlischen Vaters am Gängelband von Freude zu Freude geführt wird! wie ekelt ihm vor Beweisen der existirenden Vorsehung!

Oldenburg, 9. Oct. 1776.

Vorgestern früh habe ich eine herrliche Promenade gemacht. Ueber eine halbe Stunde war ich auf einem großen Torfmoore gewesen, nun kam ich auf einmal in einen schönen Eichen- und Buchenwald, der ganz wild und schön wächst und in welchem man keine Spur von menschenverderbender Hand sah. Hier nährt der liebe Gott einen Theil seiner Vögel, denn soviel habe ich noch nicht in einem Wald gesehen, große Vögel, die dicht bei mir aufflogen. Die Bäume waren so natürlich und pittoresk, und hie und da lag die Leiche eines Baumes da, den der Sturm umgeweht hatte. Auch hatte der Blitz weidlich in den hohen Aesten gehauset. Unter anderen sah ich eine gewaltige Eiche, drei Klafter im Umkreis und hoch mit vielen Aesten und Zweigen. Der Baum war blätterlos und rindelos, an seiner Wurzel war ein Ameisenhaufen und der ganze Stamm mit Löchern durchfressen. Doch ging von der Wurzel bis hinauf nach einem der obersten Zweige ein schmaler Strich Rinde, oft nur eine Spanne breit, welcher Saft aus der Erde zieht und einen hohen Zweig lebend und blättervoll unterhält. Ich ging lang hin und her in diesem großen Holz und wünschte herzlich, daß keines Menschen Hand ihre Axt in diesen Wald bringen möchte. Es ist doch so schön und interessant zu sehen, wie Mama Natur sich amüsirt, wenn sie allein ist.

Shakespeare, in welchem ich nun viel lese, ist ein ächter großer Natursohn; ich sehe freilich viel Fehler auch in ihm, aber selbst manche seiner Fehler beneide ich ihm, weil nur er so fehlen konnte.

Kopenhagen, 22. Febr. 1777.

Es freut mich, daß Du nach Nestred gehst. Da wirst Du eine schöne Gegend sehen, mich verlangt auch darnach, einmal diese und überhaupt alle schönen Seeländischen Gegenden zu sehen. Wenn's noch Gebrauch wäre, daß die Poeten von Dorf zu Dorf zögen und auf den Märkten laut ihre Gesänge hersängen, so könnte ich nach Herzenslust umherziehen und mein Beruf würde mich auch dann und wann gen Wallö[1] führen. Aber seitdem die Königin Elisabeth hat bekannt machen lassen: alle Landstreicher, Zigeuner und reisende Sänger kommen in's Zuchthaus, ist an so ein Projekt gar nicht zu denken. Dichterischeres kann ich mir nichts denken, als den blinden Halbgott Homer, den vielleicht seine Tochter führte am Ufer des wogenrauschenden Meeres, ihm alle die Stellen nennend, welche er mit den Augen seiner Alles vergegenwärtigenden Erinnerung so lebhaft als sie mit ihren rollenden Augen erblickte. Dann gingen vor ihm vorüber die Tage seiner Jugend, er freute sich seiner und des rauschenden Meeres und machte die sehende Führerin aufmerksam auf das gegenüberstehende thrazische Ufer mit hohem Schneegebirg und auf den Contrast mit dem sanft geebneten Jonien. Und dann entströmten ihm in voller Begeisterung die Gesänge der Odyssee, bis er kam gen Smyrna oder Chios und Rhapsodien der Ilias nicht vorlas, vorsang[2].

Weinen möchte ich, daß kaltes lautes Lesen noch die höchste Ehre ist, die Gedichten unserer Zeit, ach, die sogar den griechischen so selten widerfährt; anstatt daß jedes schöne

---

[1] Wo die Schwester Catharina Stiftsdame war.

[2] Vergl. Stolberg's schönes Gedicht: ‚An das Meer' in den Gesammelten Werken 1, 173—175.

Gedicht horchenden Nationen je nach dem Inhalte vordeclamirt oder vorgesungen ward. Das leise Lesen eines Gedichts ist beinahe eben das, was ein Musikverständiger thut, wenn er bloß mit den Augen die Compositionen eines andern Musikus liest.

An seine Schwester Puletchen.

Christians Sode Pfingstdienstag 1777.

O Puletchen, ich fühl' es, ich werde noch ein Landmann werden, alle meine Wünsche gingen immer dahin und nun sehr lebhaft. So glücklich ich mich auch überhaupt fühle, so bin ich in der schwärmenden Stadtlebensart doch on ne peut pas plus deplacirt. Weißt Du meine Lieblingsidee? Ich werde ein süßes mecklenburgisches Mädchen heirathen, mit ihr ein Gütchen kriegen und da leben. Dein Mann kriegt seinen Abschied und Ihr lebt also in Dreilützow. Mein Gütchen läge da, wo Bodmer's Güter liegen, am Meere, zwischen Euch und Holstein, so wäre ich unserem Bruder, Luisen und Gustchen[1] auch nahe. Eya, wären wir da! Freiheit auf dem Lande ist und bleibt doch das A und O aller Glückseligkeit, und ein kalter Schauer überläuft mich, wenn ich an die sieben Monate Stadtlebens gedenke.

An seine Schwester Catharina.

Bernstorff[2], 7. Oct. 1777.

Freilich hab' ich bisher wenig geschrieben, habe Geduld mit mir, nimm mich wie ich bin mit all meiner unendlichen

---

[1] der Schwester Auguste.

[2] in der Nähe von Kopenhagen, Schloß seines Schwagers Bernstorff, wo Stolberg einen Theil des Sommers 1777 zubrachte.

Liebe und Faulheit. Aber es ist nicht nur Faulheit, ich hab's oft gesagt, ich kann nicht schreiben, wenn mir nicht danach zu Muthe ist. Briefe an Geliebte sind bei mir immer freie Ausflüsse eines freien Drangs vom Augenblick. Du weißt, wie oft ich auch mündlich taciturn bin und oft am meisten dann, wann mir das Herz randvoll ist. Und wie voll ist mir's immer süßer Erinnerung des friedsamen, herzlich genossenen Sommers! Ich hoffe alles Gute von der Zukunft, aber manchmal denke ich, es mag die künftigen Jahre gehen wie es will, die herzliche Aernte dieses Sommers haben wir gehabt und verwahrt im Gedächtniß. Garbe bei Garbe liegen sie da, die süßen Erinnerungen, und auch sie werden Aussaat sein! Gestern Abend war ich in Seelust, allein mit Ernst und Emily. Wir sprachen viel von Dir. Die Lieben, was sie uns sind und wir ihnen! — Wie freue ich mich Deines Lebens in Loitmark![1] So allein mit unseren beiden Lieben! O ich beneide Dich nicht, weil Du es bist, sonst würde mich der Neid zernagen von Kopf zu Fuß. Sag' an ihn und an sie unendlich viel Liebes. Der liebe Gott muß englische Geduld haben, daß er so liebe Leute auf der Erde läßt; wärst Du an seiner Stelle, Du hättest Beide zu Dir genommen[2].

Bernstorff, 14. Oct. 1777.

Bei diesem schönen Herbstwetter, da der liebe Gott uns en habit feuille morte besucht, nehm' ich im Geiste den hohen Besuch mit Dir an, bei der schönen Schley, mit unsern lieben Philemon und Baucis. Es freut mich, daß Du so viel und so lang bei ihnen bist und schwelgest in

---

[1] bei von Dewitz, dessen Frau eine vertraute Freundin der verstorbenen Mutter Stolberg's war.

[2] Dieser Brief auch bei Hennes, Jugendjahre 87.

edelm, reichem Genuß. Laß es uns mit inniger Dankbarkeit gegen Gott erkennen, daß wir so sehr genießen können. Das Genießen läßt sich nicht lernen; es ist ein Seelensinn, dem die fünf Körpersinne untergeordnet sind, wer ihn nicht hat — weh ihm! Wie schön ist der Herbst! Eben sehe ich aus dem Fenster noch das letzte Abendroth über Jägersburg, o Gott, ich möchte Blut weinen, daß man alle die Herrlichkeit verläßt, um in die Kloaken der Stadt zu gehen! Wie verschieden ist das Glück! Cäsar wünschte sich den Thron der Welt und der ward sein, ich verlange nichts, nichts als eine Hütte und Freiheit! O Freiheit! Freiheit! Ich hoffe es, mit Thränen hoff' ich es zu Gott, daß er mir wird Luft schaffen, liegen zu können einst ruhig und ungestört an den Brüsten der Natur, rollen zu sehen die Jahreszeiten und mich freuen zu können jeder Schönheit der wechselnden Natur und Ruhe zu haben und nicht übertäubt zu werden von leerem Gewäsch, geblendet von Flitter, abgestumpft von Langeweile, eingekrümmt durch den Zwang. Oft will ich auch im Winter hinausreiten und dann zu Fuß lustwandeln im beschneiten Wald, an der gefrorenen See. Aber wenn man dann zurückreitet in den Dampf der Stadt, entgegen der klirrenden Fessel — bestes Kätchen, gräme Dich doch aber nicht um mich — ich werde auch im Winter selbst in der Stadt Freude haben, Du weißt, uns kann es nie an Freude fehlen, denn wir wissen, wo Freude zu finden ist. Wir wissen, wo Fußangeln liegen, gehen hin und her und bleiben stehen, wo die Wünschelruthe zuckt. Sage was man nur Liebes sagen kann an unsere beiden geliebtesten Eltern, denn das sind sie. O wie oft fällt mir bei ihnen die Phrase des Telemach ein: o mon père, car les dieux m'ont ravi Ulysse, vous êtes à présent mon père!

Jägersburg, 21. Oct. 1777.

Sonnabend Mittag hab' ich mit Schönborn[1] in Seeluft gegessen; im herrlichsten Herbstmorgenwetter fuhr ich den Strandweg zurück. Die blaue See und der gelbe Wald waren unendlich schön. Wär' ich ein Heide, ich baute einen Altar dem October. Schönborn lass' ich mir wohlschmecken, wie alten rheinischen Wein, der Kraft und Feuer gibt. Ein trefflicher Mann. Sein Umgang gibt mir neuen Schwung, ihm werden die Ideen zahllos gegeben und stark und schön. Ich habe wenig Menschen gesehen, die so zugleich die geistigsten Ausflüsse der balsamischen Blüthen in sich athmen und den Baum bei der Wurzel so fassen. Er hat mir eine herrliche Löwenhaut geschenkt, eines Riesen in seiner Art; ich will sie ausstopfen lassen und der Löwe soll mir jeden müßigen Besucher abschrecken.

Kopenhagen, 11. Nov. 1777.

Ich danke Dir tausendmal, bestes Kätchen, für Deinen lieben Brief vom 7. November. Mein Geburtstag ist mir selber lieb, weil ich Ursache habe, meines Lebens froh zu sein, denn ich genieße unendlich viel Gutes in diesem Leben und fühl' es, daß ich Gott nicht dankbar genug dafür sein kann. Daß ich das Glück, Dich zur Schwester zu haben, unendlich hoch schätze, das mußt Du wissen. Alles, was ich Dir darüber sagen könnte, wäre schwach, mir ekelt vor der bloßen Idee, es sagen zu wollen. Es ist ein großes Zeugniß von der Infirmität, von der Ohnmacht, der Todesschwäche unseres Seelenzustandes in diesem Erdenleben, daß Menschen wie wir sich noch sagen wollen, was

[1] Vergl. Schönborn und seine Zeitgenossen von J. Rist. Hamburg 1836. Auch die Gedichte von und an Schönborn in den Gesammelten Werken 1, 194—200.

sie einander sind, sich dadurch das Einzige schwächen, was noch groß am Menschen ist, das ruhige, schweigende, große Gefühl. Daß die wahre Empfindung sprachlos ist, das sollten wir doch aus Erfahrung wissen! Ein Gleichniß. Was man sich sagt, ist nur Dasjenige, was überläuft, wenn der volle Becher in einen gleich großen Becher gegossen wird.

Meine Vögel machen mir viel Freude. Weißt Du gewiß, daß eins ein Weibchen ist? Sie singen beide. Der stockblinde Sänger ist wohl, aber er dauert mich, wenn die andern frei umherfliegen. Ich habe auch einen zahmen Dompfaff und ein schönes drittes Reitpferd, einen sechsjährigen Fuchs aus des Königs Gestüt, der Hamlet heißt.

Kopenhagen, 18. Nov. 1777.

Ich lese jetzt Shakespeare, habe aber wenig Zeit zur Lectüre, aber meine Seele schwelgt bei dem Mahle, das der Herrliche bereitet hat denen, die ihn lieben! Er ist unaussprechlich reich und groß. Wie er um sich her greift, in die Natur hinein, aus ihr herausholt, ganze Forsten bei der Wurzel herausreißt und in Katarakten herunter spült, dann Blümchen pflückt und Vergißmeinnichtblättchen in die stille Quelle streut. Und dann, es ist in ihm das antike starke Gefühl, nicht die neue Empfindsamkeit, die vapeurs kriegt, wenn einer, der es verdient, in's andere Leben geschickt wird, und doch so ruhig und lächelnd jeden Modefrevel ansehen kann. Ich danke Dir, Gott, auch für meine Galle! Homer, der herrliche Homer konnt's auch vertragen, wenn Hundert und Hundert hinter einander in's Gras bissen, und er weiß das so niedlich und auf mancherlei Art zu detailliren und zu variiren, daß man jede Wunde recht leibhaftig sieht und fühlt; dafür hat's auch Art, wenn er in Liebe schmilzt,

da sollte man denken, der Pelion und Ossa und Olymp müßten mit ihm schmelzen.

Kopenhagen. 22. 25. Nov. 1777.

Am 19. hab' ich noch im Meere gebadet, das erste Novemberbad meines Lebens. Ich hab' die Eisbäder in der Schweiz versucht, warum sollt' ich die Novemberwogen fürchten? Den Tag, da ich badete, war ich in sehr schönem Wetter durch den ganzen Thiergarten geritten und längs dem Meere nach Wilhelmsdal, wo ein Piquenique war. Wohl uns, daß wir die Natur auch durch den herbstlichen Novemberschleier und im starrenden Wintergewande lächeln sehen. Auch bei jedem entlaubten Busch möchte ich meine Schuh ausziehen und rufen: diese Stätte ist heilig!

Am 25. Nov.

Wenn Du in das Chaos meines itzigen Zustandes hineinsehen könntest, wenn Du kenntest, wie ich sie in vier Jahren habe kennen gelernt, les horreurs de la digestion nach einem langweiligen Schmause, wo die Ideen alle eingeschläfert sind und sich in seekrankem Zustande die Seele hin- und herwanken fühlt in taubem Bewußtsein, Kätchen, so würdest Du begreifen, daß ich Dir heut' nicht mehr sagen kann, als daß Alles wohl ist, daß Dein Brief mich herzlich gefreut hat und daß ich mit der zärtlichsten Liebe Deiner und unserer beiden Dewitze gedenke, obgleich meine übrigen Gedanken marodiren, meine Seele mit der Seele eines Kammerjunkers könnte vertauscht werden und mein Herz sich seiner selbst nicht bewußt wäre, wenn es nicht der Oppression eines erlittenen Tottischen Schmauses wallend widerstrebte.

Am 6. Dec.

Gestern[1] bist Du mehr als gewöhnlich bei mir und ich

[1] am Geburtstage Catharina's.

bin mehr als gewöhnlich bei Dir gewesen, denn bald dachte und wünschte ich Dich hierher, bald dachte und wünschte ich mich hin zu Dir. Bestes Kätchen, die Seele erhebt sich dann auf ihren Feuerflügeln, verachtet jeden Zwischenraum der Trennung, fühlt sich in ihrer großen unsterblichen Liebe-Nähe, aber plötzlich kommt wieder Sehnsucht des Sinnlichen, man will die Geliebten sehen und hören, und dann sinkt man mit niedergeklappten Flügeln wieder zurück in den Stand der Sterblichkeit — und also des Trauerns. In solchen Augenblicken würde ich, wenn ich armer untauglicher Mensch bestellte Arbeit machen könnte, eher an die Litanei als an's Te Deum denken.

Am 13. Dec.

Wie ekelt mir vor dem Thun und Wesen der Menschen, die ich täglich sehen muß! Und wie verschieden ist meine Existenz! Des Morgens ist mein Geist vor Ilion's Mauern zwischen den heldenwälzenden Fluthen des Skamandros und des Simoeis, unter den erstgeborenen starken Söhnen einer jüngeren stärkeren Natur, und dann falle ich hinab in den Schlamm dieses Jahrhunderts, in die Kopenhagener Grundsuppe, wo Guldberg eine Hauptrolle spielt, wo — o eher würde ich, ein zweiter Adam, allem Vieh wieder Namen geben, ehe ich alle zweibeinigen Esel von Kopenhagen herzählte!

Kopenhagen, 3. Jan. 1778.

Vorigen Sonntag war ich mit Ernst und Emily in Seelust, da machten wir auch einen weiten Spaziergang auf dem Moose zwischen Seelust, Christiansholm und dem Thiergarten. Dann gingen wir viel im Ortruper Krat spazieren. Solche Touren sind mir unendlich lieb und unentbehrlich. Ich kann mich nicht genug freuen, daß uns der Genuß der schönen Natur Allen so unendlich lieb ist,

daß wir ihn so unbefangen genießen in einfältiger Freude, so saugen wie an den Brüsten der Natur, von denen uns nichts entwöhnen soll. O die Natur! Alles hab' ich von ihr, Alles weihe ich ihr! Ihre Feierlichkeit gibt Würde dem Ernst, ihre Reize Gefühl für die Schönheit. Nimmt nicht aus ihrer Fülle jede edle Empfindung der Seele ihr Leben, ihre Kraft?

Es freut mich, daß der junge Cramer[1] sich so soll gebessert haben; daß sein Herz sehr gut ist und er viel Verstand hat, das ist gewiß. Aber seine Empfindungen hatten keine Festigkeit, seine flatternden Ideen kein Ziel. Fliegt zur Unsterblichkeit! rief er seinen unmündigen Ideen zu und warf sie aus dem Neste, ehe sie flügge waren. Er strebt nach Genie und hat nur Talente, oder vielmehr (denn wie kann man trancher du mot in solchen Dingen) er strebte nach weit mehr, als ihm je zu erreichen gesetzt war.

An seine Schwägerin Luise.

Kopenhagen, 27. Jan. 1778.

Mein Leben gefällt mir nicht, ich bin aber auch nicht sehr mißvergnügt; ich möchte immer die Parzen bitten, ihr Webschiff schneller zu werfen, nicht daß mir die Zeit lang würde, aber weil ich gern zu einer Zeit mehreres Seelengenusses kommen möchte, auf welche ich hoffe. So trübe bin ich izt nie, daß ich der Parze die Scheere darreichen möchte; nur auf ihre braunen runzlichten Backen möchte ich sie streicheln und sagen: alte Schabelle, spute dich!

[1] Carl Friedrich, der später unglückliche Sohn des Kanzelredners Cramer.

An seine Schwester Catharina.

Kopenhagen, 27. Jan. 1778.

Ich habe nun schon die ersten neun Gesänge des Messias Emily vorgelesen und Puletchen lese ich die Ilias. Shakespeare habe ich ganz ausgelesen. Wie kann man sagen, daß er nicht natürlich ist? Hat er seine Menschen nicht aus der Natur genommen, hat er sie geschaffen, o so baut Altäre dem Nebengotte! Aber er nahm aus der Natur, wie Homer, Ossian und Klopstock, nur jeder auf seine Art. Hamlet halt' ich doch bei weitem für sein Meisterstück! Othello ist auch herrlich, welch' ein Charakter die Desdemona! Den kurzsichtigen Esel, der die Desdemona für zu gut und den Jago für zu schlimm, beide außer der Natur glaubt, möchte ich —. Aber Shakespeare gehört zu den Dingen, von denen Göthe sagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigsten nicht über sie disputiren. Es freut mich, daß wir nie über ihn disputiren werden! Wir haben beide geschmeckt und gesehen, wie freundlich er ist, so grimm und graus er auch Manchem scheint.

Am 7. Febr. 1778.

Was Du mir von unsern Freunden schreibst, empfinde ich völlig mit Dir. Claudius ist einer unter meinen wenigen liebsten Freunden, er gehört in den engsten Kreis, Schönborn auch und ich vergleiche sie mit einander, wie Du; Claudius ist mir aber, glaub' ich, lieber. Bei diesem Glauben ist mir sehr wohl; es ist eine dunkle dämmernde Empfindung, wie ich sie zuweilen gern habe. Nicht immer. Denn im Menschen wie in der Natur hat das Licht seine Zeit und die Dämmerung, ja auch die Nacht. Wer das Ende der Nacht geduldig abwartet, der wird Gottes Herrlichkeit in der

Morgenröthe sehen; der Thor, der Weltmensch vertaumelt die Nacht bei Kerzen, die den Tag nur schlecht ersetzen, und hat noch immer die Läden zu, wenn schon Gottes Tag Menschen und Vieh besucht.

Hast Du nicht mit Erstaunen wieder an Klopstock die unendliche große Ruhe bewundert, die Heiterkeit der Seele! Der Ocean, der mehr als irgend einer fluthen und ebben kann, den die stärksten Stürme empört und Blitze durch die geöffneten Wogen bis zum tiefsten Grund erleuchtet haben, wie ist er so still, so sonnenerhellt! Tief in der Seele der Himmel! wie er selbst von Nicodemus sagt.

Kopenhagen, 14. Febr. 1778.

Sage, liebes Kätchen, weißt Du genau das Alter meiner Vögel? Ich habe die Dingerchen sehr lieb, sie werden nimmer eingeschlossen und sind, hoffe ich, so glücklich, als ein Mensch sie machen kann. Wie ist's möglich, daß man die lieben Thiere nicht überhaupt viel glücklicher macht! Gott gab sie uns in Händen, daß wir sollten sein Vicegott, und also wie er voll Liebe. Laß uns froh sein, daß wir diese Pflicht ehren, und froh sein, daß wir aus freiem Triebe so handeln würden, wenn es auch nicht Gottes Gebot wäre. Da vielen Leuten diese Empfindungen fremd sind, sollte das gepredigt werden.

Am 17. Febr. 1778.

Vorigen Sonnabend ward auf dem Hoftheater ein Originalstück von Ewald, Baldens Död aus der alten nordischen Mythologie aufgeführt, ein sehr schönes Stück voll edler großer Phantasey, nach Shakespeare's Art. Ewald ist ein edler Dichter. Ich schicke Dir eine Stelle, die ich ihrer großen Schönheit halber aus Virgil übersetzt habe [1].

[1] Vergl. darüber Boie's Brief an Bürger bei Strodtmann 2, 261. Das Stück erschien im deutschen Museum, Mai 1778.

Kopenhagen, 17. März 1778.

Ich freue mich herzlich mit Dir der Freuden, die Du nun bei unseren Lieben in Tremsbüttel genießest. Ein Häuflein Liebe beisammen auf dem Lande, was kann die Erde Schöneres zeigen? O es wird mich nie die Sehnsucht verlassen nach stillen Hütten, bis sie gefunden sind, vielleicht hat unser himmlischer Vater sie schon gebaut. Ich schicke Dir hier eine Hymne an die Sonne [1], ich hoffe und weiß, daß sie Euch gefallen wird. Ich habe einen kleinen prosaischen Aufsatz geschrieben, Ueber das Gesicht und das Gehör [2], dieser soll Dich, Luise, Ernst und Eures Gleichen bekehren.

Am 24. August 1778.

Wir hatten das schönste Wetter in Hellebeck [3]. Einen Contrast der Jahreszeiten, wie ich ihn nie gesehen habe. Zwischen den rothen und gelben Buchen waren noch ganz grüne, die Eichen und Ellern ganz grün. Es lag viel Schnee hie und da; in gefrorenen Landseen spiegelten sich grüne Bäume, Büsche und rothe Beeren. Und diese Herrlichkeit in Hellebeck, in meinem Lieblingsort bei beiden Meeren und mit solchen so genießenden Freuden!

Ernst und Emilie hab' ich nie so geliebt, Du weißt, wieviel das sagen will. Sie haben Beide noch viel gewonnen. Sichtbar hat Gott die Beiden zusammengeführt! Sie ist der Engel, an dessen Hand er zum Himmel geführt wird, und

---

[1] Gesammelte Werke 1, 191—193.

[2] Erschien auch in besonderem Abdruck. Münster 1818.

[3] Einem Gute des Grafen Schimmelmann. Stolberg fertigte über ‚Hellebeck, eine seeländische Gegend', ein ‚herrliches größeres beschreibendes und erzählendes Gedicht', schrieb Boie an Bürger, vergl. Strodtmann 1, 336

er läßt sich mit der Liebe und Einfalt leiten, der Feurige! fühlt's, daß sie ihn zum Himmel leitet, wo er mit ihr sein soll. Noch gestern Morgen standen wir am Gestade des Nordmeeres und sahen die Sonne über der Ostsee aufgehen! Und eben die Sonne sah ich den Mittag aus den Fenstern der Vorgemächer, wie sie bunte Livreyen der Courmachenden beschien!

Kopenhagen, 3. Nov. 1778.

Ich lese ein Buch, das mich unendlich attachirt: Robertson's Geschichte von Amerika. Kennst Du, kennt Dewitz das Buch? Ich glaube, daß eine deutsche Uebersetzung existirt; die französische Uebersetzung von Suard soll sehr gut sein. Das Original ist vortrefflich geschrieben.

Am 7. Nov.

Mit Freude sehe ich an meinem Geburtstage den verflossenen Strom meines Lebens hinauf, mit Freude und Zuversicht seh' ich vor mir hin auf den Strom der zukünftigen Jahre bis hinab in's unabsehbare Meer, das kein Ufer umgrenzt. Ich empfinde heut' vorzüglich die Freude über das Dasein! Jede kleine Freude, jeder kleine Schmerz ist mir heute ein Lüftchen, das mit dem Wimpel spielt, ich thue sie die Fahrt, und ich hoffe mehr mit mir zu haben, als Columbus und sein Glück!

Ich habe heute angefangen, zum vierten Mal den Homer im Original zu lesen. Weißt Du wohl, daß ich seit drei Jahren ihn nicht im Original gelesen hatte? Ich müßte denn das mitrechnen, daß ich ihn halb übersetzt habe. Die Odyssee wird mir aber viele neue Schönheiten zeigen, die ich entweder nicht bemerkt oder vergessen hatte.

Am 12./19. Dec.

Theile mit uns den Schmerz der armen Cobenzl. Ihr allerliebstes einziges Kind ist gestorben. Das ist an sich

sehr traurig und in ihren Umständen, da das Kind ihr Trost und Glück war, noch trauriger, und am traurigsten dadurch, daß sie die Tröstungen der Religion nicht stark genug empfinden wird. Die arme gute Frau, sie dauert mich im Grunde des Herzens.

Ich habe die Geschichte von Amerika lange geendigt und werde bald die Geschichte von Carl V. endigen, welche mich auch unendlich interessirt. Das Buch Baruch habe ich einmal gelesen, in der Ordnung lese ich es wohl wieder, bin aber izt im ersten Buch Mose.

An seinen Bruder Christian.

Kopenhagen, 12. Dec. 1778.

Was kann ich Dir sagen, das Du nicht wüßtest, was kann ich empfinden, das Du nicht mit empfändest! Der erste Theil meines Lebens hat mich auf immer verwöhnt; sechsundzwanzig Jahre ohne Trennung mit einander gelebt, und so mit einander empfunden, wie wir und so beide Eins ausgemacht — da ist jede Trennung ein Zerreißen.

Emilia Galotti ist hier aufgeführt worden. Auch in der dänischen Uebersetzung, und was schlimmer ist, Vorstellung, hat sie mich erschüttert und sehr gerührt. Aber welchen Unsinn mußte ich bei Hofe hören! Unter Anderm über die Moralität, daß die Unschuld leidet und das Laster siegt. Die Kerle, die nur fühlen, wenn die Geißel schwirrt, sehen nicht ein, daß die sterbende Unschuld siegt und der Prinz und Marinelli auf der Folter bleiben.

Am 26. Dec.

Hier in der Stadt sind die Freuden des Lebens dünn gesäet zwischen Sand und Steinen, die sie ersticken, und angefeindet von Zerstreuungen, die wie Schaaren von Krähen die übrigen Körnlein aufpicken.

Kopenhagen, 2 Jan. 1779.

Frühes Alter ist schwer zu ertragen, früher Tod ist weder ein seltenes, noch schreckliches Loos. Gott hat für mich gesorgt, daß er mir keine von Menschen angewiesene Arbeit gegeben hat; die Räder meiner Mühle gehen, wenn der Strom sie treibt, und ruhen mit dem gefrorenen Strom wieder aus.

An seine Schwester Catharina.

Am 16. Jan. 1779.

Mit Emilie[1] hab' ich den Ossian angefangen. Ich lese nun das Leben der Maria von Schottland, welches ich in einigen Tagen endige. Es ist eine höchst interessante Lectüre. Das Schicksal der armen Maria, so wenig schuldlos sie auch ist, könnte Thränen auspressen, aber verächtlich und ärgerlich ist die List, die Härte und Falschheit der hochgepriesenen Elisabeth, der königlichen Elisabeth!

Am 26. Jan. 1779.

Ich bin in Gedanken viel mit Euch bei unsern Freunden. Erzähle mir von ihnen; von Klopstock gibst Du mir viel Lustig zu erwarten. Sag' ihm, ich hätte viel mit ihm zu sprechen, ich würde mich glücklich und aber glücklich schätzen, ihn wieder zu sehen. — Ich lese Clarissa[2], heut' habe ich den zweiten Theil angefangen. Du kennst das Buch und mich, was ist Noth, mehr davon zu sagen? Wäre Clarissa eine wirkliche Geschichte, so würde mich die Idee, daß sie so gut ist, mehr erfreuen, als alle ihre Leiden mich betrüben könnten. Bei einer solchen leidenden Unschuld und Tugend ist Freude und Bewunderung das erste, Mitleid [illegible] das zweite unedlere Gefühl.

[1] Josepha Schimmelmann.
[2] Roman von Richardson.

Kopenhagen, 6. Febr. 1779.

Ich bin am Ende des dritten Theiles in Clarissa. Das himmlische Mädchen ist nun im verfluchten Netze, ohne es zu wissen. Die Antipathie, welche sie gleich gegen die Weibsen im Hause fühlt, und die menschenfreundlichen Urtheile ihres sanften Herzens, welche doch nur diese Antipathie übertünchen können, das Alles ist auch meisterhaft geschildert. Der Fluch des Vaters ist haarsträubend. Und der harte Brief der von meinem Herzen siebenmal sieben verfluchten Arabella. Das Buch ängstigt mich schon oft, ja fast immer, und ich weiß, daß noch viel schrecklichere Dinge kommen. Die Freude am Charakter des himmlischen Mädchens ist der einzige, aber edle Labewein des Lesers.

Was sagt Klopstock dazu, daß Reichard seine Scherzhaften Lieder componirt? Warum nicht lieber die Spaßhaften? Ich wüßte auch nicht, daß ich, Claudius und Hölty scherzhafte Lieder gemacht hätten. Aber was weiß man nicht Alles in Berlin!

Am 27. Febr 1779.

Ich bin wirklich diesen Winter sehr frohen Sinnes, so wenig mir auch das Stadtleben paßt, oder vielmehr so sehr es mir auch zuwider ist. Ich wiege mich oft in süßen Träumen, auch fühl' ich immer lebhafter die Größe unserer Bestimmung, und das Bewußtsein, daß ich ein Mensch bin, wird manchesmal in mir ein heller Wonnegedanke. Ich bin! möcht' ich dann ausrufen, daß die Höhe und die Tiefe wiederhallten und Orion und Sirius mir zuriefen: Du bist! Ich rief's eben und statt des Sirius großem Hund schüttelte Roland seine Ohren.

Wir sind! wir werden sein! O liebes Kätchen, laß uns immer froh und dankbar unsere schöne Blumenbahn wallen zwischen der Erinnerung Abendröthe und der Hoff-

nung Morgenroth, bis der Tag anbricht, dessen Sonne nicht in's Meer sich tauchen wird.

Hamburg, 1. April 1779.

Welche Freudenmörder, welche Mörder der Ruhe wären nicht die Freigeister, wenn sie nicht sogar Seelenmörder wären! Ich liebe und ehre nichts mehr als die Toleranz, aber doch fang' ich an immer mehr zu glauben, daß unter 1000 verständigen Freigeistern 999 den Schalk im Herzen verbergen und der tausendste wird am Verstand der schwächste sein.

An Gräfin Emilia Schimmelmann.

Ahrensburg, 5. April 1779.

Ich habe Sie und Ernst oft auf Ihren Touren nach Seelust begleitet. Glückliche Beide! Im reinen Seelengenuß der Natur und der Liebe so Hand in Hand miteinander zu wandeln und zu genießen, den Genuß theilen und dadurch verdoppeln und so in Freuden der gegenwärtigen Stunde höhere gemeinschaftliche Freuden ahnen, Freuden, die jenseit des stillen Stromes sind, über welchen Alle müssen und wir zu seiner Zeit gern wollen, o Ihr Lieben, das ist schon fast mehr als menschliche Glückseligkeit. Solche Freuden führen Sie auf beschattete Hügel, welche Ihnen zugleich das diesseitige Ufer des stillen Stromes werth machen und Jenseits Ihnen Aussichten zeigen, in die sich die Seele gern verliert.

Am 12. April.

Heute Abend hab' ich mich ganz frei gemacht. Gleich nach Tisch ging ich hinaus und kam erst um acht Uhr wieder. Ich ging um einen großen Landsee, der sehr schön [illegible] Waldhügeln liegt; einige Buchen waren grün. Die [illegible]t ist süß, wenn man sie in Zwischenstunden vor

und nach süßem Umgang mit Geliebten genießt, aber wenn das fehlt, ist sie traurig. Sie ist wie ein stiller Landsee, süß, wenn er schöne Ufer hat, aber traurig ohne sie. Das Gefühl davon habe ich hier viel, aber dennoch fühle ich in anderen Augenblicken wieder den süßen Genuß. Ich arbeite auch wieder an meiner „Zukunft“ [1]. Diese Arbeit interessirt mich unendlich, sie verbreitet ein Interesse auch über so viele Stunden, in welchen ich nicht arbeite. Und die Ideen der neuen Erde, von der ich doch noch so entfernt bin, werden mir beim Anblick der guten alten Erde immer vertrauter.

An seine Schwester Puletchen.

Eutin, 16. April 1779.

In meiner itzigen Seeleneinsamkeit sind mir Briefe von Geliebten frische Quellen, an welchen ich Wüstenwaller mich hinlege, wie Gideon's Schaar, und nicht mit der Hand schöpfe, sondern lecke wie ein Hund. Dank für die schönen lautern Quellen, bestes Puletchen, die Du aus der Fülle Deines liebenden Herzens auf mich strömest! Vielleicht werde ich nie des Glücks genießen, das ich immer für das größte hielt, the sum of earthly bliss, wie Milton es nennt. Aber wie glücklich bin ich durch Euch, meine Geschwister! Durch die Freundschaft jedes Menschen, dessen Freundschaft ich je gewünscht habe! Wenn ich dazu noch ein Weib nach meinem Herzen hätte, o so wäre ich für einen Sterblichen vielleicht zu glücklich, zum wenigsten vielleicht für mich zu glücklich. Und überdem so gehört so viel dazu, ehe ich heirathen kann; es ist nicht genug, daß ich einen weiblichen Engel finde, wenn der Engel mir nicht Erdenkoth in strahlenden Händen reicht.

[1] Vergl. oben S. 75.

Bestes Puletchen, ich habe viel Ursache, mich glücklich zu finden und tauschte — Alles gegen Alles — mit Niemanden. Laß mich daher unter den Schatten der Ruhe und an Blüthen mancher seliger Freuden am Ufer des Ehestromes liegen, in welchem Mancher untergeht. Wenn dann unter tausend zerbrochenen, rudergelähmten, segeldurchlöcherten, leckgewordenen Nachen auch manche mit schwellendem Segel, im Saiten- und Flötenklang auf dem Abendroth des Flusses, mit Blumen umwunden, Hand in Hand gleiten, so will ich mich der höheren Freude herzlich freuen und mit Geduld erwarten, ob oder ob nicht ein sanftes Mädchen mich unter meinem Schatten findet und sich in einen Kahn führen läßt. Wenn dann nach und nach kleine Genien, Bübchen und Mädchen, uns den Nachen mit Blumen kränzen hülfen, so wäre das freilich die Erfüllung meiner liebsten Wünsche. Ich umarme Dich und Deinen Kahnconsorten und die Genien und freue mich, daß Ihr zu den wenigen Allerglücklichsten gehört.

An Gräfin Emilia Schimmelmann.

Eutin, 16. April 1779.

Da es Ihr Vorhaben war, am Feste nach Hellebeck zu gehen, habe ich Sie im Geiste dort besucht, bestes Milchen, und mich Ihrer Freuden gefreut. Auch dachte ich, vielleicht daß Milchen in Hellebeck sich ihres abwesenden Freundes erinnert, der sie und Hellebeck so sehr liebt und ihm von dort aus einige Zeilen schreibt: sehen Sie, Beste! so gut habe ich gerathen, oder vielmehr so sehr habe ich Sie gekannt. Seien Sie herzlich gedankt für Ihren lieben Brief! Sie haben mich einen allerliebsten Spaziergang zwischen beiden Meeren an Ihrem weichen Händchen geführt, wie lebhaft sehe ich Odin's Hügel und die ganze himmlische Aus-

sicht vor mir! wie rosenfarbig hell tanzen die süßen Stunden vor meiner Seele vorüber, welche wir da zugebracht haben. Gottlob, daß wir den wahren Genuß so kennen und so zu genießen wissen! Die wahre Freude, das Himmelskind, kennen Wenige. Und selbst diese Wenigen, welche wohl wissen, daß die Tochter des Himmels in den Armen der Natur schlummert, haben selten den Muth und das gehörige Selbstgefühl, um die Schlummernde zu wecken. Wir hören es dem Busch am Säuseln an, ob sie unter ihm ruhet, und manchmal besucht sie uns, ehe wir es gewahr werden, immer gleich willkommen, sie komme in der sanften Thräne oder im frohen Lächeln oder mit beiden zugleich. Hier um Eutin herum schlummert sie ungeweckt, im schönsten Walde, auf Hügeln, an Bächen und am Ufer der waldumzingelten Landseen. Ich sehe dann und wann einen Schimmer von ihr, ja einige Male hat sie mir auch hier recht himmlisch gelächelt, aber sie ist hier nicht vertraut mit Menschen, sie entschwebt auf Hauchen des Westens, vielleicht hin unter Blumen, wo sie, die gute Göttin, auch nach seinem Maße das Würmchen beglückt! Ihnen möge sie oft lächeln und unserm Ernst! Und bald in ihrer Gesellschaft auch mir!

Eutin, 11. Mai 1779.

Ich gehe täglich drei bis vier Stunden einsam spazieren, zuweilen mehr. Ich habe in meinem Leben nicht so viel Nachtigallen singen gehört; wo ich hingehe, höre ich ganze Concerte und sehe das süße Vögelchen überall. Ich schwelge in der Schönheit der hiesigen Gegenden und sammele Honig für die Langeweile des übrigen Tages. Ich sammle wie die Ameisen; jeder Tag hier hat für mich seinen Sommer und seinen Winter. Ich entdecke neue Gegenden. Gestern entdeckte ich einen neuen See (schon kenne ich mehr als zehn

große Landseen), heute wieder einen. Alle haben waldiges Ufer. Ich habe mehr Lieblingssitze, als der König von Dänemark Lustschlösser. An hohen Ufern, auf schrägliegenden Bäumen, auf Hügeln, in Thälern ꝛc. Gestern sah ich seitwärts am Ufer ein rundes Ländchen mit hohen Bäumen bewachsen, ich wollte hingehen, aber es war eine Insel, ich hatte es für eine Halbinsel gehalten. Ich nannte sie Isola bella della frustrazione. Aber so schön ich auch die Gegend hier finde, so finde ich doch unser Seeland noch schöner. Das Meer fehlte mir in der Schweiz und also auch hier.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 27. Mai 1779.

Ich glaube, daß ich Dir geschrieben habe, ich würde einige Tage mit Holmer in Neuhaus sein. Diese Tage sind für mich sehr angenehm gewesen, und wie oft wünschte ich Dich auch hin! Du hättest mit mir an Herrn von Hahn, who looks so unseemly, einen der interessantesten Menschen kennen gelernt. Er hat sehr viel Verstand, sehr feine Empfindung, hat immer sehr viel und mit der größten Auswahl gelesen. Da er nicht nur Deutsch, Latein und Französisch, sondern auch Griechisch, Englisch und Italienisch liest, und gleich bekannt mit den Dichtern und Philosophen ist, die er gelesen hat, wie sie selten ein Gelehrter liest, so kannst Du Dir vorstellen, wie interessant sein Umgang sein muß. Er denkt ganz wie wir über die alten und neuen Philosophen. Plato ist sein Lieblingsautor. Um mit den Augen der Natur, sagt er, und nur das ist richtig, zu sehen, muß man die Sache im Ganzen, in ihrer Analogie mit dem Ganzen sehen; das thun die Abstrahirer nicht. Er kennt Tetens. Sein Buch hat er mit saurem Schweiß ganz

gelesen. Er sagt wie wir, es wäre Gerüste, aber er sagt, es wäre das Gerüste eines sehr Scharfsinnigen und man könnte daraus lernen. Er sagte mir, wenn ich mit Tetens disputire, so geschieht's mir oft, daß ich seine Cirkel störe. Dann ist er unglücklich und verstummt. Gleich einer Spinne, die ihr Gewebe erneut, kommt er den Tag darauf mit neuen Argumenten. Plato, sagte er, ist seines Instrumentes so Meister, daß auch seine Phantasien göttlich sind. Mit jedem Ton erschüttert er durch Terzen, Quinten und Octaven das ganze Clavier. Er ist sehr bewandert in den Alterthümern und hat mir von dem eleusinischen Feste und von den Chören der Alten Vieles gesagt. Er hat mir Leibniz und Shaftesbury sehr anempfohlen. Shakespeare kennt und liebt er wie wir [1].

An seine Schwester Puletchen.

Eutin, 29. Mai 1779.

Es ist mir sehr lieb, die Bekanntschaft des Herrn von Hahn gemacht zu haben. Ich kenne wenig Menschen von so viel Verstand und so vieler Wissenschaft. Seine Bibliothek ist eine Quintessenz der griechischen, deutschen, lateinischen, englischen, französischen und italienischen besten Schriften. Er hat nur das Beste gelesen und empfindet stark und rein. Sehr bekannt mit der neuen Philosophie schwelgt er nur in der alten. Daher hat auch alle seine Wissenschaft eine Naturtinktur, die sie bei unsern Gelehrten fast nie hat. Er hat viel Aehnliches mit Schönborn, nur nicht sein Feuer, vielleicht eben soviel Verstand, aber gewiß nicht so viel Genie. Den freien wahren Genuß des Lebens kennt er ganz, seine Situation ist die glücklichste, die man sich den-

[1] Vergl. Hennes, Jugendjahre 96—97.

ken kann, und doch ist er oft sehr unglücklich durch Hypochondrie.

Eutin, 4. Juni 1779.

Ich schicke Dir eine kleine Ode: Der Tod[1]. Glaube ja nicht, daß ich immer trübselig bin, ich war's nicht einmal in einem schwarzen Grade, als ich die Ode machte. Ich fühl's ganz, wie viel ich dem Leben zu verdanken habe, aber wenn mir einfällt, wie hoch Spiel man spielt mit dem Leben, welche Verluste man machen kann, dann möchte man gern die bunten Karten wegwerfen. Aber wie glücklich sind wir doch, solche Verluste zu riskiren! Denn was wir einige Jahre vielleicht beklagen werden, wird einst unser ewig sein. Du Beste ewig mein! Ich ewig Dein! Wohl uns!

Am 8. Juni 1779.

Ich genieße nun einer übergroßen Hofgunst und meine Zeit fängt an, sehr eingeschränkt zu werden. Fast alle Morgen von acht bis halb elf muß ich mit dem Hofe im Garten dejeuniren, zum Glück wird nachher Billard gespielt. Auch muß ich zuweilen in der großen Hitze mit spazieren reiten. Im Garten pflegt es des Morgens schrecklich heiß zu sein. Und da existirt man in langen Hecken; eine allerliebste Promenade im Garten, welche aus Gängen in Bosquets am See besteht, wird vom Hofe gar nicht benutzt. Da man bei Tisch keinen Frack anhaben darf, ist die Gêne desto größer. Was alles das wirklich erträglich macht, ist der Ton der Bonhomie, welcher hier herrscht. Der Herzog hat das beste Herz von der Welt und die Andern sind mehrentheils gut und unis.

Am 11. Juni 1779.

Ich wollte, daß Habakuk's Engel mein Engel wäre.

---

[1] Gesammelte Werke 1, 239 –240.

Das beim Schopf getragen werden wohin man wollte (denn es müßte ein dienstbarer Engel sein), wäre excellent. Pallas Athene ist nicht umsonst die Göttin der Vernunft. Sie faßt uns bei den goldenen Locken, um uns abzuhalten, wenn wir Etwas wollen, und willfahret uns selten.

What can she more than tell us we are fools?

Meinberg [1], 2. Juli 1779.

Eben habe ich an Klopstock geschrieben. Was er über die Darstellung sagt, ist unendlich schön. Der Abschnitt über den Hexameter hat mir auch viele Freude gemacht und mich Vieles gelehrt; auch ganz überzeugt, daß unser Hexameter den griechischen übertrifft. Seine Gründe für die Ortographie sind einleuchtend und werden siegen, aber das erleben wir vielleicht nicht [2]. Mit wie vielen Worten, mit wie vielen Bildern würde Herder nicht den vierten Theil von dem, was Klopstock mit so wenigen sagt, über die Darstellung geschrieben haben! Und doch würde jener Kürze bis zur Kreuzigung der Sprache gebraucht haben, wo Klopstock ganz natürlich, kurz und vollständig mit wenigen Worten ist. Von alle dem mit Dir zu sprechen, wäre mir Bedürfniß des Geistes, überhaupt Dich immer zu sehen, dringendes Bedürfniß des Herzens und des Geistes.

An seinen Bruder Christian.

Meinberg, 6. Juli 1779.

Wärst Du doch mit auf dem Externstein gewesen, das Felsenklimmen ist uns Harzern doch angeboren. Eine Stelle ist da, die unser werth ist. Man muß einen Abgrund

[1] wo Stolberg das Bad besuchte.

[2] Die Abhandlungen stehen in Klopstock's Sämmtl. Werken Bd. 10.

zwischen einer Stufe und der andern lassen. Und klömme man nicht noch lieber, wenn Feinde die Höhe vertheidigten? Ich glaube an die Freuden des Himmels mit der süßesten gewissesten Hoffnung, aber noch kann ich mir keine Vorstellung von ununterbrochener, gefahr- und thränenloser Ruh' und Freude machen. Wie groß und wie edel muß die Seligkeit sein, welche dieser Würze entbehren kann!

Am 16. Juli.

Es geht mir unendlich nah, Dich mit kümmernden Besorgnissen in der Einsamkeit zu wissen. Ich sehe sie ihren Dolch gegen Dich zücken, und Gott weiß es, daß er scharf ist! Wenn man durch sie traurig gestimmt wird, so scheucht sie alle Hoffnung und läßt Einen seinem Schmerze starrend nachhängen. Es gehört eine Gesundheit der Seele dazu, welche ich seit einiger Zeit nicht mehr habe, um die Einsamkeit ertragen, um ihre süßen Freuden genießen zu können. Ich trachte nach dieser vorigen Seelengesundheit; mein einziger Trost ist, daß mein Uebel keine Gewissenskrankheit ist, das kann es bei Dir noch weniger sein, denn Du bist wahrlich besser als ich! Oft suche ich mir den süßesten Genuß, nicht mehr aus Sympathie, sondern aus Bedürfniß und das ist ein gewaltiger Unterschied. Ach, wenn man nicht mehr als das verzogene Kind der Freude ihr nachläuft, sondern aus brennendem Durst ihr nachschreit!

Pyrmont, 3. Aug. 1779.

Ich fürchte oft, daß Du in Deiner Einsamkeit dem Grame zu sehr nachhängst; nur den fürchte ich für Dich, die Langeweile nicht. Räume ihm ja nicht zu viel ein, kämpfe ritterlich und gib jeder freundlichen Stunde Zugang, sie komme auf dem Flügel der Hoffnung oder des Genusses zu Dir. Die Entflohenen kehren nicht wieder; wenn

man sie mit frohem Herzen aufnimmt und bewirthet sie, so lohnt Einem solches die Erinnerung, welche froher Stunden Freundin ist. Zur Hoffnung muß sich schon das Herz erheben, so wie man frühe aufstehen muß, um die Morgenröthe zu sehen, aber das Abendroth der Erinnerung vergangener Freuden können wir haben, wenn wir wollen.

Ich habe gestern Abend einen kleinen Spaziergang mit Gustchen[1] gemacht, auf welchem uns Beiden recht herzlich wohl ward. Wir saßen am Fuße eines schönen waldigen Berges, unter uns ein großes Thal, in welchem Pyrmont liegt; ein Ort, der Lüde heißt, in welchem ein großes Kloster ist, und kleinere Dörfer, waldige Berge umzingeln das Thal. Die untergehende Sonne verschönte die große Landschaft, zahllose Heerden weideten, auf großen Aeckern ward hier geerntet, dort eingefahren. Schafe wurden in die Hürde getrieben, großes Vieh ward gemolken, andere gingen zur Tränke an einen krummen Fluß. Gustchen hatte lange so viele ländliche Scenen auf einmal nicht sehen können, und es ward uns Beiden so wehmüthig wohl. Langsam, mit süßer Ruhe im Herzen gingen wir zurück. Siehe, den großen Becher der Ruhe und der Freude hält Gott uns täglich vor, und wer weiß besser, als Du, wie mild er ihn bis zum Ueberlaufen voll geschenkt hat, auf daß das Herz des Menschen seiner sich freue, Fülle um Fülle schöpfe und noch was Besseres erwarte.

Eutin, 26. Sept 1779.

Terenz hat mir süße Stunden gegeben. Das ist auch recht milder alter Wein. Welche Natur, welch' reine Menschheit! Heute vor der Predigt las ich die Adelphi; wie

[1] der Schwester Auguste Friderike, die mit ihm die Badecur in Pyrmont gebrauchte.

erkennt man sich in dem menschlichen Spiegel seiner Charaktere trotz der fremden Sitten so ganz wieder! Der ‚Selbstpeiniger‘ ist vorzüglich rührend und hat mir wieder Thränen entlockt. Lebe wohl, ich umarme Dich und Luise tausendmal! Welcher Verlust, daß Menander nicht mehr existirt!

An Gräfin Emilia Schimmelmann.

Eutin, 30. Sept. 1779.

Ich wünsche Euch die Fortdauer dieses sehr schönen Wetters, damit Ihr doch noch recht vielen Landgenuß einsaugen könnt, ehe das eisige Stadtleben anfängt. Die erste Zeit in der Stadt, wenn man eben den gelben bunten Wald verlassen hat, ist mir noch trauriger, als das Bleiben in der Stadt, wenn der Frühling aus allen Blüthen duftet, denn da hat man doch die schöne Zeit des Landlebens vor sich. O Cain, Cain, du Brudermörder, wie pflanzt sich Gottes Fluch auf deine Kinder fort, die, Erben deiner Unruhe, Städte zuerst bauten! Wir, bestes Milchen, werden einst Erben der Ruhe und der Freude sein und auf dem Lande der großen Natur leben, wo keine Städte sind, wo man vielleicht zwischen Sonnensystemen wie zwischen Blumenbeeten lustwandelt.

Am 14. October.

Ich habe einen Freund, der, wenn er traurig ist, gleich an's Clavier geht und spielt. Aber die vollbesaitete und vollstimmige Symphonie der Natur — was sind gegen die alle Claviere? Und wahrlich, das Meer ist eines ihrer großen Instrumente, scheint mir nicht Saite, sondern Stimme, so belebt ist es. Was Sie über Traugott, über Tod und Wiedersehen sagen, wie wahr, wie einzig wahr ist das, denn sind alle kleineren Ideen mehr werth als Märchen? O liebstes, bestes Milchen, wenn diese Hoffnung nicht Gewißheit

wäre, daß wir sein werden und in Gottes Hand, so wäre das Sein mir schon ein Grab. Meiner Imagination schwiegen nun schon die Sphären und das Meer dem Ohr und ich würde früh den Würmern, meinen Brüdern, entgegeneilen in die Arme der Verwesung. Leute, denen diese Ideen, ach die menschlichsten, interessantesten, durch ihre Dauer und Größe so einzig interessanten, nicht oft gegenwärtig sind, oder gar, wenn sie sich melden, abgewiesen werden und kaum eine Visitenkarte zurücklassen dürfen, solche Leute sind unbegreiflich, und jeder Genuß, den sie genießen, ist mir ein Räthsel.

Wenige Monate später, am 6. Februar 1780, starb die Gräfin Emilia, von Friedrich Leopold noch auf seinem Sterbebette betrauert. Der Verlust der Freundin [1] bezeichnete für ihn ‚einen Abschnitt des inneren Lebens, das sich nun immer mehr den ewigen Dingen zuzuwenden suchte und von der Nothwendigkeit einer ernsten Beschäftigung mit den höchsten Fragen der Religion und der Erkenntniß der Wahrheit, wie sie Christus gelehrt hat, immer tiefer durchdrungen ward'.

Aus der Zeit des ersten Schmerzes stammen folgende Briefe.

An seine Schwägerin Luise.

Febr. 1780.

Ich danke Dir tausendmal, bestes Luischen, für Deinen lieben köstlichen Brief. Freunde und Christen können sich das nicht zu oft sagen und man würde in Stunden des Streites muthiger sein, wenn man öfter in ruhigen Zeiten sich mit solchen Gedanken beschäftigt hätte. Die meisten,

---

[1] Vergl. die auf Emilia bezüglichen Gedichte in den Gesammelten Werken 1, 260—264. 268—270.

selbst christlich denkende Menschen, gleichen unkriegerischen Völkern, welche, wenn der Feind innerhalb der Grenzen ist, zu verrosteten Waffen mit ungeübten Händen greifen. Das ist nicht Dein Fall. Die Gedanken des besseren Lebens sind Dir sehr gegenwärtig. Auch meine geliebte Todte sprach gern von ihrer besseren Heimath, während sie gesund und blühend war und das Leben ihr lächelte! Wovon sprach sie nicht mit mir! Ich öffnete ihr mein ganzes Herz und ich weiß es, daß sie mich auch von ganzem Herzen liebte. Mehr noch liebt sie mich nun, aber es ist eine große Kluft zwischen uns, und die süßen Bande des Umgangs sind zerrissen. Ach, ich beneide die Greise, mit dünnen Fäden hängen sie am Leben, kaum werden sie von früher sterbenden Freunden getrennt! Der arme Ernst![1] und in diesem Augenblick! Gott stärke ihn! Gott hat ihn aber wirklich gestärkt, und sein vierjähriger Umgang mit der frommen Emilia hat ihn fähig gemacht, izt seine Blicke gen Himmel zu wenden. Ach beste Luise, ich bin ihrem Umgang viel, unendlich viel schuldig! Und es ist mir ein süßer Gedanke, daß sie auch für Das, was sie an mir gethan hat, ewig belohnt wird.

An seine Schwester Catharina.

Eutin, 13. Febr. 1780.

Liebstes bestes Kätchen, Du bist auch bei Gott zu trostlos! Warum ist Dir der Gedanke von der Wonne unserer Freundin so fern? Ist's möglich, daß Du Fromme klagst, wie die klagen würden, die keine Hoffnung haben? Kein Glück der Erde ist sehr großer Freude werth, kein Leid der Erde sehr großen Schmerzes, wir leben den Augenblick und das

[1] Schimmelmann, der Gemahl der Verstorbenen.

uferlose Meer der Ewigkeit ist vor uns. Ich soll Dir die Ruhe im Schooß der Erde gönnen! Ich würde keinem meiner Lieben den Tod nicht gönnen, aber ich denke mir beim Tode mehr die Wonne, für welche wir gemacht sind, als die Ruhe nach kurzem Leiden. Ich würde es unweise finden, wenn Jemand sich so der irdischen Freude hingäbe, wie Du Dich dem Gram hingibst, und wenn es ein Neuvermählter wäre. Aber wie viel weniger soll man ganz des Grames Raub sein bei solchen Hoffnungen und, was unsere süße verklärte Freundin betrifft, bei der Gewißheit ihrer Wonne. O denke nicht bloß was sie war, denke was sie ist! Gestern habe ich sehr viel an Dich gedacht. Freilich sind solche Tage sehr traurig. Und doch muß ich sagen, daß überhaupt die Idee des Verlustes so schmerzhaft ist, daß es ohngefähr gleichviel ist, ob sie mit Nebenumständen begleitet ist, oder bloß mit den bittern Thränen, die ich so lang ich lebe bei der Idee von unserer Emilia oft weinen werde.

Da hast Du den Brief unseres guten Claudius! Wie oft habe ich während sie krank war und izt an die Zeiten gedacht, da die Quelle der Erbarmung sichtbar auf Erden floß und Kranke Genesung, Trauernde Leben für ihre Todten, Alle Vergebung der Sünden schöpfen konnten! Aus ihr können wir izt selten Genesung, nie Leben für Todte schöpfen, aber Vergebung allezeit. Und Emilia sieht sie so hell und himmlisch strömen, und noch heller, als weder Johannes, noch Petrus, noch Jacobus. Freue Dich ihres Heils. Freue Dich auch Derer, die Dich noch im Leben unaussprechlich lieben, um ihretwillen und um der verklärten Emilia willen versinke nicht in Gram!

Kopenhagen, 12. Mai 1780 Nachts um 1 Uhr.

Ich ging mit Ernst noch eine starke Viertelstunde spa-

zieren im Mondschein. Es war uns wohl und weh dabei. Liebe, Tod und Unsterblichkeit waren unser Gespräch. Ach, wenn wir doch mehr bedächten, daß wir sein werden, um die Bürde des Seins ertragen zu können! Augenblicke habe ich, in welchen mir ist, als riefe eine Stimme des Himmels mir in's Herz: Du wirst sein! und als wenn die Wonnestimme in allen Tiefen des Herzens wiederhallte. Aber wenn sie verhallt ist, so wird die Empfindung wieder schwach und mein Herz ist wieder öde, wie ein Concertsaal, wo von all' den lieblichen Saiten und Stimmen nichts mehr tönt, die Lichter ausgelöscht sind, Alles, was ihn belebte, verschwunden ist.

Bernstorff, 30. Mai 1780.

Ich habe eben mit Eben über das Leiden des Nichtwissens in diesem Leben eine ernsthafte Unterredung gehabt. Wir kamen Beide von Gespräch zu Gespräch dahin, daß auch darum der Tod hauptsächlich unser Freund ist, weil er den Schlüssel der Erkenntniß in der Hand hält.

An seinen Bruder Christian.

Bernstorff, 30. Mai 1780.

Klopstock hat mir einen allerliebsten Brief über Iduna [1] geschrieben. Seine Freude hat mein Herz erfreut. Wie der Geist, dessen Feuer so früh den Jüngling zum Mann reifen machte, immer noch die Jugendblüthe der Empfindungen, wie sonst Keiner über fünfundzwanzig Jahre sie kennt, erhalten hat, ist eine ehrwürdige Tiefe unter den Tiefen dieses Mannes.

Ich komme eben aus der Stadt, morgen wird die Urne unserer holdseligen Freundin gesetzt. Ach, Freitag ist ihr

[1] ein Pferd, welches ihm Stolberg geschenkt hatte, vergl. die Citate bei Menge 1, 5—6.

Geburtstag, den Tag würde ich ihr die ersten Blüthen meines Gartens gebracht haben, und nun werde ich ihre Urne besuchen. Alles, Alles hier in diesen schönen Gegenden spricht mir von ihr, jeder Ort hat seine Erinnerungen, die mir oft Thränen in die Augen bringen. Oft, oft rufe ich im Geiste ihr zu: Ruhe Dir und Wonne des Himmels, Emilia! und fühle lebhafter als je, daß nur oben Wonne strahlt und nur oben Ruhe schattet.

An seine Schwägerin Luise.

Bernstorff, 13. Juni 1780.

Wir haben wenige Tage ohne Wind gehabt, und die kalten, trockenen Winde mit dem Sonnenschein verbunden, dörren das Land. Dennoch blüht und duftet mein Garten in bräutlichem Schmuck und würde für mich ein völliges Paradies sein, wenn ich seine Schönheiten mit Allen, die ich liebe, genießen könnte! Aber wann wird es unter dem Monde uns so wohl! Ach Luise, die Welt gleicht bald einer Wüste, wo der Sand unsere Sohlen brennt und dann doch unerwartet eine klare Quelle hervorsprudelt, bald einem Busch, wo zwischen vielen Dornen einige Blüthen hangen. Und uns ist sie manchesmal ein Garten, wo Andere sich ergötzen, wo aber Symmetrie und Künstelei unsere Augen und Seelen ermüden. Zu glücklich sind wir noch, wenn wir, jeder Hoffnung eines ungemischten Glückes hier entsagend, aus Allem, was uns hier gut und schön scheint, ein Ideal uns bilden von dem, was unser einst harret, und uns immer sagen, daß dieses Ideal noch lange kein Schattenbild ist.

Ich besuchte den guten la Calmette. Ich fand ihn so ziemlich nach seiner Art. Diesen Winter habe ich ihn nie so gut gesehen. Aber doch immer ist er in einem traurigen Zustand der Schwäche. Immer sich selbst überlebend. Ach,

wer könnte die Seichtheit des Lebensstromes an der Mündung aushalten, wenn nicht der seichte Strom in den Ocean führte!

An seine Schwester Catharina.

Bernstorff, 23. Juni 1780.

Wie oft sind Hoffnungen die Blumen des Lebens, doppelte Blüthen, die schön sind, aber keine Frucht bringen. Und machen nicht doppelte Kirschblüthen uns oft mehr Freuden, als die einfachen und ihre süße Frucht? Aber ich werde dahin kommen und komme vielleicht bald dahin, daß ich den Blüthen der Hoffnung und den Früchten der Freude am Baume des irdischen Lebens entsage und bloß seinen Schatten suche. Aber man muß gesund sein, bestes Kätchen, wenn man sich in den kühlen Schatten legen will.

Am 27. Juni.

Ich habe eben alle Briefe, die ich von unserer süßen Freundin habe, gelesen, und ich sehne mich nach ihr

und nenne Heimath
Jene Wonnegefilde, wo sie schwebet,
Wo sie zärtlich unser gedenket und süße Freuden uns aufspart.

Es ist mir immer die Thräne nah oder im Auge, wenn ich an sie denke, aber heute ist's die bittere Thräne der tiefen Trauer, als käme ich eben von ihrer Leiche. Ach, bestes Kätchen, welch' ein Herz athmen ihre Briefe; oft versichert sie mich ihrer zärtlichen ewigen Freundschaft; o daß ich ihr durch die unermeßlichen Klüfte der Todestrennung hinrufen könnte, daß mein Auge um sie weint und weinen wird, bis es ausgeweint hat, daß mein Geist sich nach ihr sehnet und sehnen wird, bis ich sie dort sehe, wo der Tod nicht mehr trennt.

Schon über acht Tage habe ich Sturzens[1] Schriften hier. Sie werden Dich sehr interessiren; es ist in aller Absicht sehr schade, daß dieser Mann so früh gestorben ist. Daß es ein guter Mann war, der sehr viel Verstand hatte, wußte ich sehr wohl, ehrte und liebte ihn, aber es sind Stellen im Buch, die doch meine Erwartung sehr übertreffen.

An seinen Bruder Christian.

Bernstorff, 27. Juni 1780.

Wie wahr ist's, was Du vom unerreichten Ideal der Ruhe sagst! Menschen, die mit uns aus einem oder auch nur ähnlichen Thon geformt sind, haben immer mit Idealen zu thun, die ihnen das jetzige Leben verleiden würden, wenn sie nicht von einem künftigen zeugten. Jedes solches Ideal ist eine Blüthe, deren Blätter die rauhe niedere Luft verweht, deren Frucht aber ansetzt und unter dem Schatten des großen Feigenbaumes uns laben wird. Heute kommt also Klopstock zu Dir, wie freut mich das!

Mein Aeschylos beschäftigt mich täglich eine Stunde vor dem Frühstück. In ihm ist tiefes tragisches Pathos, wenig Kunst, gar keine, aber wie mich dünkt so viel Größe wie im Sophokles. Sein Kothurn geht Titanenschritt, unter welchem der Leser blaß wird, was muß er dem Zuschauer gewesen sein! Ich werde immer bei der Sitte bleiben, mich alle Morgen mit solchem griechischen Wein zu stärken.

Am 30. Juni.

Seit ich Dir letzt von Aeschylos geschrieben habe, hab' ich treffliche Stellen gehabt. Wie alle Griechen das Inte-

[1] Ueber den am 12. Nov. 1779 gestorbenen classischen Prosaisten H. P. Sturz, Friedrich Leopold's Freund, vergl. G. Jansen, Aus vergangenen Tagen (Oldenburg's literarische Zustände) S. 30—40. Hennes, Jugendjahre 107—109, 125.

resse der Intrigue verschmähend, erhebt er die Empfindung zum wahren großen Tragischen und erschüttert without plotting, wie Pitt im Parlament, unbestochen von Witz und moderner Kunst. Jetzt würden seine Stücke auf der Bühne kein Glück haben.

Trollenburg [1], 8. Juli 1780.

Wer sitzt mir gegenüber und schreibt? wer anders, als der kleine allgegenwärtige Boie? Er reiset nun mit uns, ist das nicht allerliebst? Auf seinem Rückwege wirst Du ihn auch sehen. Wenn ich das nicht wüßte, so könnte ich mich nur halb freuen, denn er gehört zum edeln Wein, den ich nicht allein, sondern mit Dir trinken muß. Wohl uns, daß wir nie vom Schimmer geblendet, nie von Dünsten, die oft den schönsten Wiesen entsteigen, umnebelt, allezeit und an Allem das finden, was an ihm zu finden ist, und aus Blumen Honig saugen, welchen so viele Andere bald aus Unwissenheit, bald aus Fürwitz, öfter aus Vorurtheil, vorbei summen. Und ich meine, wir hätten es weniger nöthig, als die Meisten, Honig zu suchen. Aber wir forschen nicht nach dem Bedürfniß der Zellen, sondern uns ist Bedürfniß, alles Gute und Schöne zu umfassen. Juvat magnifice loqui, warum sollte ich nicht, wenn ich mit Dir spreche, das heißt, wenn die Dioskuren denken?

Bernstorff, 22. Aug. 1780.

In den Augenblicken reiner Freude wird Einem die Stirne anakreontisch glatt, man vergißt, daß Bienen stechen, fühlt sogar die Stachel nicht, die im Herzen sitzen. Schade, daß nicht die Leier dann ertönt. Aber die Saiten der Empfindung tönen rein und hell; wohl Dir, daß Du sie

[1] ein auf Seeland gelegenes Gut des Grafen Ludwig Reventlow, des Bruders der Gräfin Luise, Stolberg's Schwägerin.

tönen hörst, wohl mir, daß sie mit den Deinigen in Einklang tönen!

Bernstorff, 7. Oct. 1780.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Erstlingsbrief aus Deinem Hause; Gottes Segen müsse mit Dir in Deine Hütte ziehen und sich ausbreiten, wie die geweihten Teppiche, über Alles, was Dein ist! Deine Frau hat uns wieder bessere Nachrichten von unserm Dewiz gegeben; aber wer kann gleichwohl hoffen, daß er noch lange leben wird? Es würde mir wehe thun, wenn ich ihn nicht noch sehen sollte, ich hätte gerne seinen väterlichen Segen und ein Wort der Liebe, ehe er von hinnen scheidet. Seine Demuth und Einfalt im Gutsein, bei dem vielen Verstande und bei dem hohen Muthe, hat mich auch oft gerührt. Seine thätige Menschenliebe war keine Quelle, welche rieselt und nur das Ufer netzt, sie war — o sie ist ja noch! — wie der Thau des Himmels, der im Finstern und leise allerquickend auf die Erde fällt. Und die Liebe zum Schönen und zum Guten, die immer seltener bei unserer moralischen und unmoralischen Brut wird, glüht so heiß in ihm.

Ich lerne täglich neue Sterne kennen und studire oft des Nachts, ehe ich zu Bette gehe, die Karte unserer künftigen Heimath.

Am 14. October.

Ich lese nun den Pindar, ich habe ihn von vorn angefangen, er entzückt mich und ich finde ihn gar nicht schwer; es ist sechs Jahre her, daß ich ihn nicht gelesen habe.

Am 24. October.

Daß Fürstenberg[1] und La Roche[2] ihren Abschied ge-

---

[1] Minister des Hochstiftes Münster.

[2] Kurtrier'scher Kanzler in Coblenz. Vergl. Friedrich Leopold's

nommen haben, geht mir für unser liebes Vaterland sehr nahe. Ich möchte wissen, wo Fürstenberg hinzieht. Sowohl er als La Roche sind Männer, die mit mildem Einfluß um sich her wirken werden auch ohne den Antrieb eines äußerlichen Berufes.

Ich bin diesen Vormittag mit Kätchen in Rondstedt[1] gewesen und habe, so viel ich sehen konnte, Alles in guter Ordnung gefunden. Das Wetter war schön, wir gingen, vom Klang des Schildes von Selma umtönt, überall in den Gärten und im Hause herum, gingen dann durch's Hölzchen nach Raugenshauge und Helleholm, von da über Ungens Haus und über den Bach zurück. Ich fühle mich immer jung, alle Hefen, die mir seitdem den Wein des Lebens oft getrübt haben und trüben, senken sich zu Boden und ich möchte einwurzeln unter den Bäumen um mich her, wenn ich in Rondstedt bin. O wie fühle ich's, daß der Umgang unserer Mutter, Einsamkeit des Landes und die schöne Natur um uns her die schlummernden Keime in uns erweckt, gehegt und gepflegt haben, uns zu Dem gemacht, was wir, Gottlob! sind. Laß die Stürme des Lebens über uns wehen, sie können uns früh das Laub nehmen, das ein schönerer ewiger Lenz uns wieder bringt, aber krumm biegen sollen sie, so Gott will, uns nicht!

Morgen ziehen wir in die Stadt. O daß einige Wenige aus Kopenhagen um uns her wohnten und wir hier bleiben könnten! O daß wir vereint wären, aber der Traum ist zu schön und wird diesseits der Urnen vielleicht nicht erfüllt.

Brief an dessen Gemahlin Sophie von la Roche nach Entlassung ihres Mannes bei Nicolovius 11. Vergl auch Hennes, Jugendjahre 131.

[1] Vergl. oben S. 6—7.

Lebe wohl, laß uns immer den Blick auf das Jenseits heften, nur so kann auch das Diesseits uns schön sein.

Kopenhagen, 7. Nov. 1780.

An dem Tage und in der Stunde, in welcher ich vor dreißig Jahren geboren ward, schreibe ich an Dich, Geliebtester meiner Seele, weil mein Herz mich dazu antreibt. An der Hand der Erinnerung habe ich mein Leben heute durchwandelt und an Deiner Seite, bis ich an die Zeit kam, welche uns getrennt hat. Die goldenen Tage der Unschuld und Freude blühten mir wieder auf, dann der feurigeren Jugend Tage. Die Todten Gottes erschienen mir, unser Vater, unsere Mutter, Lenchen, Emilia! Ich freue mich, daß ich schon dreißig Jahre alt bin; die Hälfte der Bahn ist doch wohl gewiß zurückgelegt, denn wir werden schwerlich alt. Wer weiß, welche von unsern Geliebten uns zuerst verlassen werden, wer weiß, welcher von uns den Andern verläßt? Ich liebe, das weißt Du, und Du liebst sie wie ich, die Ruhe. Welche Ruhe hat ein Leben, wo über jedem unserer Freunde das Schwert des Todes am Pferdehaar hängt? Und was haben wir nicht schon verloren! Erinnerst Du Dich, was Young sagt: jeder Verlust eines Freundes zieht der Freude des Lebens (er nennt es Vanity of life) eine Feder aus? Wie viele weiche Brustfedern, welche Schwingfedern der Fittige riß mir die süße Emilia aus, als sie von uns schied! O daß sie mir ihren Mantel im Fluge zum Himmel zugeworfen hätte, so wäre ich besser geworden; ernsthafter bin ich um Vieles geworden, aber das beweist noch nichts.

Kopenhagen, 13. Jan. 1781.

Diesen Augenblick lass' ich, um mit Dir zu schwatzen, den Vorhang vor der schönen Scene im Hamlet, wo der

Geist dem Sohn erscheint, fallen. Es ist doch wunderbar und schön, daß ich, in meiner Stube sitzend, an einem nebeligen Tage mich auf den Altan von Kronenburg und von da hin zu Dir versetzen, mich in den Born der Vorzeit, der so oft in sein stärkendes Bad mich genommen, tauchen, Geister der Todten beschwören, die Höhen der Zukunft erfliegen und in diesem Augenblicke Dich umarmen kann! Wie wahr ist die schöne Stelle im Yorik: Sweet pliability — long long since had ye numbered out my days, had I not trod so great a part of them on this enchanted ground!

Mit Dir hinfort oft und viel diese Pfade zu wallen auf dem Zaubergefilde der Phantasey oder am Strom der Vorzeit oder auf den Höhen der Zukunft, bald geleitet an der Erinnerung und bald an der Hoffnung Hand, und dann oft im Gefühle des Beisammenseins und der gegenwärtigen Zeit freudig ruhen: ‚Müden Pilgern gleich, auf die Stäbe gelehnt', das ist mir eine sehr süße Vorstellung! Ach wenn wir, wie ehemals in den Alpen, Pfade wallen, die Andere abschrecken, uns vertraulich einladen, wie damals so ganz natürlich mit dem Stabe in der Hand Gefilde besuchen, die uns heimisch, Andern chimärisch sind! Ist Haugwitz noch so ein Freund des Badens? Sag' ihm, ich hätte den 1. Januar dieses Jahres in der Nordsee gebadet. — Von Neuigkeiten fällt mir nichts ein, vielmehr das sehr alte, izt aber erneute: There is something rotten in the state of Denmark [1].

---

[1] Bezieht sich auf die Entlassung ihres Schwagers Bernstorff von seiner Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dänemarks. In Folge derselben wollte auch Friedrich Leopold seinen Gesandtschaftsposten aufgeben und hoffte fürderhin wieder ge-

Am 20. Jan. 1781.

Gott überschütte mit seinem Segen das Kind unseres Haugwitz! Weder für diese Kleine, noch für Alle, die ich liebe, auch für Dich, bitte ich nicht um langes Leben, nicht um Freuden des Lebens, die mit ihm hinwelken und oft noch früher, ich bitte nur im Allgemeinen um Gnade, Barmherzigkeit und Heil für sie Alle, für Dich und mich. Ich weiß, daß man um Leben und Gesundheit und dergleichen für sich und Andere bitten darf, ich aber habe es nie thun können, konnte es selbst nicht thun, als unsere süße Emilia krank war, konnte nur bitten, daß Gott seine Gnade über sie schütten möchte, ach, über sie, deren Segen ich mehr bedurfte, als sie meines Gebetes!

Mehr, o weit mehr, als ich Dir sagen kann, aber nicht mehr, das weiß ich, als auch Du es empfindest, ist's mir in Augenblicken der Ruhe Wonne, und in Augenblicken der Traurigkeit mächtiger Trost, daß wir zusammen durch's Leben wallen und ewig in einer Verbindung, die schon hier einzig in ihrer Art war, leben werden.

Am 23. Jan. 1781.

Es betrübt mich, was Du mir von Basedow sagst, und um des Einflusses willen noch mehr, was Du von Jerusalem sagst. Auch mir scheint in unseren verderbten Zeiten nichts verderblicher, als die Bemühungen unserer Theologen, den heiligen Schleier zu heben, den Gott über sich und über Vieles in der Religion verbreitet hat. Wenn sie vollends, wie izt viele der angesehensten unter ihnen, die Hauptlehren, das angeborene Verderben, die Gottheit Christi und

meinsam mit seinem Bruder oder wenigstens in dessen Nähe leben zu können. Vergl. für obigen und die beiden folgenden Briefe Hennes, Jugendjahre 153—157.

seine Versöhnung läugnen, so halte ich's für Frevel, sie Christen zu nennen, und begreife nicht, warum ich nicht viel lieber mich mit unsern Brüdern, den Katholiken, verbinden, als mit diesen Kirchenräubern eine Gemeine ausmachen sollte? Unser lieber Cramer ist rein geblieben von diesen neuen Verfeinerungen, er hat geprüft, prüft und glaubt. Was mir am unbegreiflichsten ist, ist, daß man eben die klarsten und tröstlichsten Lehren anficht. Sie in Gottes Wort zu finden, dazu scheint mir nur gerader Menschenverstand zu gehören, sie zu wünschen, nur ein Menschenherz. Ist's tröstlicher für mich, zu glauben, daß alles Böse, was ich in mir fühle, meines Willens Werk sei? Ist's tröstlich, zu glauben, daß Jesus Christus der Mensch, nicht Gott war, da er doch sagte, er sei es, und daß er mich nicht versöhnt habe? Zu glauben, daß er, in dessen Munde kein Falsch erfunden ward, gemeine Krankheiten heilte und Teufel auszutreiben vorgab? Und warum soll ich das nicht glauben? Weil ein Abt in Braunschweig oder ein Biester in Berlin es nicht begreift? Ach, und täglich sehe ich um mich her, fühle ich in mir Dinge, die ich eben so wenig begreifen kann. Meine Seele, die sich selbst nicht begreift, die voll Verwunderung in ihrem irdischen Hause auf und ab wallet und sich des ihrigen wundert, soll sich gleich orientiren im Wesen der Gottheit, deren Saum am Gewande die Cherubim blendet!

Eutin, 4. Juni 1781.

Heute ist's schon acht Tage, daß ich Dich verließ, und vier Wochen werden noch hingehen, ehe ich Dich wiedersehe! Ach es sind nicht nur die großen Wüsten, welche selten sind, es sind auch die kleinen Haiden und Moore, die den Weg des Lebens unangenehm machen. Doch habe ich in dieser

letzten kleinen Lebenshaide sehr schöne kleine Stellen gefunden, wo Empfindung und Freude blühte und wo sich das Herz wärmen kann, ohne im mühsamen Frohndienste des Hofes aus Sümpfen Torf zu graben.

Es lebt hier ein Mann, der eine schöne, starke, rasche, schnelle, sichere, über Zäune und Hecken setzende Fuchsstute hat, die ganz so ist, wie ich die Pferde liebe. Eben derselbe hat eine delicieuse weiße Stute, die Bianca heißt, und der Mann bin ich.

Eutin, 27. Juni 1781.

An Dante werde ich fast den ganzen Sommer lesen, so lang ist er; wenn mir in seiner Hölle zu heiß wird, laß ich mich von Theocrit in Arkadien herum führen. Den Nachmittag reite ich fast immer aus. Ueberhaupt kann ich hier der Langeweile, oder vielmehr mir selbst, nicht genug entgehen, denn Langeweile, eigentliche Langeweile, habe ich nicht leicht. Allein ausgehen, was ich so sehr liebte, liebe ich nicht mehr, und nicht immer allein reiten. Wenn ich etwas mehr als gewöhnlich lese, kann ich die Nacht nicht viel schlafen. Unter den Menschen hier ist mir die kleine Witzleben die liebste. Es ist ein sehr hübsches, naives, lebhaftes, unschuldiges Mädchen. Mit zehn Geschwistern, alle elf leben noch, auf dem Lande erzogen, hat der Hof sie noch nicht von den Milchideen der Unschuld und Freude entwöhnen können. Unschuld in der Hütte hat das Mädchen gut und mild gebildet.

Die hier geschilderte Hofdame Agnes von Witzleben (geb. am 9. October 1761), eine früh verwaiste Tochter des in Oldenburg begüterten Adam Levin von Witzleben, wurde bald die Verlobte Friedrich Leopold's, der seinen

Gesandtschaftsposten in Kopenhagen aufgab und im November 1781 als ‚wirklich dienstleistender Oberschenk‘ nach Eutin übersiedelte. ‚Ein hübsches Mädchen mit schönen Augen und schöner Seele‘, schrieb er an seinen Freund Haugwitz, ‚ist meine Braut. Sie ist neunzehn Jahre alt, unschuldig und froh wie ein Kind, ernst und fromm wie eine Matrone, aber nur dann ernst, wenn die Lieblingssaiten ihrer Seele gerührt werden. Jedes Vögelchen zwitschert, jedes Blümchen duftet ihr an's Herz, und für allen Flitter ist sie fühllos. Idol eines Hofes, an welchem nur sie Effect machte, hat sie ihre ganze Einfalt, Naivetät, Freude und Unschuld rein erhalten. Ihr Verstand ist schnell und richtig, nicht brillant; ihr Geschmack hat die Feinheit des Witzes und die Sicherheit des Instinkts. Empfindung spielt immer in den Zügen ihres Gesichtes, wie der Wind in den Saiten einer Aeolsharfe, und oft entstürzt ihr schnell eine Thräne, ehe das Lächeln der Freude aus den Grübchen ihrer Wangen entflohen ist. Sie liebt mich, wie Du wünschest, daß mich ein Weib lieben möge, also mehr, weit mehr, denn ich verdiene. Dieses Bewußtsein wird mir oft zum herzdrückenden Gefühl, und bloß im Geständniß dieses Gefühls finde ich Erleichterung.‘

‚Unaussprechlich rührt mich‘, sagt er in einem Briefe an Puletchen am 15. November 1781, ‚Deine der guten Witzleben entgegeneilende Liebe. Du wirst sie von Herzen lieben, bestes Puletchen, und die Idee, das liebe Mädchen mit solchen Geschwistern bekannt zu machen, ihr solche Geschwister zu geben, ist mir süßer, als ich Dir sagen kann. Je me tue de lui dire, daß meine vier Geschwister alle weit besser sind als ich, und Gott weiß, daß ich es aus Ueberzeugung sage.‘ In anderen Briefen lesen wir: ‚Agnes ist ein süßes Mädchen, voll Taubeneinfalt und Kindessinn.

In ihrem Blick ist ein Freibillet für die Concerte des Himmels, aber die Billete gelten nur für Ein Paar.' ‚Sie ist so sehr Natur, daß die meisten Männer sie würden bilden wollen. Ich aber ehre und liebe die Spuren meines Gottes im Walde, im Strom und im Mädchen; und werde da keine Schneiderscheeren ansetzen, um Hecken zu schneiden, wo der freundliche Busch mir Schatten und Kühlung und Nachtigallentöne anbietet.' ‚Beglückt, wie nur ein Sterblicher beglückt sein kann, lerne ich im Umgange mit Agnes den wahren Reichthum eines allein auf's Höchste und Reinste, auf Gott und Ewigkeit gerichteten Lebens kennen; sie ist mir in ihrer kindlichen Frömmigkeit und Einfalt wie ein Wegweiser zur Befolgung des Wortes: Nur Gott allein genügt.'

Am 11. Juni 1782 fand auf dem Schlosse in Eutin die Trauung statt, und die Neuvermählten machten wenige Tage später eine Reise nach Tremsbüttel, nach Ahrensburg zum Besuche der gräflichen Familie Reventlow und nach Wandsbeck und Hamburg. ‚In Wandsbeck', schrieb Agnes am 22. Juni an ihre Schwägerin Luise, ‚lernte ich den lieben Claudius und Frau Rebecka kennen, Leute, denen mein Herz gleich entgegenhüpft, wo es sich nicht hinleiten läßt.' In Hamburg verkehrte sie mit Klopstock, Ebert und anderen Freunden. ‚Mir däucht, ich bin nicht auf Erden, wenn ich an Klopstock's Seite gehe, sondern schwebe schon den Seelenflug in himmlischen Lüften. Auch Windeme[1] kenne ich nun, ihre Leier soll mir noch heute tönen. Ich bin sehr glücklich, durch Stolberg, durch Euch Alle unaussprechlich glücklich.' ‚O daß wir uns gefunden haben', sagt

[1] Die Frau des Herrn von Winthem, eine Nichte von Klopstock's Meta. Klopstock nannte sie in mehreren seiner Oden ‚Windeme'.

sie weiter in einem Briefe vom 18. Juli an ihre Schwägerin Catharina, ‚ist doch seliger Vorgeschmack der ewigen himmlischen Freundschaft. Oft irre ich mich in mir selbst; das kommt, weil ich durch das verschiedene Urtheil vieler Menschen, verschiedener Menschen mich selbst nicht mehr zu kennen anfange. Das ist eine besondere Empfindung; es ist eine der Sünden, die ich für die unverzeihlichste halte, einem Herzen die Selbsterkenntniß, oder wie soll ich sagen, das Selbstverstehen, Selbstkennen zu entreißen.‘ [1]

‚O grundgütiger, getreuer Gott‘, heißt es in einer Aufzeichnung von ihrer Hand, ‚lasse doch nie zu, daß ich irre werde durch das Lob und den Beifall der Menschen, stärke mich im Gefühl der Demuth, durchdringe mich mit dem Bewußtsein meiner Hülfslosigkeit und Armseligkeit, die auf nichts vertraut, als allein auf Dich und Deine Verheißungen.‘

‚Wie gern flöge ich mit meinem Weibchen hinüber‘, schrieb Friedrich Leopold am 19. Juli 1782 aus Hamburg an Christian, ‚sähe Euch, sähe unsere Freunde, und machte ihnen meine Agnes, welche jeder Tag mir lieber macht, bekannt. Ebert hat sich noch verjüngt; eine edle Biene, die aus den edelsten Blumen vieler Zeiten und Länder den schönsten Honig saugt! Und so voll Liebe!‘ Und später: ‚Wie war der Verkehr mit Klopstock und Toby [2] so erquickend und herzlabend für mich und meine Agnes! Es waren selige Tage, in denen auch meine Saiten sich rührten.‘ Unter anderm dichtete er das schöne ‚Lied auf dem Wasser zu singen, für meine Agnes‘, dessen Schlußstrophe lautet:

‚Ach, es entschwindet mit thauigem Flügel
Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.

[1] Vergl. Hennes, Stolberg und der Herzog Peter von Oldenburg 175, 182.

[2] Dr. Mumsen. Vergl. Gesammelte Werke 1, 311.

Morgen entschwinde mit schimmerndem Flügel
Wieder wie gestern und heute die Zeit,
Bis ich auf höherem strahlenden Flügel
Selber entschwinde der wechselnden Zeit.'

Ueber eine Ode an Mumsen sagte er dem Bruder: ‚Sie ist mir aus vollem, himmelsehnendem Herzen geflossen. O wie wenig Menschen wissen, daß man himmelsehnend sein kann, ohne erkranket zu sein. Indem ich sie machte und nachher, dachte ich gleich, daß sie nach Deinem Herzen sein würde, besonders das Ende.' Es heißt darin:

‚Einer sternigen Nacht gleichet das Leben, Freund!
Schatten hüllen uns ein: aber von oben winkt
Himmelsschimmer, und leitet
Durch die Schatten die Weiseren.

Einer sternigen Nacht gleichet das Leben, Freund!
Auf, gen Himmel den Blick! heilig, unwandelbar
Sind die hangenden Leuchten,
Strahlen jedem, der sehen will.'

Der letzte der obigen Briefe an Christian ist vom 3. August 1782. Am Tage darauf traf ihn und die Seinigen ‚mitten in dem jugendlichen Eheglück einer der härtesten Schläge, die das volle Gottvertrauen auf die Probe stellten und Himmelssehnsucht über alles Wünschen und Sehnen erheben sollten'. Am 4. August starb nämlich ganz unerwartet im Wochenbette die Schwester Puletchen, ‚die zarteste Himmelsblume der ganzen Familie'.

Aus den Papieren ihres Mannes, des Grafen Andreas Peter Bernstorff, entnehmen wir über sie folgende Schilderungen, die uns zugleich auch den großen Staatsmann selbst in seiner ‚christlich treugläubigen Gesinnung' wohl-

thuend kennzeichnen. ‚Meine geliebte Frau besaß das reinste Herz und die richtigsten deutlichsten Begriffe, unaussprechliche Zärtlichkeit und wahre Größe des Geistes ohne alle Vorurtheile; eine unermeßliche Fähigkeit zu lieben und fast alle Gaben in hohem Grade: Urtheils- und Einbildungskraft und Gedächtniß; gesundes richtiges Gefühl über alle Gegenstände der Kunst und des Geschmackes. Die Liebe zu Gott, zur Religion und zur Wahrheit nahmen ihr ganzes Herz ein. Alles, was dahin gehört, war ihr wichtig und theuer; gegen alles Falsche und Unwahre hatte sie einen wirklichen Abscheu. Wahrheit war und blieb, ihr selbst unbewußt, der einzige Plan ihres Charakters und Lebens, nicht allein ihrer Handlungen, sondern auch ihrer Gedanken. Daher empörte sie sich mit edlem Stolze gegen allen Trug; darum war sie in all' ihren Aeußerungen mäßig und bescheiden und kannte keinen Hochmuth. Bei allen wichtigen Gelegenheiten, auch in allen Leiden und Krankheiten, sowie im Tode war sie ruhig und gefaßt.' Als ihr am Tage ihres Todes die nahe Gefahr mitgetheilt wurde, ‚zeigte sie sich in ihrer ganzen Größe. Niemals habe ich sie heiterer, ruhiger, liebender gesehen. Sie sagte mir auf meine Frage, ob sie nichts auf ihrem Herzen und Gewissen habe, daß sie aus Gnade selig werden wolle, und setzte hinzu, und wenn sie auch nur die letzte im Himmelreiche würde. Sie wünschte nur, daß ich ihr vorbeten möchte, und folgte mir, den Vorgeschmack des Himmels im Auge und im Herzen. Sie sagte mir: Liebe die Kinder auch um meinetwillen, sage Hans, daß er sich der Kleinsten annehme; segne meine Kinder, sagte sie mir ferner, in meinem Namen: sage ihnen, daß sie ja gut und fromm sein mögen. Als ich ihr sagte, wie sehr auch mein Herz sich nach dem Himmel sehne, antwortete sie mit einem unnachahmlichen

Blick: Aber die Kinder! Sie vergaß nichts; ihr treues, allzeit so liebendes Herz vergaß nichts. Sie trug mir auf, alle ihre Freunde zu grüßen und zu segnen, und dann, und dieß sagte sie mit großer Lebhaftigkeit, ihre geliebtesten Geschwister zu segnen, sie ihrer namenlosen, unaussprechlichen Zärtlichkeit zu versichern. Ihrem Bruder Fritz soll ich insbesondere sagen: sie sterbe seinetwegen ruhig. Nun dachte sie auch an ihre Leute: ich solle ihnen allen danken und sie ermahnen, daß sie gut sein möchten, auch für ihre Treue belohnen. Alles dieses wurde nicht in einer Folge gesagt. Mein betrübtes Herz hing an dem ihrigen. Worte wurden ihr schwer. Oefters mußte ich meinen Thränen freien Lauf lassen und im Verborgenen zu Gott beten und neue Kräfte sammeln. Ich legte einmal die Hand auf ihr schlagendes Herz und sagte mit äußerster Bewegung: Ach möchte es doch noch lange schlagen. Da sagte sie mir: Doch nur jetzt nicht, jetzt nicht lange. Die Worte schallen mir nach. Sie waren die Vorboten des harten Schlages; die einzigen Worte, die Leiden ausdrückten. Sonst klagte sie nicht. Sie war die Geduld, die Fassung, die Liebe, die Heiterkeit selbst. Ich fragte sie, ob sie communiciren wolle. Sie sagte: Ja. Dann sagte sie: Vergib mir, wenn ich Dich beleidigt oder gefehlt habe. Wie konnte ich darauf antworten! Mein Herz wußte von keinem Vorwurf. Ich sagte nur: Dein ist, mir zu vergeben, willst Du es auch thun? und badete ihre kalten Hände mit Thränen. Sie erwiederte mit einer Lebhaftigkeit und mit einer Stimme, die jede Saite meines Herzens rührte und ewig rühren wird: Ach Gott, ich Dir vergeben! und alle übrigen Worte erstickte von beiden Seiten das Uebermaß der Empfindung.' ‚Sie verschied ohne Zuckung, ohne Aengstlichkeit, ohne Veränderung der Züge, übergab die Seele in die Hände ihres treuen Erlösers, wurde ein

Engel, glücklich wie diese, ein Muster für uns, eine Mitgenossin der ewigen Seligkeit. Nun erwartet sie uns gewiß voll Sehnsucht und Ungeduld ihrer Liebe, gestärkt durch göttlichen Frieden und göttliche Hoffnung.' ‚O daß ich würdig werden möchte, das ganze Glück des Wiedersehens ohne Trennung zu genießen; würdig werden des herrlichen, sehnlich gewünschten Augenblickes, so jetzt schon mein Trost, meine Erquickung, meine beste Aussicht in meinen seligsten Stunden ist.'

Derselbe Schmerz, aber auch dieselbe christliche Gesinnung spricht sich in den Briefen Friedrich Leopold's über den Verlust seiner Lieblingsschwester aus. ‚Ach trautes liebes Kätchen', schreibt er wenige Tage nach Empfang der Todesnachricht an Catharina, ‚habe Mitleid mit mir und nimm Dich in Acht! Ich weiß, wie der Gram Dich fassen kann, jetzt Dich faßt! Ich hoffe auf Deine reine erhabene Frömmigkeit und auf Deine Selbstverläugnung. Du wirst Dich der Wonne der Verklärten freuen! O wie ist sie selig im Anschauen unseres Gottes und Jesu Christi, umgeben von Eltern, Kindern, Geschwistern, unter welchen auch Emilia steht. Agnes theilet mit zärtlicher Treue meinen Schmerz und empfindet ihren Verlust, denn sie liebte unser Puletchen als eine Schwester. Puletchen, Puletchen! O daß der Engel sich meiner erbarmen dürfte und mir erschiene. Es ist ein zu fürchterlicher Gedanke, daß ich noch dreißig Jahre leben kann, ohne Puletchen zu sehen! Wir wandeln zwischen Leichen, an denen unser Herz hängt im finstern Thal, aber Gott leitet durch kürzere oder längere Wege uns doch zum lieben, süßen Puletchen.' ‚Laß die Wonne Der, die wir wie unsere Seele liebten und lieben, die uns wie ihre Seele liebte und liebt, der Gedanke unseres Erwachens und unser letzter, ehe wir einschlafen, sein. Der Gedanke an

Puletchen wird einst einer unserer letzten Gedanken vor dem letzten Schlummer sein, und welcher Wonnegedanke!' Am 27. August fuhr er fort: ‚Wie Du, kann ich darüber mich nicht trösten, daß ich sie nicht sterben gesehen. Ich bin versichert, ich wäre manche Augenblicke wie im Himmel gewesen, denn that sich der Himmel nicht Der auf, die ich mehr als meine Seele liebe? Die Fragen, welche Du thust, thu' ich mir oft, aber wer kann antworten? Was das Anschauen Gottes ist und wann man dazu gelangt, wer kann darüber auch nur eine Vermuthung haben? Ihres himmlischen Erbes gewiß, von den Banden des Leibes frei und Weisheit des Himmels lernend, genießt sie jetzt schon gewiß einer Seligkeit, die über das geht, was unsere Imagination sich vom siebten Himmel träumen läßt. Das sollte mehr als Trost, das sollte Wonne, sollte ununterbrochene Wonne für uns sein, wenn wir nicht schwache Menschen wären, die ihrer Gräber so oft als des Zustandes ihrer Todten uneingedenk sind.' Am Geburtstage der Mutter schrieb er: ‚Heute ist der 5. September, der Geburtstag unserer lieben seligen Mutter, der erste, den unsere liebe selige Schwester nicht mit uns in Gedanken feiert. Ich sehe sie, wie sie mit Blumen in den Locken uns als die Aelteste anführte, wenn Jeder Blumen trug und einen Brief überreichte, den Freude, Liebe und Unschuld dictirt hatten. O der sorglosen Zeit! Gott sei gepriesen für die Blumen, die er am Rande des Abgrundes wachsen läßt, sie verstecken den Schlund; ohne sie würde die Jugend nicht hüpfen und die reiferen Jahre mit allem Elende der Gegenwart und Zukunft zugleich belastet sein. Ich habe heute Deinen Brief aus Dreilützow erhalten. Für Dich und für unsern armen Schwager ist's mir lieb, daß Du da bist! Wie unaussprechlich rührt mich, was Du mir von ihm und von den Kindern sagst! Wie sehne ich

mich nach Euch, mich deucht, wir Uebrigen bedürfen unser mehr als je. Bei Euch hoffe ich mehr zu weinen, oft ist mir das Herz so gedrückt, daß ich's lieber zermalmt fühlte. Oft sind die Augen thränenlos, ja die meiste Zeit. Gott bewahre mich dafür, daß ich meine Thränen überleben sollte! sie, — nicht die Galle, wie Sterne sagt — sie sind das Beste, was der Mensch hat. Ihr Spätthau erhält die welkenden Blumen der Erinnerung, ihr Frühthau gibt sogar den himmlischen Hoffnungen neuen Glanz. O daß ich weinen, weinen könnte! Für jede Thräne gäbe ich jetzt eine Freude meiner künftigen Jahre hin, obgleich die künftigen Jahre um wie viel ärmer an Freuden sein werden, da sie todt ist! In vorigen Briefen hab' ich Dich aufgerichtet, heute kann ich das nicht. Ich bin aber unzufrieden mit mir, sollte ihre Wonne mir nicht immer süßer Trost sein? Wie hängen wir doch an unserem Selbst, selbst dann, wenn wir nur Liebe für Andere an uns wahrnehmen.' [1]

Aber bald faßte er sich wieder. ‚Die Oekonomie Gottes ist eine Oekonomie der Liebe, und fügen wir uns Ihm, so sind wir selig in Liebe schon hienieden, auch an den Gräbern der Unsrigen, denn der Hauch der Liebe wird dereinst hineinreichen und die Unsern werden verklärt in Liebe hervortreten.' ‚Bernstorff, den ich besucht, ist gefaßt, wie es einem Christen ziemt.' ‚Der ununterbrochene stille, edle Schmerz von Bernstorff', schrieb er aus Wandsbeck am 2. October an Agnes, ‚hat mich im Innersten meines Herzens gerührt. Welchen Schmerz, aber zugleich welche tiefe Unterwerfung in den Willen Gottes liest man auf seinen Mienen! Ich sehe ihn immer vor mir.'

---

[1] Der Brief vom 5. Sept. auch bei Hennes, Stolberg und der Herzog Peter von Oldenburg 195—196.

Am 16. October schickte er der Schwester Catharina eine Elegie und eine Grabschrift auf die Verstorbene[1] mit den Worten: ‚Die Elegie machte ich in der Nacht, da in Oldenburg die Maskerade war. Die Stunden des allgemeinen Taumels brachte ich allein zu und widmete sie unserer Todten, unserer seligen, unserer unaussprechlich seligen, geliebten und weit mehr, ach mit Liebe des Himmels liebenden Schwester.‘ ‚Der Strom der Empfindung würde zwischen besseren Ufern gleiten, wenn wir immer alle beisammen wären; denn die augenblickliche bessere Empfindung des Einen würde die Andern stimmen. Des Einen Zuruf würde Feldgeschrei Aller werden zum Kampf des Duldens und Harrens, zur Selbstverläugnung und Freude über die Wonne der Unseren, welche auch einst duldeten und harrten. Leiden und sich selbst verläugnen ist doch einmal hienieden unsere schwerste Kunst, und das mit Recht, denn dort oben wird sie nicht mehr gelehrt. Die Griechen hatten zwei Grüße: Freue dich und erstarke! Der letzte sei unsere Losung nun.‘[2]

Außer der heiligen Schrift und einigen ascetischen Büchern, wie Thomas von Kempen und die Betrachtungen Fenelon's, worin Stolberg beinahe täglich las, bildeten ‚die Griechen, vor allem die großen Tragiker und der göttliche Plato, eine mit jedem Tage wiederkehrende Beschäftigung, die über den Schmerz hinüberhalf und stete Freude reinen Genusses gewährte‘. Aeschylos, Sophokles und Euripides ergriffen seine ganze Seele. ‚Ein warmer genialischer Hauch des Edelmuthes‘, schrieb er, ‚entflammte die drei gewaltigen

[1] Gesammelte Werke 1, 325—329.
[2] Letzterer Brief auch bei Hennes 199—200.

Tragiker Athens, und es gereicht der Poesie, mein' ich, zur Ehre, daß zu einer Zeit, da außer Sokrates alle sogenannten Philosophen den schamlosesten Egoismus predigten, diese drei Dichter als geweihte Herolde vor dem mißleiteten Volke auftraten, Furcht vor der Gottheit anempfehlend, und Ausübung erhabener Tugenden. Durch Beispiele der Heroen zeigten sie, auf welche Höhe die Selbstverläugnung führe, und wie die Unsterblichkeit selbst den duldenden Helden verherrliche. Sie senden in leicht gefaßten, auf melodischem Rythmus schwebenden Sittensprüchlein Lehren der Weisheit und der Tugend aus. Ja, nicht nur die Poesie, auch die Weisheit und die Tugend streuen Blumen auf eure Gräber, Aeschylos, Sophokles und Euripides, so wie sie Blumen streuen auf Pindaros' Grab und immer frische Kränze um die Urne des Homeros winden.'[1] Während sein Bruder Christian den Sophokles übersetzte, begann er die Uebertragung des Aeschylos und vollendete in einem halben Jahre vier Stücke: Prometheus, die Sieben vor Theben, die Perser und die Eumeniden. ‚Ich werde im Aeschylos', meldete er dem Bruder am 29. December 1782, ‚alle Chöre dithyrambisch, ohne Strophen und Gegenstrophen anzuzeigen, übersetzen. Die Idee des Tanzes ist für uns dahin. Der Zwang groß, die Treue oft unmöglich, zum wenigsten die Treue der freieren Grazie, welche sehr wichtig ist. Ich will Dir nichts rathen, auch mußt Du Deinen Dichter besser kennen, aber Aeschylos ist so unbändig, so reißend, brausend und kataraktenvoll, daß man ihn zwischen die Ufer der Strophen nicht leiten kann, ohne ihm zu schaden. Vier Chöre habe ich zerrissen, um sie dithyrambisch zu machen. Sowie ich Sophokles für einen größern Dramatiker halte,

[1] Vergl. Gesammelte Werke 18, 295.

so ist mir Aeschylos in seinen Chören, besonders in den großen dithyrambischen (denn deren hat er viele ohne Strophen und Gegenstrophen), der größte Lyriker, viel feuriger als Pindar selbst. Voß ist meiner Meinung [1]. Wir müssen uns aber darüber viel sagen und vergleichen unser Gedachtes, einer muß Hebamme von des Andern Ideen werden.' Am 23. März 1783 berichtete er seinem Bruder weiter: ‚Wie Orest, von den Eumeniden verfolgt, die Bildsäule der Athene umfaßt, so werde ich, wenn ich die Eumeniden fertig habe, den heimischen Altar unserer deutschen Musen suchen, denn die Jahre fliehen. Doch mündlich hiervon mehr, und wie Du willst; nur für's Erste übersetze ich nicht mehr, denn die Zunge klebt mir am Gaumen, so hat der titanische Grieche mich unter heißem Strahl von Gipfel zu Gipfel getrieben. Wie oft überfiel mich Nacht, besonders in diesen Eumeniden. Ich habe manche Fackel zuerst an seinen Blitzen angezündet und fuhr mit schnaubenden Rossen fort, wenn aller Ausleger Ochsen am Berge standen.' Aehnlich spricht er sich im Mai desselben Jahres in einem Briefe an seinen Freund von Halem aus: ‚Ich habe vier Stücke des Aeschylos übersetzt, und seitdem der Frühling anfing, aufgehört zu arbeiten. Die Stücke sind: Prome-

[1] Seinem Freunde Voß, der auf seine Veranlassung Schulrector in Eutin geworden, las er bruchstückweise und Rath erfragend seine Uebersetzungen vor. Näheres über den Verkehr der Freunde bei Herbst 2, 24 ff. Uebrigens fand der rationalistische Voß schon im Jahre 1785, also fünfzehn Jahre vor der Conversion Stolberg's, daß dieser eine ‚früh eingeprägte Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinn' besitze. Herbst 2, 35. Stolberg's Bemühungen, auch seinem alten Hainbundfreunde Bürger eine Stellung im Oldenburgischen zu verschaffen, waren ohne Erfolg. Vergl. Strodtmann 3, 180—187. 300.

theus in Banden, die sieben Helden, die Perser, die Eumeniden. Ich glaube nicht, daß ich mehr aus diesem herrlichen Dichter übersetze. Ich that es con amore, so sehr, als ich je gearbeitet habe, aber der Paroxysmus ist vorbei: jetzt würde mich die Arbeit schrecken, welche Reize für mich hatte. Den Agamemnon habe ich seit vier Jahren nicht gelesen. Ich fing an, ihn jetzt wieder zu lesen, traf aber auf viele Stellen, welche mir ganz unverständlich waren. Ich habe freudig mit dem alten Krieger von Marathon gerungen, wo er mir sichtbar war, aber in diesem Stücke war er mir oft unsichtbar.'[1] Die Uebersetzungen der vier Stücke erschienen erst im Jahre 1802 im Drucke.

Der ‚heimische Altar der deutschen Musen', den Stolberg im Jahre 1783 aufsuchte, war dießmal vorzugsweise die didaktische Poesie. Er schrieb seine siebzehn ‚Jamben', die zuerst in dem von Boie herausgegebenen ‚Deutschen Museum', dann im Jahre 1784 in einer eigenen Sammlung erschienen und in Deutschland ein großes Aufsehen erregten. Mit seltenem Freimuth und feinster Ironie geißelt er in diesen satirischen Lehrgedichten, die zum Theil den besten Mustern des Alterthums würdig zur Seite stehen, die Thorheiten und Verkehrtheiten, die Leidenschaften und gefährlichen Neigungen der menschlichen Natur, in steter Beziehung auf seine eigene Zeit. Die Jamben sind ein unvergängliches Denkmal seines edeln Dichterherzens, welches mitten aus den verschlungenen Dornen des Spottes in den lieblichsten Blüten hervorbricht, insbesondere ein Denkmal seines ‚brennenden Eifers' für die göttlichen Lehren des Christenthums, und seiner unvertilgbaren Sehnsucht nach

[1] Stolberg's Briefe an G. A. von Halem stehen in Halem's Selbstbiographie, Theil 2. Oldenburg 1840.

Wahrheit, die ihn sechzehn Jahre später wie mit Naturnothwendigkeit in den Schoß der katholischen Kirche führte.

‚Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
Wer Wahrheit liebet und nach Wahrheit forscht,
Den reißet nicht der Taumel blindlings hin,
Sein Leben ist kein bunter Larventanz,
Kein schwerer Fiebertraum; er wandelt oft
Auf dunkeln Pfaden, freut sich manches Strahls,
Der unverhofft aus schwarzen Wolken bricht.
Erwartet sehnend, aber mit Geduld,
Das Morgenroth und weiß es, daß der Strahl
Des blassen Mondes aus der Sonne quoll.
Der Freigeist, weil er nicht des Mondes Strahl
Mit seinem hohlen Brennglas fassen kann,
Erkennet seinen Sonnenursprung nicht,
Sucht, gleich dem Uhu, siebenfält'ge Nacht
Im düstern Graun der öden Felsenkluft
Und schreckt mit menschenfeindlichem Geschrei.
So führen Stolz und Leichtsinn von der Bahn
Der Weisheit ab; zu bald verlieren wir
Den Durst nach Wahrheit, von dem Vorurtheil
Geblendet und von eitlem Wahn bethört.
Es täuscht den edlen Durst ein Taumelkelch,
Wir trinken Tod in langen Zügen ein!
Nichts bleibt uns wahr, in nichts die Wahrheit lieb.
Was edlen Menschen hehr und heilig war,
Wird uns ein Spott! Die herrliche Natur
Erstummet und erbleicht für unsern Sinn.
Der Philosoph, ein trügender Sophist,
Baut und zerstört sein luftiges System,
Dem Knaben gleich, der Sand am Ufer häuft.
Der Dichter spielet dann mit falschem Witz,
Denn an dem Strahl der Wahrheit nur allein
Entlodert jede Fackel des Genies.‘

‚Die Freiheit scheint uns bald ein Jugendrausch,
Es sinkt das Vaterland herab zum Staat,
Ein luftig Wort, das jeden Unsinn weiht,
Ein leeres Götzenbild, dem Menschenmark
Geopfert wird, dem Minotaurus gleich!
Der wahre Minotaurus unsrer Zeit,
Der in des Wahnes Labyrinthen thront.
Dem Wahren abgestorben, stirbt der Mensch
Für jedes edlere Gefühl! Der Strahl,
Der unser Haupt erhellet, wärmt das Herz!
Wahrheit und Lieb' entströmen einem Quell,
Sind beide einer Sonne Licht und Gluth.
Ihr, die mit treuem Herzen Wahrheit forscht,
Ermüdet nicht! es sank so tief der Mensch,
Weil er von solcher Höhe sank! er schleußt
Dem Licht sein Auge, das vom Himmel strahlt.
O, prüft mit frommer Einfalt dieses Licht!
Mit Demuth prüft es! Nicht durch's trübe Glas
Der Glosse; prüfet selbst das Wort des Herrn,
Und flehet Dem, der Sonnen leuchten hieß,
Der uns den heißen Durst nach Wahrheit gab,
Bald wird sein Wort des Fußes Leucht' euch sein,
Ein Licht auf euern Weg, im Tod ein Licht!'

Eine der Jamben richtet sich gegen die falschen theologischen Aufklärer, die in seichter Philosophie an dem positiven Gehalt der christlichen Lehre mäkeln und deuteln und von Jahr zu Jahr den Lehrbegriff ändern.

‚Mir fleußt die Gall' in's Blut!
In solchen Händen ist die Lehre nun,
Die donnernd Gott vom hohen Sina gab!
Und welche Gottes Sohn, in Knechtsgestalt
Gehüllt, uns brachte, dessen Zeugniß rein
Gleich seinem Wandel, gnadenvoll wie Er,
Gewaltig und voll hoher Einfalt war!
Ihr habt die Lehre, haltet, was ihr habt!

Sie ist's, für welche Märt'rer bluteten,
Sie gibt im Leben, sie im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth,
Und strahlet einst in vollem Mittagsglanz!
Baut, Christen, baut auf diesen Felsengrund!
Die falschen Lehrer bau'n auf falschen Sand.'

In frevelnder Nachäfferei des Auslandes ist mit der falschen Philosophie auch der Spott des Heiligen auf deutschen Boden verpflanzt worden.

,O deutscher Ernst, wo bist du hingefloh'n?
Es kannten unsre bied'ren Väter nicht
Den Spott des Heiligen, der ihre traf
Den Narren, laut wie seiner Schelle Klang.
Des Britten Stolz und Frankreichs Eitelkeit
Erzeugte und gebar dieß Schandgezücht,
Und ach! des Deutschen Thorheit säugt und wiegt
Das Ungeheu'r, kein deutscher Name nennt's,
Denn seine Mutter nannt' es Persiflage.'

Dieser aus dem Auslande stammende Spott und die falschen Lehren über die Stellung des weiblichen Geschlechtes richten auch bei uns schon Unheil an unter den Frauen.

,O Freunde, laßt uns Männer Männer sein,
So werden unsre Weiber Weiber sein!
Von Wachs sind ihre Herzen, bildet sie
Mit leiser, aber warmer Hand; wir sind's,
Die sie mißbilden, unsre Thorheit geußt
In unbefang'ne Seelen frembes Gift;
Wir reißen aus des Hauses Schatten sie,
Und stellen sie auf luft'ge Höhen hin,
Wo Frankreichs lauer West Verderben haucht.
Wir tödten das Gefühl der reinen Brust,
Wenn Leichtsinn oder Spott des Heiligen
Von unsrer Lippe trieft.'

Viel ehrwürdiger standen, ohne das Licht des Christenthums, die großen Alten da:

‚Sie suchten Pfad bei schwachem Sternenschimmer,
Und o, wie suchten sie, wie riefen sie
Sich warnend zu! Wie mancher Weise ging
Der Tugend steilen Dornenpfad und bot
Entflammten Jünglingen die starke Hand!
Wie lehrten sie Verachtung jedes Tands!
Wie sie der Selbstverläugnung eignen Lohn!
Wie männlich trotzten sie der falschen Scham,
Der Unverschämtheit Zwillingsschwester, die
Selbander nun beherrschen unsre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreise, wenn der Wahrheit laut
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben sich
Wohl einer, einer sich der Jungfrau, wenn
Des unbefang'nen Ohres keiner schont?‘

Dann die verschiedenen Zeiten vergleichend und wiederum die Wahrheit und deren Schönheit preisend:

‚An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unsre lehret, unsre weihet sie!
Sie scheinen heilig ihr; was heilig ist,
Erreget Spott wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn dereinst,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit ist des Geistes Leben, er
Erkrankt vom Wahn und Lügen sind ihm Pest.
Die Wahrheit ist des Himmels erstes Kind,
Nur sie ist schön, in nackten Reizen schön,
Wer sie mit Einfalt sucht, mit Inbrunst liebt,
Den tränket sie, dem öffnet sie den Blick,
Den hebt sie über jedes Leiden, schenkt
Geduld im Leben und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth.
Nur Einfalt, keusche Einfalt findet sie,

Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit lautrem Oel der Inbrunst Flamme nährt.'

Die falsche Aufklärung und die materialistische Richtung der Zeit verdarb auch die Könige und Fürsten der Erde und machte sie zu Despoten ihrer Unterthanen. Mit kaustischer Schärfe ertheilt er denselben den ‚Rath':

‚Bewahrt vor allem väterlich das Volk
Was Nerven stählt und Schwung dem Geiste gibt;
Versammelt, was die Sinne reizen kann,
Um euern Thron, o spart zur Unzeit nicht!
Ihr spart? für wen? für euer Volk doch nicht?
Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Ist kalt für Freiheit und dem Fürsten feil!
Das weiche Singspiel wieg' euch täglich ein
Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
Das Füllhorn eurer Gnade schütte Band
Und Stern und Schlüssel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen so!
Er lehrt, was klein ist, achten, und verschmähn,
Was edel ist' . . .

Die wahren Priester, welche bittere Wahrheiten verkünden, sollen sie fern halten vom Throne, dagegen schmeichlerische Pfaffen ehren und rechtsverdrehende Juristen und kriechende Philosophen.

‚Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst und knete das Gesetz wie Wachs.
Sein Kiel behaupte eures Schwertes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.
Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heiligthumes Seckeln ab.

Vor allen steh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink . . .

Und in einer andern Jambe:

‚Sei König, brich dem Volke deinen Eid,
Du wirst bewundert, wärst du noch so klein!
Führ' ungerechten Krieg und werde reich
Durch Kirchenraub, dein Pöbel staunt dich an.'

Aber, fügt er hinzu,

‚Nicht lange, die gerechte Nachwelt nimmt
Den Prüfstein in die Hand, sie prägt das Gold
Mit edlem Stempel, falscher Münze drückt
Ihr sichrer Arm ein dauernd Brandmal auf.'

Während er so die Laster und Thorheiten geißelte, durfte er mit Recht von sich betheuern, daß nicht Menschenverachtung und Menschenhaß, sondern Menschenliebe sein Handeln bestimmte:

‚Ihr wißt's,
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir stürzte, Menschenliebe mir
Die schwanke Geißel und den Bogen gab.
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieser Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite schärfer spannt und höher zielt.'

Schon in den ersten Monaten seines glücklichen Familienlebens sann er darauf, seine ‚geliebte Agnes, ein Kind und Säugling der Natur, aus der erdrückenden Hofluft in Eutin wieder auf's Land zu verpflanzen'. Er hielt bei seinem Herrn ‚um eine Landdrosteistelle in Neuenburg an.' Am 1. Juli 1783 fertigte der Fürstbischof und Herzog von Oldenburg seine Bestallung zu diesem Amte aus und ertheilte ihm vor

dem Antritt desselben einen längeren Urlaub, welchen Friedrich Leopold mit Agnes zunächst zu einer Reise nach Tremsbüttel benutzte.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 19. März 1783.

Ich habe eben einen sehr angenehmen Besuch gehabt. Gerstenberg kam vorgestern Mittag und blieb bis heute Vormittag. Ungern ließ ich ihn so bald fahren. Er war voll wahrer Lebenswärme, jener, welche tiefer als im Pulse schlägt. Er ist lange nicht so weichlich, als er sonst war, und verlangte eine kalte Kammer, fand es auch bei mir zu warm; wie würdest Du ihn in Tremsbüttel schmelzen!

Daß Swift sechs Jahre über den Gulliver gearbeitet hat, ist stark. Es soll aber wohl nur soviel heißen, daß er sechs Jahre, nachdem er angefangen hatte, fertig ward, wer weiß, wie oft er ihn weglegte und an anderen Werken arbeitete. Pope mit seiner Nachtigallenstimme ist doch nicht mein Liebling, und als Dichter, so sehr ich ihn schätze, ist er doch nicht Nachtigall. Er hatte doch etwas vom Puckloni im Charakter.

Es ist sonderbar, daß alle Damen den armen Cicero nicht lieben, ich habe noch keine gefunden. Es wäre einer ernsten Untersuchung werth, denn die Ursache muß mit Grundlinien des menschlichen Herzens zusammenhängen. Es thut mir leid, ich weiß nicht ob mehr für Cicero oder für die Damen. Ich liebe ihn sehr, ob ich gleich mir seine Fehler nicht verberge. Ich halte ihn doch für den dritten Römer seiner Zeit: Cato, Brutus, Cicero. Man spricht oft von seinen Schwachheiten, aber welcher Mensch ist so im Detail gezeigt worden, wie er durch seine Briefe? Du erinnerst Dich gewiß der Art, wie er Rom rettete zur Zeit

Catilina's; aber um Cicero ganz, wie er es verdient, zu lieben, muß man seine vierzehn Philippischen Reden lesen, deren er viele im Angesicht der Leute hielt, die Dolche für ihn unter der Toga verbargen. Er redet sie öffentlich an und fordert ihre Dolche auf. Seine Zeit, die so schön und so verdorben war, war doch unaussprechlich reich an großen Männern. Bei Lesung der Briefe wirst Du Dich wundern, welchen Verstand, welchen Umfang von Menschengröße Männer hatten, die doch nur die kleinern Rollen spielten. Ach, selbst die entarteten Pygmäen der alten Welt, welche Titanen gegen uns!

An seine Schwester Catharina.

Eutin, 20. April 1783.

Agnes und ich lesen izt alle Morgen in Deinem lieben Fenelon, welcher auch unser lieber Fenelon ist. Ein schönes Zeugniß gibt Voltaire ihm, das würdest Du wohl kaum von ihm erwartet haben. Son imagination s'échauffait par la candeur et par la vertu, comme les autres s'enflamment par leurs passions. Sa passion était celle d'aimer Dieu pour lui même. Wenn man den himmelvollen Mann auf der Höhe im tiefsten Staube der Demuth knien, und auf kleinen Maulwurfshügeln selbstaufgegrabener Größe die aufgedunsenen blinden Frömmlinge Blitze schleudern sieht, o, was empfindet man da! O, des engen Nadelöhrs, nicht nur für den Reichen, sondern für Jeden, der nicht gern allem Reichthum, jeder Art von Gütern, auch den geistigen, entsagt und in menschlicher Nacktheit zum Kinde wird. Und wie unaussprechlich schwer ist das! Ich fühle das so lebhaft, daß ich mir in gewissen Augenblicken die Kraft und Willensmacht wünschen möchte, alle meine Steckenpferde, auch das bunte Pegasus-hobbyhorse,

in die Flammen der Verläugnung zu werfen, aber wie schwach bin ich und wie schwer sind alle solche Opfer! Zu glücklich, wer nicht wie Ananias und Saphira mit der einen Hand opfert und mit der andern das Zurückbehalten verbergen will [1].

An seine Schwägerin Luise.

Eutin, 7. Mai 1783.

Mag man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln! Ich soll Dir einen gescheidten Brief schreiben, ausgemergelt wie ich bin von dem Tischeln bei Hofe, von ungesalzenen Speisen und ungesalzenem Gewäsch. Ich habe einen dummen Streich dazu gemacht, ich habe Perlen vor die Säue geworfen und noch bin ich betrübt von dem Grunzen, welches sich erhub. Nachdem jeder gewöhnliche lieu commun erschöpft war, sprachen Einige, die sich weiser dünkten, von Journalen; da lief mir die Galle über und ich sagte: Tausendmal mehr Schaden thun die Journale, welche uns überschwemmen, als sie Gutes stiften, denn izt spricht Jeder mit, und Journale zeigen nichts als Oberfläche der Wissenschaft. Da ward denn von Jedes Brodwissenschaft, als von Einem das Noth ist, gesprochen, ich schwieg aber nun. Es ist eine herrliche Sache um das Schweigen, wenn es nur nicht so stolz machte. Denn was ist im Grunde schmeichelhafter, als wenn der gute Genius uns zuflüstert: Jean Jacques, on ne t'entend pas! Rousseau sagt einmal, diejenigen hätten der Welt einen schlechten Dienst gethan, welche den Zugang zu jeder Wissenschaft (freilich nur zu ihrem Vorhof, aber im Hofe grunzen die Säue) so gebahnt hätten; man hätte die Dornen ehren

[1] Vergl. Hennes, Stolberg und Herzog Peter von Oldenburg 203.

sollen, welche dem Halbwißler die Mühe zu groß machten. Der wahre Schüler der Wahrheit achtet des Ritzens nicht, und die durch Blut erkaufte Wahrheit ist immer die lauterste.

So weit hatte ich geschrieben, als ich zur Cour mußte, es war Concert. Mit einer Seele, die sich, als ich anfing den Brief zu schreiben, leer fühlte, hörte ich geigen, und es war mir, als weckte jeder Bogenstrich schlummernde Ideen; eigentlich hat sie Dein kurzes Briefchen geweckt.

O daß ich auf immer meine Agnes in Eure Hütte bringen könnte, beste Luise, wir wollten wie Wenige forschen, fühlen unsere Unwissenheit, und den großen Lehrer erwarten, der mit dem Professor nur die Sanduhr en commun hat. Wenn er sie umdreht, so fangen wir an wahre Erkenntniß zu lernen; diesseits der Sense ist's viel, wenn wir unsere Unwissenheit einsehen. Auch in der Absicht ist's wirklich unverzeihlicher Kleinmuth, Freund Hain für uns zu fürchten, und Selbstischheit, zu jammern, wenn er den Unsern früher aufschleußt. Es ist feinere Mondanität, als die Karten zu lieben, aber doch auch Frivolität, jammernde Frivolität!

Wie oft sonst in mir der Ehrgeiz mich kitzelte, so fühle ich doch izt weit heftiger den brennenden Durst nach Wahrheit. Freilich auch der kann zu ungeduldig glühen, denn wir Christen wissen genug, um in Erwartung von mehr ruhig sein zu können und zu sollen, und selbst dieser Durst ist nicht immer die beste Empfindung, deren wir fähig sind. Aber da wir jede Schwäche damit bemänteln, daß sie natürlich ist, so ist die Entschuldigung doch nirgends wahrer als hier, da wir on the Isthmus of a middle state, wie Pope sagt, stehen, hinter uns dunkle Nacht ist und vor uns trübe Dämmerung und der Augenblick vielleicht so nahe, da uns die Sonne aufgeht, gewiß nicht fern. Ich weiß wohl, daß dieses Streben nach Wahrheit uns gähren macht,

wie Most, aber aus Most wird Wein, und ich fürchte, daß aus dem meisten klaren Wein unseres Wissens nur saurer Essig werden kann. Der Most gähret in sich, wird aber im stillen Keller verwahrt und der klare Wein für bestimmtes Geld in den Weinhäusern geschenkt, und wie oft er dann geschwefelt ist, das weiß man. Glücklich, wer nur schwindlig und nicht vergiftet wird. Welche Schwärmer wir sind! Und warum? Weil wir fühlen, wie wenig des baaren Wissens ist und wir die Banko-Zettel verschmähen, welche der alte Pförtner Ruprecht nicht realisirt, denn so freundlich er auch sein kann, glaube ich doch, daß er die Stirne runzelt, wenn er das naar for langes unserer Philosophen und Theologen liest.

In Tremsbüttel wurde er am 30. Juli 1783 durch die Geburt seines ersten Sohnes erfreut und verbrachte dort den Herbst und Winter ‚in der langentbehrten Stille und Einsamkeit auf dem Lande mit Frau und Kind und Bruder und Schwägerin, in reicher geistiger Beschäftigung so friedsam und glücklich, wie nur die glücklichsten Menschen auf Erden leben mögen'. Im Januar 1784 besuchte er seine Hamburger Freunde, im Februar in Dreilützow in Mecklenburg seinen Schwager Bernstorff, der inzwischen, ein Jahr nach dem Tode Puletchen's, die aus ihrem Verkehr mit Goethe bekannte jüngere Schwester Auguste geheirathet hatte. Die ältere Schwester Catharina befand sich damals mit dem Grafen Friedrich von Reventlow und dessen Gemahlin Julia geb. Gräfin Schimmelmann auf einer Reise in Italien. Die Abwesenden setzte Friedrich Leopold über die Vorkommnisse innerhalb der Familie und über seine Studien in Kenntniß.

An seine Schwester Catharina.

Tremsbüttel, 31. Juli 1783.

Victoria, der Bub' ist da . . . Mutter und Kind befinden sich so wohl als möglich. Es ist schade, daß ich nicht katholisch bin, ich würde, wie die große und gute Maria Theresia that, ein Wachskind von der Größe des meinigen nach Loretto schicken und Du solltest es überbringen. Zwar der kleine Pepy war von Gold, aber ich wollte so viel Demuth und Andacht hineinkneten, daß das wächserne unserer lieben Frauen lieb sein sollte und aus Deinen reinen Jungfernhänden lieber wie das goldene. Es ist mir wirklich recht Lorettohaft zu Muthe, und wenn ich in den vorigen Tagen eine Pilgerschaft zu irgend der Kapelle einer Heiligen hätte thun können, so wäre mir im Gehen vielleicht manches Mal das Herz leichter geworden. Nun ich nicht gepilgert und gelübdet und gewachskindert habe, habe ich den Trost, daß ihn Gott desto mehr aus freier Gnade mir und meiner Agnes und uns Allen gegeben hat, und bitte ihn von Herzen, ihn gut und fromm werden zu lassen oder früh zu sich zu nehmen. Er wird Christian Ernst heißen nach seinen Onkeln und auch nach unserm Ernst[1].

Agnes sang ihrem Sohn das Wiegenlied, welches sie für ihre Schwägerin Bernstorff gedichtet:

‚Schlummre, Bübchen, schlummer' im Schoß
Deiner Mutter sorgenlos,
Keine Mücke nahet sich,
Meine Liebe wacht für Dich.

Für uns Beide wacht der Herr,
Kind und Mutter schützet Er,
Seine Kindlein klein und groß
Ruhen all' in seinem Schoß.

[1] Vergl. Hennes 217.

Hier in stiller Nächte Ruh'
Sieht Er Deinem Schlummer zu,
Hört mein inniges Gebet,
Das für Dich um Segen fleht.

Ueber Blumen schwebt Dein Fuß,
Dich umtönt der Liebe Gruß,
Wie Dein blaues Auge hell
Blinket Dir der Freude Quell.

Wachse, Bübchen, werde gut,
In Dir wallt ein edles Blut,
Bist von biederem Geschlecht,
Fürchte Gott und thue recht!' [1]

In einem andern Gedichte wünschte sie dem Sohne:

'Die Einfalt leite Deinen Fuß,
Die Unschuld sei in Deinem Gruß,
Die Freude webe sanft und mild
Den Schleier um der Liebe Bild,
Bis sie sich selbst Dir einst enthüllt
Und ganz die reine Seele füllt.
Dann tön' um Dich der Wonne Freudenklang
Wie süßer Nachtigall-Gesang,
Die Seele athm' in reiner Luft
Des Nektar süßen Blumenduft.
Ein wenig Gram, ein wenig Schmerz,
Ist oft auch heilsam für das Herz,
Es scheine Dir, wie's Mondenlicht,
Wenn's sanft durch Maienwölkchen bricht.'

---

[1] Schulz componirte das Wiegenlied. Vergl. Herbst 2, 275. Agnes war auch manchmal schriftstellerisch thätig. Von ihr ist in Stolbergs 'Insel' die Erzählung 'Aura'. 'Meine Agnes', schreibt Stolberg am 3. October 1788 an Bürger, 'ist die Psyche in der Insel; von ihr ist die Erzählung, welche der Psyche zugeschrieben wird.' Strodtmann 3, 200.

An seine Schwester Catharina.

Tremsbüttel, 8. Sept. 1783.

Ich habe eben mit Agnes den ersten Gesang vom Lehrgedichte (J. G.) Jacobi's gelesen. Ich bin ihm sehr dankbar, daß er es uns geschickt hat, bin aber in einiger Verlegenheit, ihm ein Urtheil darüber zu sagen. Es ist Lehrgedicht dans la force du terme. Ich könnte ihm sagen, daß ich von einem Gesang nicht auf's Ganze schließen kann, das wäre aber eine falsche und dabei elende défaite, die kein Dichter gelten läßt und weder gelten lassen, noch geltend machen soll. Das Wahre wäre, ihm zu sagen, daß er, in edleren Gefilden der Poesie groß, dieses verlassen sollte, aber ich wette, daß ihm dieses Gedicht izt das Liebste ist. Herzliche geistliche Lieder wären eher eine Arbeit für ihn, deren Nutzen und poetischer Werth auch viel größer ist, als der Nutzen und poetische Werth eines Lehrgedichts. Doch ich vergesse, daß Du izt den Thomson liesest. Dieser und Young machten zwar die besten Lehrgedichte (denn Virgil rechne ich nicht, weil sein Gedicht vom Ackerbau das einzige seiner Art und voller hoher Schönheiten ist), aber es sind Lehrgedichte, Vögel, die bald fliegen, bald mit langem Schnabel Frösche der Wiesen aufsuchen, Zugvögel, welche bestimmte Reisen weit reisen, aber immer in gemessener Entfernung über der Erde schweben.

Tremsbüttel, 27. Nov. 1783.

Es war mir an meinem Geburtstage ein sehr süßer Gedanke, daß Du meiner noch mehr, noch herzlicher als sonst gedenken, von mir mit unseren Lieben sprechen und tausend Erinnerungen der hellfarbigen Jahre zurückrufen würdest. Auch ich durchwandelte die blühenden Auen der Vergangenheit im sanften Abendschein der Erinnerung, und wie duftete mir's entgegen! Wie ward mir jedes Blümchen

zum Vergißmeinnicht! Ich wankte hin und her zwischen Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, denn Du weißt, daß auch ich ein Tagwähler bin. Wenn Young sagt, der Mensch habe weislich gehandelt, der Zeit eine metallene Stimme zu geben, welche jede Stunde schallt, so sagt er ein sehr großes Wort. Geburtstage sind feierliche Processionen, wo die verflossenen Jahre mit bunten Fahnen und Reliquien und dem sanften Thau des Weihwassers vor uns vorüber ziehen, indessen der ernste Chor der gottgeweihten Gedanken den Zug beschließt und von Zukunft singt. Ich möchte gern, daß Du die Angelika [1] antriebest, mir das Bild zu malen, von welchem Schönborn mir geschrieben hat. Ihre Idee war, nach der Beschreibung eines Mädchens in meinem Gedicht an die Grazien eins zu malen. So lautet die Stelle:

‚Suchet ihr mir, und bald, unter den freundlichen
Töchtern Deutschlands ein Mädchen aus!
Blau die Augen, ihr Haar golden und schlank ihr Wuchs,
Sanft die Seele, den Augen gleich,
Daß sie Priesterin sei euern Altären, früh
Wenn ihr winket der Morgenstern,
Ihr im leichten Gewand flattert die Morgenluft
Und im wallenden Schleierflor u. s. w.‘

Aber Du müßtest sehr behutsam es der edeln Schöpferin sagen, denn vielleicht hat der gute Schönborn ein Wort, das ihr entfallen ist, für Entschluß gehalten. Adieu, bestes Kätchen! Noch eins! Ich fürchte, der hohe Genius Italiens wird Euch, weil Ihr Eure Lampen nicht mit Erkenntniß der Sprache gefüllt habt, wie die thörichten Jungfrauen abweisen und zurufen: Ich kenne Euch nicht. Zum wenigsten ist soviel wahr, daß Ihr ihn nicht kennt [2].

---

[1] Kaufmann.

[2] Vergl. Hennes 228—229.

Tremsbüttel, 4. Jan. 1784.

Du frägst nach unserer Lectüre. Wir lesen täglich wenigstens zehn Stunden. Ich höre Dich fragen: wie kann man sich so das Beisammensein abkürzen? Ich meine, auch von der Seite verlieren wir nichts. Mit der Conversation ist's wie mit den Blättern der Sibylle, welche an Werth stiegen, je weniger ihrer waren. Wir sehen uns alle dreimal des Tages und dann bringt Jeder seines Honigs mit sich, welcher auf attischen Blumen gesammelt ward. Um Eure welschen Blüthen sammeln wir uns, so oft sie herüber duften. Ich lese für mich den Morgen noch den Plutarch. Wenn nur Homer und Plutarch übrig wären, so würde mich mein zehnjähriges Studium der griechischen Sprache schon tausendfältig belohnen. Ich lese alle Tage einen Gesang im Dante, und eine leichte Lectüre habe ich immer noch außerdem. Mit Agnes lese ich in diesen Tagen den Thomson aus. Jeden Tag lese ich ihr einen Gesang aus Vossens Odyssee. Die Ilias haben wir gelesen. Die Lebensläufe[1] sind bald aus. Mit Luise fange ich morgen den sechsten Gesang der Aeneide an. Dante hat hundert Gesänge; da werde ich also lange an lesen. Er ist gewaltig schwer, wiewohl ich ihn schon einmal gelesen habe. Nun bin ich noch in der Hölle. Ich habe von Pfenninger's prosaischer Messiade den ersten Band gelesen. Sie ist in dieser kalten, uneinfältigen Zeit doch eine willkommene Erscheinung, wie mir eine weihnachtliche Nürnbergische Flucht nach Aegypten oder die drei Weisen mit dem schönen Sterne sind.

Am 5. Jan. 1784.

Ich höre eben, daß Luise Dir auch einen unendlichen Brief geschrieben habe und noch schreibe. Welche Fracht-

[1] von Hippel.

wagen werden mit Euren Correspondenzen beladen werden! Daß wir Euch Allzubeneidenswerthen noch so lange Briefe schreiben, daß wir aus unserm ärmlichen Erdenwinkel Euch Schwelgenden Gaben des Geistes opfern, ist im höchsten Grade edelmüthig von uns. Aber auch edelmüthig von Euch, sie so gern haben zu wollen. Als der persische Bauer dem Xerxes, welcher aus Susa in Medien kam, einen Napf voll Erde und Wasser brachte, und dieser die kleine Gabe großmüthig aufnahm, wer war der edelste von Beiden? Ich glaube, — hier ward ich gestört und weiß nicht mehr, was ich glaubte. Liebes Kätchen, ich wollte, Du läsest die griechische Geschichte von Denina, o lasset einige Düfte des Alterthums auch in die bunte Existenz des Carnevals hineinwehen. Möchtet Ihr doch auch in recht schöner, paradiesischer Gegend irgendwo einige Wochen Euch in ländlichen Hütten aufhalten, etwa nach dem Carneval, um den reinen Odem der Natur Euch anwehen zu lassen. O wer kann ihn entbehren! In ihm leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechtes.

Wie ich mich der herrlichen Gemälde freue, die Ihr sahet, bedarf ich Dir ja wohl nicht zu sagen. Meine Seele liebet die Italiener, daß sie, so edler Ideale voll, Leben und Unsterblichkeit auf Leinwand gießen. O daß ich auch einst da schwelgen könnte! Und dennoch würden die hehren Spuren des Alterthums mich mit noch stärkerem Nectar in Italien tränken. O wer Hannibal nachreisen könnte! O wer in Tusculum mit den Manen des Cicero existirte, seine Schriften dort läse, seinen Genius zum Ausleger schwerer Stellen anrufen könnte! Wer den Plato läse, wo er und Hortensius, Cato und Brutus Nächte beim Schein der Lampe und den Schriften des göttlichen Plato durchwachten! Wer Brutus Leben im Capitol läse! O Kätchen! Kätchen!

Genieße! Schwelge! Komme trunken zurück, oder komme mir nicht vor die Augen!

Aber weder die Zaubereien des Pinsels vom Engel Raphael, noch vom Engel Correggio, der selig wie ein Engel war, als er sagte: anch' io sono pittore! noch die Sirenenstimmen der italienischen Musik, wo in Wallungen der Harmonie Pergolese's Geist unsichtbar schwebet, weder die Trümmer des Capitols, noch der ewige Dampf des Vesuvs, noch selbst die großen Manen der Helden würden mich so mit Wonne erfüllen, als die sanfteste Ruhe nach dem Genuß, wenn ich in einer kühlen Felsengrotte eines unbekannten Flüßchens mich hinlegte am weichen und warmen Busen der Natur und nur sie empfände, nur sie! wo ich selbst von Manen der Helden mich nicht stören ließe! So unbefangen, so eingelullt, daß ich, am westlichen Gestade liegend, die Sonne über die Gebirge von Epirus aufgehen sähe und im Anblick von Griechenland nur Land, im Aegeischen Meer nur Meer sähe, ganz Kind der Natur, zu sehr Kind, um Heldengröße beim Aufgang der Sonne zu empfinden, um Gefühl der Freiheit am Mutterbusen der Natur zu fühlen. Aber kann man zu solchem Gefühl hier auf Erden genesen? Muß nicht jede reine Naturcomposition für uns mit Menschenwerk versetzt werden? Ich glaube, daß Homer solcher Seligkeit werth war und genossen hat, aber dann dachte er nicht an die Muse. Dann lag er süß betäubt und die großen Bilder bildeten sich in ihm, wie im Meer der Wiederschein, ihm selber unbewußt. Seine göttlichen Lieder, was sind sie, was können Menschenerfindungen sein, als Nachbilder des Wiederscheines? Ach Kätchen, ist das nicht recht der Traum vom Schatten des Rauchs? Aber wo Rauch gesehen wird, da ist Flamme, und Freund Hain wird uns einst hinbringen an's wärmende, erhellende

Feuer, an welchem in größerer und kleinerer Entfernung sich Alles wärmt, was Leben und Unsterblichkeit hat.

An seine Gemahlin.

Hamburg, 14. Jan. 1784.

Ich habe die erste Stunde beim guten Toby [1] zugebracht, welcher herzlich dankbar ist für das süße Briefchen, das Du mir mitgegeben hattest. Er sprach viel von Dir und liebt Dich so von ganzer Seele! Süßes Weib, wer könnte auch Dich nicht lieben? Von ihm ging ich zu Klopstock, dem ewigen himmlischen Jünglinge, der auch im Umgange mit dem Weine seines edlen Geistes meine Seele immer tränket. Ich las ihm meine Elegie und die zwei Satiren und er las mir herrliche Stellen aus dem Hermann. Dieser wird bald ganz abgedruckt sein. Ich hätte Dir mehr schreiben können, wenn ich mich nicht im Heimwege von Klopstock verirrt hätte. Ich wohne dicht bei der Börse und in einem Labyrinth von Gassen. Endlich wies mich ein Jude zurecht und wollte nicht einmal Dank haben!

„Wie er den Weg mich führte,
Also leite ihn Gott zu jenen Hütten!“

Ich hoffe Dir Zeichnungen von Blumen, und Pinsel mitzubringen. Im Sommer soll es mir ein süßes Geschäft sein, Dir alle Blumen des Feldes und Waldes zu sammeln. Wir kleben sie dann in ein Buch und die schönsten copirt meine süße Agnes. Aber auch Landschaften muß ich von Deiner Hand haben. Ich muß mitten im Winter das Auge und das Herz in Deine Thale und Wälder spazieren führen können, und wenn mir dann nichts als die Nachtigall

---

[1] Mumsen.

fehlt, wird auch die [1] in meine Stube hineinschlüpfen und singen.

Am 16. Jan.

Ich sitze vor dem Fenster und vor meinen Augen ist immer verändertes Menschengewühl. Laß uns auch dafür unserm Vater danken, daß seine Hand uns in ländliche Hütten leitet. In der Stadt würden unsere Herzen nicht froh, würden selbst unsere Liebe nicht so empfinden. Die Aussicht aus Hensler's [2] Zimmer hätte ich Dir doch heute gewünscht. Die Elbe mit Bauernschlitten bedeckt. Hensler sagt, es wäre seit vierzig Jahren, ja noch mehr, seit Anno 1709 nicht so kalt gewesen, als diesen Winter. Einem Andern würd' ich's schwerlich glauben, ihm glaube ich Alles, ihm, dem ich mit Ruhe meine Agnes anvertraue.

An seine Schwester Catharina.

Dreilützow, 26. Febr. 1784.

Ich freue mich herzlich Deiner Freuden. Die Blumen der Freude blühen zwar überall, aber wie sehnt meine Seele sich so oft darnach, diejenigen zu pflücken, welche Dir izt in den schönen Gefilden des alten Saturnus duften, ach noch thauend von Tropfen einer Zeit, deren Sonne schon so lange unterging! Sammle ein, Kätchen, sammle ein, daß Du uns einst entweder am stillen Kamin, wenn nordische Stürme vor den Fenstern heulen, oder im Schatten des Waldes viel erzählen und mit einem Blüthenregen von Erinnerungen uns bedecken mögest! Den Vesuv würde ich Dir beneiden, wenn ich nicht immer an den Aetna

[1] nämlich Agnes selbst, die ‚wunderschön sang'.
[2] des berühmten Arztes Philipp Gabriel H.

dächte. Vesuv ist doch nur Virgil gegen Homer Aetna. Apropos von Homer. Ich gebe Dres, Christian, Jochen und Fritz[1] täglich eine Stunde im Homer. Hans hat nicht Lust. Sie lesen con amore den göttlichen Dichter, und ich hoffe gewiß, sie sollen ihn einst ganz in seiner Göttersprache verstehen. Ich lese nun den Sophokles; nichts minder Schönes dürfte ich nach Plutarch lesen. Er ist einer der größten und schönsten Dichter und griechischer Art, wie nur Griechen sind.

Am 8. März 1784.

Meine Landvogttrageselei wird mich lehren, jede Minute zum bessern Gebrauch zu sparen, aber bliebe ich frei, so wollte ich noch zeichnen lernen. Agnes zeichnet mit Bleistift und Tusche wirklich, ohne je Unterricht gehabt zu haben, allerliebste Landschaften. Izt arbeitet sie am Staubbach nach Alberti. Aber auch ihre selbst erfundenen unsterblichen Rechentafelgemälde sind allerliebst. Wer weiß, wie bald die Erde wie eine Rechentafel abgewischt und mit neuer Schrift beschrieben wird, und was ist dann alle moderne Unsterblichkeit! Die Alten haben einmal ihre wohlverdienten Jahrtausende des Ruhms gehabt. Ich freue mich, daß unsere lieben Alten auch das zum Voraus haben.

Im Mai 1784 reisten Friedrich Leopold und Agnes, Christian und Luise zur Cur nach Carlsbad, nachdem sie vorher die Freunde in Weimar besucht hatten. Aus Carlsbad schrieb Friedrich Leopold an Catharina:

Am 11. Juni 1784.

Du liebe treue Tagwählerin, wirst Dich heute meiner und Agnes' vorzüglich erinnert haben und auch Haugwizens. Er

[1] den Kindern Bernstorff's.

begann an dem Tage sein Leben, und ich ein neues[1], das mir von der Zeit an immer lieber geworden ist. Du windest Dir diese beiden Andenken in einen Kranz, Du emsige Blumenwinderin sichtbarer und unsichtbarer Kränze, genießest des Duftes und sprengest des Thaues um Dich her auf Deine lieben Begleiter, daß auch sie unser gedenken.

Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen sehr lieben Brief aus Venedig. Es freut mich von ganzem Herzen, daß Dir mein Gedicht[2] so lieb ist. Ich wollte, ich hätte den Traum geträumt, ich wollte, Emilia, die geliebte Himmlische wäre mir als Himmlische erschienen, da sie mir so manchesmal in ihren Träumen in ihrer vorigen Gestalt erscheint. Ich weiß dann im Traume, daß sie todt ist, oder mir ist, als sollte sie sterben oder weit von mir gehen, und werde traurig, um trauriger zu erwachen. Aber sie ist fern von uns, sie ist todt! Man muß sich vom Donner dieser Idee treffen lassen, um ganz zu empfinden, daß sie lebt, daß sie dort lebt, wo allein wahres Leben ist, wo man nicht unter Gräbern und Verwesungen weilt, bald der Seinen uneingedenk, bald zu tief an den Gram der schwülen Mittagsstunde dieses Lebens geheftet. Freilich kann sich das ganze Herz sehnen nach einer solchen Erscheinung. Sie würde den irdischen Staub in ein Eden verwandeln, aber wem sollte das Glück werden? Der, welcher es verdiente, würde es entbehren können, weil er die höhere Seligkeit ‚des nicht sehen und dennoch glauben‘

[1] am Tage seiner Vermählung, den 11. Juni 1782.

[2] ‚der Traum‘, an die Gräfin von Reventlow, in den Gesammelten Werken 1, 376—405. Goethe nannte den ‚Traum‘ ein ‚recht himmlisch Familienstück‘. ‚Man muß‘, schrieb er, ‚sie (die zum Stolberg'schen Kreise Gehörigen) kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen.‘ Vergl. Menge 1, 136.

kennen und empfinden würde. Der reiche Mann sehnte sich im Leben nach Gold und Purpur und nach dem Tode nach Erscheinungen — immer nach Tand, nur mit dem Unterschiede, daß wir groß genug sind, das Eine entbehren zu können, und zu sinnlich, um nicht uns nach dem Andern zu sehnen, was uns Bedürfniß scheint und doch nicht Bedürfniß sein sollte! O wer ruhig erwarten könnte! Aber so elend sind wir, daß wir in unsern besten Stunden diese edle Ruhe nicht haben und in den andern die Betäubung des Leichtsinnes, welche viel unedler als die Unruhe ist.

Liebes Kätchen, ich bedürfte, daß ich von Dir getauft würde, und predige Dir — doch es floß mir aus dem Herzen, aus dem immer vollen Born, aus welchem salziges und süßes Wasser beständig fließt und fließen wird, bis Freund Hain der ganzen wässerigen Existenz ein Ende macht und uns Gottes Weinkeller aufschließt.

Wenn ich bedenke, wie sichtbar mich Gott bisher geleitet hat, wenn ich den 11. Juni das bedenke, so schäme ich mich jeder ängstlichen Sorge. Man klagt, die Vorsehung leite uns mit umwölkter Hand, aber sie wird oft zur sichtbaren Wolkensäule, die uns bei Tage leitet, in jener Nacht wird sie Flamme werden! Wie hat sie Dich, nicht durch die Wüste, sondern durch die Paradiese von Welschland, in der Gesellschaft solcher Freunde geleitet! Kätchen, Deine mit Bleistift geschriebene Apostrophe an Italien ist wunderschön, ist ein herrliches Gedicht. Da war Deine Muse nicht stumm. Am Vesuv hat sie ihre Fackel angezündet, und sich im Lande, wo der Lorbeer heimisch ist, gekränzt.

Wir haben weder Alpen noch Apeninnen auf dieser Reise gesehen, aber der Harz und das Erzgebirge sind sehr schön.

In Weimar ward uns von Herzen wohl. Goethe war ganz der alte geist- und liebevolle Goethe und fühlte sich um neun Jahre verjüngt. Er ist zwar noch nicht alt, just zwischen meinem Bruder und mir, aber acht Jahre fataler Geschäfte sind doch keine kleine Zeit. Herder ist sehr interessant, in Manchem mir räthselhaft, aber sein liebevolles Herz, seine wahre Liebe für uns blieb kein Räthsel. Goethe hat dicht bei der Stadt ein Gartenhäuschen, in einem Wäldchen am Fluß bei Felsen. Durch unendlich schöne Felsengänge geht man hin. Hier hat er drei Jahre Winter und Sommer gewohnt. Oft ging er im Mondschein durch die Felsengänge aus der lärmenden Stadt zurück, oft im Winter über tiefen Schnee beim Glanz der Fackel. Da schwand ihm das Gewirr des Tages schnell und hohe Erscheinungen gingen in ihm auf. Mehrere Geschäfte zwangen ihn, diese süße Einsiedelei zu verlassen. Die höchsten Rosenstöcke, die ich je gesehen, und Gaisblattranken umziehen das ganze Haus und rundumher singen nahe Nachtigallen. Ach! Kätchen, wenn solche Erscheinungen möglicher Glückseligkeit im Schoße freier Ruhe vor mir übergehen, ich sie ansehe und dann von allen Seiten Geklirr der Ketten mich aus der süßen Täuschung herausschreckt. Hier sind keine Hütten zu bauen, überall die Karawanserei, in welche der weise Derwisch sich hinlegt. Gott gebe, daß wir auf der Pilgerschaft uns oft begegnen, oder vielmehr viel miteinander durch's Leben gehen könnten[1].

[1] Vergl. Hennes 241—243 und den Brief Stolberg's an Voß (Weimar am 2. Juni 1784) bei Herbst 2, 26—29. Ueber Wieland heißt es in diesem Briefe: ‚Mehr Schwäche des Charakters, als ich sonst an ihm sah, ewiges Schwanken des Geistes, ewiges Hinundherwiegen zwischen wahrer Bonhomie und Eitelkeit (doch nicht Eitelkeit

Am 9. Juli 1784.

Vieles haben die Jahre und die Welt und die Stadtluft getrübt, und ich fühle mich oft entartet wie ein verpflanzter Baum, aber doch sauge ich mit Wurzeln und Zweigen immer dürstend und immer getränkt an der Mutter Erde und am Thau des blauen Himmels und fühle, welcher Art ich bin, und sehne mich so sehr, wie man nicht vergeblich sich sehnen kann, immer tiefer und tiefer einzusinken in die Arme der Einfalt und der Natur und zum Kinde zu werden in so manchem Sinn! zum Kinde zu werden auch in dem höhern Sinn, welcher die größte Verheißung hat, von Dem, der auch Kind ward, auf daß wir die Kindschaft empfingen. In der Absicht grauet mir vor Kopenhagen und vor Allem, was Stadt und Hof heißt. Ich fühle es, wie wohl mir im stillen Neuenburg werden könnte mit meiner Agnes, die nicht bedarf zur Natur zurückzukehren, die noch und schon Kind ist in jedem lieben Sinne des Wortes. Aber die Actenarbeit dräuet mir zu schrecklich, und durch welche Scylla und Charybdis muß ich steuern, wenn ich ein kindlicher Landvogt sein soll!

---

eines Franzosen), zwischen Gefühl des Wahren und Pyrrhonismus, ist Wieland's wahre Existenz.' Welchen Eindruck die Gräfin Agnes auf Goethe machte, ersieht man aus dessen Aufzeichnungen in den Tag- und Jahresheften (Werke 21, 275), wo es heißt: ‚Ich habe mich in ihren blühenden, schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus freiem, heiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Durchaus spielte sie die Rolle des Engel-Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte.'

Ueber Scylla und Charybdis und über's Kindliche fällt mir natürlich Homer ein, den ich mit mehr Empfindung als je lese. Das gibt mir Hoffnung an mir selbst. Der liebe, freundliche, alte, blinde Halbgott tränket mich mit einem Nectar, der, wie die Milch der Natur, immer labt und immer sehnenden Durst zurückläßt. Ich hoffe ihm im Himmel zu danken für seine Ilias und Odyssee, und o daß ich auch hoffen könnte, Ilias und Odyssee in Himmelssprache übersetzt, das ist in himmlische Ideen übertragen und verwandelt, auch dort noch zu lesen.

Carlsbad, 16. Juli 1784.

Es ist jämmerlich anzusehen, wie die mit ewiger Langeweile behafteten Menschen sich versammeln, um froh zu sein. Mit wem soll man dieses Geschlecht vergleichen? Es ist doch gewiß wahr, daß der kleinstädtische Ton bürgerlicher compères und commères nicht so einförmig, so gedankenleer und dumm ist, als la conversation des hommes comme il faut, de ces dames aimables qui font le charme d'un cercle. Von den Unterredungen gemeiner Landleute sage ich nichts. Es existirt gewiß keine Wirthsstube in Deutschland, welche nicht reicher an Witz, Fröhlichkeit und Originalität wäre, als irgend ein Hof in Europa. Selbst von dänischen Bauern, die Sclaven der Sclaven eines Despoten sind, entlehnte Holberg's mäßiges Genie Züge, die allen Witz französischer Romane übertreffen. So ist auch in der Nachahmung noch der Tabaksgeruch erträglicher als der Muskus, und die Branntweinglut einer verbrannten Wange minder häßlich que le rouge et le fard qui croit imiter la santé et la jeunesse en cachant mal les traces des vides, de l'ennui, de la décrépitude et souvent du désespoir.

Wie neugeboren komme ich zurück von einer ganz kleinen Promenade, die ich eben mit Agnes gemacht habe. Um uns her (wir standen bei einer kleinen Capelle auf einem Hügel) sahen wir mit Wald bedeckte Berge, Kornfelder, Wiesen, den Fluß im goldenen Sonnenschein des Abends. Unter uns — tief unter uns, wie sich's gebührt — war die Stadt mit allem beau monde, und mir fiel ein, was der Spectator bei einer ähnlichen Gelegenheit sagt: how nonsensically does the world appear to those that are above it.

Aus Dresden schrieb er am 5. September: ‚Du erwartest, daß ich Dir heute schreibe, bestes Kätchen, und zum Glück erhasche ich eine frühe Viertelstunde, in welcher ich es thun kann. Seit drei Wochen hoffte ich vergebens darnach. In einem solchen Taumel habe ich nie gelebt. Es thut mir leid, daß ich die schönen Gegenden hier nicht mit mehr Ruhe gesehen habe. Einige sind wunderschön. Sie erquickten mich oft, wenn ich der Erquickung bedurfte, aber eben darum genoß ich sie weniger. Dem gejagten Rehe säuselt das Schilfrohr nicht, ihm singt nicht die Nachtigall, wenn endlich der Busch es verbirgt und der Quell es kühlt.

Den guten Ebert und den guten Eden sehen wir täglich sehr viel. Der junge Spalding ist aus Berlin gekommen, um uns zu besuchen. Es ist ein sehr guter, interessanter junger Mensch.

Die schönen Gegenden, die Freunde, gute Menschen, die Gallerien, die Statuen, Naumann's Musik, seine Harmonika, Malen lassen, Seccatoren, Minister, Appellationsräthe, Advocaten, der Hof, siehe da unsere bunte Existenz, bunt wie ein Narrenmantel, an welchem mancher Seccatore seine Schelle anhängt. Gestern waren wir mit Eden und

Fergusson in Eden's Weinberg. Er liegt sehr schön, unendlich schön, zwischen kleinen Bergen und Holz, über einem sehr schönen Thal und hat weite Aussicht über die Elbe und mannigfaltige Ufer von Gebirgen umkränzt. Ich bin nicht gesammelt genug, Dir die hiesigen Gegenden recht beschreiben zu können. Im Ganzen ziehe ich nicht nur die seeländischen, sondern auch die schönsten holsteinischen ihnen wegen des weit größern und höhern Holzes vor, wiewohl auf den kleinern hüglichten Ufern und waldigen Thälern an der Elbe, oder auf kleinen moosigen Felsenspitzen an schlängelnden überlaubten Bächen himmlische Stellen hier zu finden sind, nach welchen man sich in Holstein und Dänemark umsonst sehnen würde.

Gustchen und Bernstorff haben noch immer die Idee, daß ich noch diesen Herbst als Gesandter nach Kopenhagen kommen soll. Ich kann gar nichts dazu thun. Il épie un moment favorable, etwas zu thun und hat noch nichts gethan. Er pressirt mich, nach Eutin gleich hinzureisen, wiewohl ich nichts dabei thun kann, nichts dabei thun will, als es annehmen und gute Conditionen machen, wenn es mir angeboten wird. In wie vieler Absicht es mir lieb wäre, weißt Du, aber dennoch kann ich Menschenblöder und Naturverwöhnter mich nicht an die Idee des Stadtlebens gewöhnen, und wenn Du mich nur in Neuenburg besuchen wirst, so wirst Du finden, daß ein Besuch dort mehr ist, als séjour in Kopenhagen. Nur die Acten schrecken mich, und doch habe ich vielleicht Unrecht, den Zwang der Dinge nicht auch hierbei weniger zu fürchten, als Menschenzwang [1].

[1] Vergl. die Briefe bei Hennes 245—254.

Nach der Rückkehr von Carlsbad wurde Stolberg's Urlaub vom Herzog verlängert und er folgte mit seiner Gemahlin einer Einladung Bernstorff's nach Kopenhagen, wo am 4. Mai 1785 seine Tochter Maria [1] geboren wurde.

‚Gott wolle alle Euere Wünsche erhören für meine kleine Maria', schrieb er am 17. Mai an Christian, ‚sie ist auf Ihn geworfen vom Mutterleibe an, und wenn Sein Sohn noch sichtbar auf Erden wandelte und die kleine Maria dem Beispiel ihrer großen Pathinnen folgte, so würde ich stolzer sein, als hätte ich alle Helden Plutarch's gezeugt.'

‚Du weißt gewiß schon', fährt er in demselben Briefe fort, ‚daß der arme Gerstenberg [2] seine Frau verloren hat. Der arme Gerstenberg! Ach an welchen Fäden hangen die schönsten Freuden des Lebens. Wenn ich an solche Trennung denke, so sehne ich mich nach dem Tode, statt daß die Meisten dann durch sein Bild geschreckt werden. Aber ich sehne mich nicht ohne Schrecken. Philosophie und Religion stärken die zagende Natur mit wahrer Kraft; jede Naturstärke gegen den Tod ist Betäubung. Und die Tröstungen der Philosophie sind sehr zweifelhaft. Die Kluft, welche ein geliebter Scheidender offen läßt, klafft viel schrecklicher als das Grab. Zuviel Freudigkeit ist auch oft Täuschung!'

‚Wir berauschen uns in Lavater'schem Branntwein, um gegen den König des Schreckens stehen zu können. Ach was sind unsere Empfindungen, unsere Entschlüsse, unsere ganze Existenz, als ein Gewebe von Illusionen! Unsere Freudigkeit ist maskirte Furcht, unsere Vernunft starrende Gleichgültigkeit, unser Glaube Einwiegung, unsere Selbst-

[1] Nach dem Tode der Mutter wurde sie Mariagnes genannt.

[2] der Dichter des Ugulino.

verläugnung seine Selbstgefälligkeit! O wer wird uns erlösen vom Leibe dieses Todes!'

In Kopenhagen und schon während der Reise dorthin schrieb er wie im Fluge seine drei Dramen ‚Timoleon', ‚Theseus' und ‚Der Säugling'; an dem Theseus arbeitete er nicht länger als dreizehn Tage. ‚Ich arbeite', schrieb er, ‚oder vielmehr es arbeitet in mir und gewinnt Gestalt qualemcunque.' Daß die Feile fehlte, wußte er selbst, aber, sagte er, ‚hat mir Vulcan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme. Pläne machen ist mir so unmöglich, als ein Buch über die Freiheit des Willens schreiben. Ich meinte aber, eine solche Handlung wie Timoleon's, mit dem Feuer, das ich habe, dargestellt, müßte sich durchschlagen, wie ein alter Ritter sich durch geschildete Schaaren schlug. Auch war mir Timoleon's Charakter nicht das Hauptinteresse, so unendlich ich ihn auch ehre, sondern die Freiheit von Corinth.' Von dem ‚Säugling', einem allegorischen Mythus über die Kindheit Homer's, sagt er: ‚Ich habe Nichts mit mehr Feuer, Nichts tiefer aus dem Innersten meines Herzens geschöpft, nie so con amore gedichtet.'[1] Mit Recht erklärt ein neuerer Kritiker das Stück für Stolberg's schönste und vollendetste Dichtung[2].

‚Alle einfach classisch dramatische Schönheit nimmt meine ganze Seele hin', schrieb Friedrich Leopold, und diese Schönheit wollte er in dem gleichzeitig von seinem Bruder Christian gedichteten Drama ‚Otanes' erkennen. Er war von demselben ‚entzückt und hingerissen'. ‚Herzlichen Dank', schrieb er dem Bruder, ‚für Deinen göttlichen Otanes. Weit

[1] Vergl. Herbst 2, 32—33. Menge 1, 137—139.

[2] Wolfgang Menzel, deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit 3, 177. Vergl. Menge 1, 142.

mehr als ich sagen kann, erwartete ich, aber wie sehr hast Du noch meine Erwartung übertroffen! Jede Scene ist herrlich, jeder Charakter ein Meisterstück. Die Chöre sind voll der höchsten Begeisterung. Und bei dieser orpheischen Trunkenheit welche Grazie! Welche Blümchen im silbernen Henkelkörbchen! Wahre Vergißmeinnicht, die die Musen und Grazien Dir im ewigen Kranze des Ruhmes gewunden haben! Und welche moralische Wirkung muß und wird dieses Stück hervorbringen! Aber nun fordere ich Dich im Namen aller Deutschen auf, im Namen der Nachwelt Dich auf: sei den Musen, die Dich mit ihrem schönsten Kranz gekränzet haben, treu! Wetteifere mit Dir selbst! Suche in andern Stücken den Otanes zu erreichen, so wird Keiner Dich überfliegen. Ich freue mich Dein, wie die Seligen:

‚Sich im Himmel des Heils der Mehrbegnadeten freuen!'

‚Nun sollen aber', fuhr er fort, ‚unsere beiden Lieblingskinder, der Otanes und der Timoleon, nicht selbander, sondern mit einigen Brüdern erscheinen, wenn Du meine Bitte hören willst. Jeder von uns muß noch ein Drama machen oder mehrere, und dann geben wir kühn heraus: „Schauspiele mit Chören". Mein Genuß war desto größer, da ich noch voll von der Geschichte im Herodot war und just den Tag vorher die Geschichte der Parther im Xenophon gelesen hatte. Unter Anderm bewundere ich auch die Adlereile, mit welcher Du gedichtet hast. Hast Du dabei schlafen können?' ‚Ich freue mich', heißt es in einem spätern Briefe, ‚auf die Ausgabe Deines Sophokles und daß Eckert ihn drucken wird. Wenn Du die Arbeit zur Hälfte übernehmen willst, so möchte ich wohl, daß wir zusammen den Euripides übersetzten. Wenigstens sechs oder acht Stücke. Nach Homer kannte kein Dichter so das Herz. Ich habe nun eben

Göthe's Iphigenie im Griechischen gelesen. Göthe hat herrliche Züge hinzugethan, herrliche ausgelassen, und wenn beide Stücke Originale wären, so würden dennoch die Schalen der Wage zwischen Euripides und Göthe schwanken, wenn sie ja gleich schwankten. Ich glaube doch, selbst dann würde die Schale des Griechen die schwerste sein.'

Die ‚Schauspiele mit Chören' enthielten von Friedrich Leopold außer dem ‚Timoleon', ‚Theseus' und dem ‚Säugling' noch ‚Apollon's Hain' und ‚Servius Tullius', von Christian außer dem ‚Otanes' noch ‚Belsazar'. ‚Wer die Stolbergischen verschwisterten Musen kennt', schrieb darüber Reinhold im ‚Deutschen Mercur', ‚der erwartet an diesen neuesten Proben ihrer Fruchtbarkeit, was wir an denselben wirklich gefunden haben — ächten, angeborenen, an der Quelle der Natur und der griechischen Kunst genährten Dichtergenius; Reichthum an neuen, durch Gegenstand, Zeichnung und Colorit gleich anziehenden Gemälden; an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken; an großen und herzerhebenden Gesinnungen und endlich eine originelle und beiden Dichtern, bei aller ihrer übrigen Verschiedenheit, gemeinschaftliche Diction voll Energie und Schönheit.' Die Schauspiele machten den ersten glücklichen Versuch, ‚die griechische Tragödie für die deutsche Bühne brauchbar zu machen, und besonders den Chor der Griechen auf ihr wieder einzuführen.' ‚Der Gedanke', sagte Friedrich Leopold in einem Briefe an Christian über die gemeinsame Arbeit, ‚daß wir Beide zusammen für Tugend und Freiheit dichten, und soviel wir können dazu beitragen, die Herzen der Menschen zu erheben und die Ketten des Vorurtheils mit frommen Händen zu brechen oder am Strahl der Wahrheit und Poesie zu schmelzen, ist mir gegenwärtig mehr als jemals süß.'

Stolberg's Hoffnung, ‚im stillen Neuenburg nun bald das Tagewerk des Amtes zu beginnen und jede freie Stunde für religiöse und philosophische Studien, für die Beschäftigung mit den Alten und für die eigene Muse zu erübrigen', ward durch den am 6. Juli 1785 plötzlich erfolgten Tod seines ‚lieben, gütigen Herrn', des Herzogs Friedrich August von Oldenburg, vereitelt. Er erhielt nämlich den Ruf, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, um dem russischen Hof die officielle Nachricht von dem Ableben des Herzogs und dem Regierungsantritt des neuen Fürsten, Peter Friedrich Ludwig, zu überbringen.

‚Wiewohl ich', schrieb er an Christian am 24. September 1785, ‚keine gute Seite dieser Reise entdecken kann, bin ich doch versichert, daß sie zu etwas gut sein wird, weil Gott mich diesen Weg führt. Es sei fern von mir, kleinmüthig zu murren. Gott führt mich. Jeder andere Trost ist commérage. Ich habe nicht die geringste Neugierde, Petersburg zu sehen. Das wenige Interessante, was ich etwa sehen werde, ist nicht der Reise, geschweige der Entbehrungen werth, welche diese Reise nothwendig macht. Alles, was ich sehen werde, ist wahrlich keine Thräne von Agnes werth. Wenn mir etwas Trauriges widerfährt, und ich mich mit Muth rüste, fange ich immer damit an, jeden falschen Trost, jeden commérage, er meine es noch so gut, von mir zu verbannen. Der wahre Trost duldet solche Gesellschaft nicht.'

Vor der Abreise schrieb er seiner Agnes in's Gedenkbuch: ‚Die väterliche Hand unseres Gottes ist mehrentheils umwölkt, aber dem einfältigen Auge der Ihm ergebenen Seele zeigt sie sich in ihren Führungen. Sieht sie nicht wie der junge Tobias den Engel, der auch ihr zum Begleiter gegeben ward, so weiß sie doch, daß Gott seinen

Engeln Befehl gegeben hat, daß solche sie begleiten auf allen ihren Wegen, und auf Händen sie tragen, daß sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoße.'

Auf der Reise lernte er in Königsberg den ‚Magus des Nordens', Johann Georg Hamann, kennen, ‚einen', sagt er, ‚im Umgange erfrischenden und stärkenden, von religiösen Ideen durchglühten Mann'. Besonders lieb wurde ihm Hamann's Ausspruch: ‚Unser Geist ist nur alsdann wachend anzusehen, wenn er sich Gottes bewußt, ihn denkt und empfindet, und die Allgegenwart Gottes in und um sich erkennt, wie die Seele eines Wachenden ihre Herrschaft über den Leib, und der Leib die Eindrücke eines geistigen Willens ausdrückt. Ein Mensch, der in Gott lebt, wird sich daher zu einem natürlichen Menschen verhalten, wie ein Wachender zu einem Schnarchenden in tiefem Schlaf, zu einem Träumenden, zu einem Mondsüchtigen.'

An seine Gemahlin.

Rositten, 9 Meilen hinter Königsberg, 8. Oct. 1785.

Ich ging den Morgen zu Hamann, Herder's, Lavater's, Göthe's und Claudius' Freund und Orakel, fand ihn nicht zu Hause und brachte bei anderthalb Stunden bei seiner Frau zu, einem Hausmütterchen, mit dem man eigentlich von nichts sprechen kann, und bei welchem mir Zeit und Weile lang ward, gleichwohl hatte sie Einfalt und Bonhomie, die mir gefielen. Endlich kam Hamann, ein sehr interessanter, sehr sonderbarer Mann. Er hat zuweilen das Ansehen, nicht drei zählen zu können, und gleich darauf strömt er über von Genie und Feuer. So kindlich im Wesen, zuweilen so but und doch so tief, so wahrhaft philosophisch, und das mit einer Herzlichkeit, Naivetät, Offenheit, Entfremdung

von Allem, was Welt heißt, daß er mir sehr lieb und sehr interessant ward [1].

Sandkrug, Memel gegenüber, 9. Oct. 1785.

Den heutigen Tag habe ich mit Lesung Deiner Briefe und des schönen Liedes, das Du mir abgeschrieben hast, und des 13. Capitels an die Corinther, unserem von Dir gewählten Brauttext, gefeiert.

Nimmersatt, 10. Oct. 1785.

Laß unsere beständige Losung sein:

„Keiner Trübsal Tiefen scheiden,
Weder Tod noch Leben scheiden,
Nichts, was izt und künftig ist,
Scheidet uns von Jesus Christ!

13. Oct. 1785.

Mich verlangt sehr nach Nachrichten von der guten Ahlemann. Gott tröste den lieben Mann, wenn er sie verlieren sollte. Ach, süßes Weib, das Schwert des Herrn hängt auch unsichtbar über unsern Häuptern, aber seine Gnade währet ewiglich. Wenn uns das bessere Leben vereinigt, hängt kein Schwert mehr über uns, und wir werden uns noch überschwänglich mehr lieben als izt.

Weichhof, 12. Oct. 1785.

Nun bin ich noch sieben Meilen von Mietau. Ich habe gestern und heute schöne Gegenden gesehen. Aber die Idee der unmenschlichen Leibeigenschaft, die in diesem Lande ist, und das Ansehen von Elend, das die Bauern in diesem fruchtbaren Lande haben, empört mir das Herz.

---

[1] Hamann legte auf Stolberg's Besuch ein großes Gewicht. Vergl. die aus seinen Briefen citirten Stellen bei Menge 1, 144—145.

Mietau, 14. Oct. 1785.

Wir gingen gestern zu Taube[1], wo eine Gesellschaft von vierzig bis fünfzig Personen war. Man spielte, aber die Meisten spielten nicht, sondern machten Conversation und ich amüsirte mich mit Einigen recht gut. Die Freiheit gibt allen Leuten hier auch in Gesellschaft ein air aisé und einen Ton, der mir sehr gefällt. Der Lieutenant und Professor ist so wenig genirt durch die Gegenwart der ersten Minister, als wären sie ganz gleich. Schlecht und recht, sehr offen und im Ganzen genommen sehr unterrichtet sind die Leute hier. Mir erweist man Ehre, wie man sonst in Griechenland den Dichtern Ehre erwies. Complimente macht man fast nicht. Einige Adelige und Bürgerliche sprachen gegen die Leibeigenschaft mit dem erzürnten Unwillen, mit dem ich von solchen Dingen zu reden pflege, in Gegenwart Anderer, die nur durch Stillschweigen andere Meinung zeigten. Du kannst leicht denken, daß ich die Gelegenheit nicht fahren ließ, gewaltig zu reden, und nicht, wie bei uns die Schriftgelehrten. Manche, die ziemlich weit wohnen, haben sich Boten aus der Stadt schicken lassen, um meine Ankunft zu wissen, und sind hereingekommen. Die Ehre widerfährt in Deutschland einem Dichter selten. Nach meinem Bruder fragt man mich mit eben dem Interesse und wünscht so herzlich, ihn zu sehen. Und Mancher und Manche fragt nach meiner Agnes und dann wird mein Gesicht immer verklärt.

In Petersburg erwarb sich Stolberg, wie von Ungern-Sternberg an von Halem meldete, ‚den Beifall der höchsten Herrschaften in einem ganz vorzüglichen Grade‘. Die Kaiserin Catharina, die seinen Homer mit vielem Eifer las, zeich-

[1] Kanzler in Mietau.

nete ihn durch die Verleihung des großen St. Annenkreuzes aus, aber es war ‚ihm nicht wohl inmitten des übertünchten Hofwesens, und er floh die Gesellschaft der Höflinge und ihrer Damen wie die Pest‘.

An seine Gemahlin.

Petersburg, 26./27. Oct. 1785.

Ach Gott, mit welcher schweren Kette hält die große Welt ihre Sklaven von den Freuden des Lebens zurück. Und jeder küßt die Kette, in welche ich immer beiße! Eben ist Klinger bei mir gewesen. Sage meinem Bruder, Klinger wäre lange so brausend nicht mehr. Wiewohl ich ihm gut bin, hatte ich mich doch vor ihm gefürchtet. In den wenigen Stunden, die der leere Taumel mir übrig läßt, bedarf ich stiller Freuden und der Ruhe, und ein brausender Kumpan würde mich Ermüdeten ermatten.

Am 28. Oct. 1785.

Ich danke Dir von ganzer Seele dafür, daß Du aus Weisheit strenge sein kannst und Ernst[1] mit Nachdruck für seinen bösen Eigensinn züchtigest. Einige wohl angebrachte Ruthenstreiche können ihm vielen späten Kummer, und Sünde, die schlimmer als Kummer ist, ersparen. Es freut mich sehr, daß er nach der Strafe nicht aigrirt, sondern sanft und reuig ist. Das ist gewiß Zeichen eines guten Herzens.

Am 30. Oct. 1785.

Gestern Abend war ich in einer sehr großen Gesellschaft bei Cobenzl, wo von den französischen Schauspielern Cinna von Corneille gespielt ward. Eigentlich geschah es Potemkin zu Gefallen. Ich habe den Cinna seit zwanzig

[1] den Sohn.

Jahren nicht gelesen und erinnerte mich doch immer, was nun kommen würde. Es sind große Schönheiten darin, wiewohl es nach Art und Weise französisches Machwerk ist. Nachher ward eine kleine Comödie gegeben. Es war Witz und Laune darin und einige Acteurs spielten recht gut. Die Franzosen reüssiren zuweilen, wenn sie sich selbst lächerlich machen wollen.

Petersburg, 3. Nov. 1785.

Ich habe heute die drei ersten Gesänge des besten portugiesischen Gedichtes in der französischen Uebersetzung gelesen. Noch gefällt es mir im Ganzen nicht sehr. Es ist schimmernde Imagination darin, aber mehr schimmernd als lebendig. Ich liebe Blumen glänzend von Thau und Sonnenschein, dieß aber sind Edelsteine schimmernd von Kerzenstrahlen, und sehr oft sind die Edelsteine nicht echt.

Am 11. Nov. 1785.

Was Du von Ernst erzählst, ist allerliebst, daß er Kätchen kennt und sich der Blumen und Bäume in Bernstorff gleich erinnerte. Nun wird er mich doch gewiß auch wieder kennen. Mein Herz hängt sehr an den Kindern, aber doch vorzüglich an Ernst, und gleichwohl ist mir oft, als hätte ich das süße kleine Mädel ebenso lieb. Gott wolle sie Beide segnen mit dem einzigen Segen, der den Namen verdient.

Er gibt und nimmt von dem irdischen, nimmt nicht,
Ewiger Theil, von Dir!

Ach, wir wollen sie ganz Gott hingeben zu Leben und zu Tod! Sie sind auf ihn geworfen vom Mutterleibe an! Das ist ein sehr großer Gedanke! Wie unglücklich wäre ich, wenn die Mutter meiner Kinder eine Weltfrau wäre. Du frommes Weib heiligest die Kinder und den Mann!

Gestern und heute habe ich S. nicht gesehen. Er ist kalt, mürrisch, hat Verstand, ist frivol, im Ganzen mir fatal. Der wahre Verstand freut sich des inneren Feuers, das im Herzen brennt, und bewacht es wie eine Vestalin und wärmt sich daran. Der frivole Verstand ist ein Brandmajor, der immer bang ist, daß das Fünkchen brennen oder ein fremdes Fünkchen hineinfallen möchte.

An seine Schwester Catharina.

Petersburg, 11. Nov. 1785.

Mein Gott, wie haben die Menschen sich vom Wege der Freude verloren. Das ist und bleibt mir immer unbegreiflich, daß das Leben der Weltlinge für ein Leben der Freude gehalten wird.

An seine Gemahlin.

Petersburg, 12. Nov. 1785.

Ich habe[1] zwei allerliebste Gemälde von der Angelika[2] gesehen, das eine kennst Du im Kupferstich, die Grazien, die den Amor an einen Baum gebunden haben und ihm den Bogen zerbrochen. Eine nämlich, die himmlisch schön ist, kniet und zerbricht ihm den Bogen, die beiden anderen laufen zürnend auf ihn zu und werfen ihn mit Blumen. Hier sind verschiedene Gemälde von Angelika; der Großfürst hat auch einige sehr schöne. Aber das, was ich Dir eben beschrieben habe, ist das schönste von ihr, so ich kenne. Wenn die Here mir doch bald das Bild schickte, was sie mir versprochen hat.

[1] beim Grafen Narischkin.

[2] Kaufmann.

Petersburg, 20. Nov. 1785.

Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich in Mietau, vielleicht schon weiter. So Gott will, nämlich! Es kann mir oft bei menschlichen Planen bange werden. Laß uns keinen ohne Den machen, der die Sonnen am Himmel und die Raupe mit Liebe leitet. Wir sind mehr, denn viele Sperlinge! Und keiner fällt ohne seinen Willen!

Was Du mir von unserm lieben Ahlemann sagst, rührt mich unaussprechlich. Ach, wenn wir einen solchen Beichtvater hätten statt unseres drögen — heißt er nicht Eberhardi?

21. Nov. 1785.

Wenn wir in unserm stillen Neuenburg zusammen sind, wollen wir unser Leben mit dem Taumel des Stadtlebens vergleichen. Ach es wird mir sein, wie uns heute vor einem Jahr — nein, gestern vor einem Jahr — war, als wir aus dem Schiff stiegen, worin uns der Sturm herumgeworfen hatte. Morgen wird's ein Jahr, daß wir in Kopenhagen ankamen. Wir haben Vieles in dem Jahr erlebt, aber viel mehr Gutes als Böses! Ich träume fast immer von Clauswitz[1]. Ich bin ihm von Herzen gut, aber die Idee des Zwanges ist mir immer so entsetzlich gewesen, daß meine Imagination frappirt ist, und ich immer träume, noch einen Hofmeister zu haben. Mich deucht, der Zug ist charakteristisch.

30. Nov. 1785.

Diesen Mittag aß ich beim Großfürsten[2]. Bei Tisch

[1] seinem ersten Hauslehrer.

[2] In einer Stolberg'schen Familienaufzeichnung heißt es: ‚Stolberg wurde im Jahre 1785 in Petersburg von dem damaligen Großfürsten Thronfolger Paul mit großer Achtung und freundschaftlichem Vertrauen behandelt. Einst sprach ihm Paul in den schärfsten Aus-

lassen sie immer die vier Kinder kommen und nach Tisch spielen sie und laufen herum und sind ganz, wie Kinder von dem Alter sein müssen. Voller Freude und ohne allen Zwang. Das Lallen der Jüngsten, die seit gestern allein geht, erinnert mich sehr lebhaft an unsere Kleine. Welchen Zauber doch Gott in's unschuldige Lallen der Kinder gelegt hat! Wer könnte einem Kinde was abschlagen, das noch nicht bitten kann? Das Lallen, welches noch keine Worte hervorbringen will, sondern nur flehende oder caressirende Töne, rührte mich unendlich. Was wird's mir sein, wenn ich unsere Maria so lallen höre!

Petersburg, 7. Dec. 1785.

Gestern fuhr ich zu der Gräfin Sagensky. Sie hat eine Nichte von acht Jahren im Hause, ein allerliebstes Mädel, welche ich fand, als sie Seifenblasen machte. Du kannst leicht denken, daß ich auch welche machte, und es ward mir von Herzen wohl dabei, mit dem Kinde Kind zu sein.

10. Dec. 1785.

Ich bin versichert, daß Du in aller Absicht der lieben Kranken[1] zum Troste warst, und der Gedanke ist mir süß. Dafür wirst Du hören: ich bin krank gewesen und Du hast mich besuchet! Du thatest sehr wohl, bis zuletzt zu bleiben, es würde Dir nun wehe thun, wenn Du sie verlassen hät-

---

drücken der Erbitterung und des Unwillens über seine Mutter, die Kaiserin Catharina. Stolberg bat ihn, sich zu mäßigen und zu bedenken, daß sie seine Mutter sei. „Ah, vous ne connaissez pas cette femme!“ erwiederte ihm Paul, „elle est capable de tous les crimes!“

[1] der Herzogin Friederike von Oldenburg, welche am 24. Nov. 1785 in Eutin starb. Vergl. Hennes 307—318.

ten. In solchen Augenblicken muß man thun, was man kann, und Alles aufopfern.

Petersburg, 11. Dec. 1785.

Wenn Luther den Kindern eine Idee vom Himmel machen will, so sagt er ihnen, dort wären schöne Aepfel und Steckenpferdchen. Ich denke mir beim Himmel ewiges Beisammensein mit Dir. Ach, Gott wolle diesen süßesten aller Wünsche erhören und uns verzeihen, wenn wir mehr an uns als an ihm hangen. Ach nein! nein! Das dürfen wir nicht! Aber wir sind schwache Menschen. Dem Vater der Liebe mißfällt unsere Liebe nicht, und er verzeiht uns, auch dann, wenn sie uns mißleitet. Ich hoffe doch, daß sie uns ihm näher bringt. Aber es muß das Streben unserer Seelen sein, Ihn über Alles zu lieben! Das wolle er uns geben!

Lenzenhof in Lievland, 22. Dec. 1785.

Gestern Mittag gegen elf Uhr kam ich nach Wolmanshof zu Löwenstern, der mich sehr freundschaftlich aufnahm. Seine Frau ist ein allerliebstes Weibchen, so allerliebst, daß ich sie Dir ähnlich finde und es ihr sagte. Sie lieben sich von ganzem Herzen und sind so glücklich durch einander, wie nur wenige Menschen sein können. Es ward mir sehr wohl bei diesen lieben glücklichen Menschen. Ich wünsche uns solche Nachbarn. Es ging uns Dreien bald das Herz auf, wie es einem nur bei ganz reinen und guten Menschen aufgehen kann. Sie sind so von Herzen dankbar gegen Gott und danken ihm mit Thränen in den Augen für ihr Glück. Ihr Gut hat eine nicht besonders schöne Lage, aber sie fühlen das Glück, auf dem Lande zu sein, und besuchen keine Stadt! Er sinnt darauf, seine Bauern frei zu machen, er würde dann der Erste in Lievland sein, der das gethan hätte. Im Lande hat er den Ruf eines sehr guten Guts-

herrn. Sie sagte mir heute: Ich glaube, daß unsere Situation viel Aehnlichkeit mit der Ihrigen hat.

Riga, 23. Dec. 1785.

Unserer geliebten Schwester Puletchen's Tod war der schönste, von dem ich je gehört habe. Wie liebte sie die Zurückbleibenden! Wie fürchtete sie von Natur jeden Schmerz! Von Natur den Tod! Und starb mit dem Himmel im Herzen, ohne Rausch der erhitzten Phantasie, still und liebend und künftiger Wonne voll!

Ach wie thöricht sind wir, wenn wir nicht dankbar sind. Es ist unter anderm auch so selig, Gott danken zu können. Wenn Gott uns alle Freuden dieses Lebens und Wonne des ewigen auf einmal hingäbe, wie der Vater sein Erbtheil dem verlorenen Sohne hingab, und wir nun seiner nicht mehr bedürften, er uns verließe, wie der alte Adler seine Jungen, wenn sie fliegen können, verläßt — ach so würde unserer Freude die Freude, unserer Wonne die Wonne fehlen!

Gott, vollende Dein Thun in Deinen Erschaff'nen! erfülle
Ihr nie ganz empfundenes, immer neues Verlangen
Nach Glückseligkeit! Du, nur Du, Unendlicher! Du bist
Uns Glückseligkeit! Dir sich nahen, ist ewige Wonne!

Diese himmlischen Verse sind mir einige der liebsten der ganzen Messiade.

Drogen, 27. Dec. 1785.

Die guten Nachrichten von Neuenburg sind mir sehr lieb. Daß die Kühe so weidlich Butter geben, ist schön. Du sollst aber auch sehen, daß sie den Pferden alles Heu werden weggefressen haben. Das ist immer der Fall beim weiblichen Regiment in der Oekonomie. So ein gutes Jahr kriegen die Herren Kühe nicht wieder.

Ich bin wieder viel gesunder, als ich in Petersburg

war, ich kann die Stadtexistenz weder für den Leib noch für die Seele vertragen. Das Reisen bekommt mir, wiewohl ich sehr ungern reise. Bloße Langeweile macht mich nicht krank, wohl aber, sobald sie mit Zwang verbunden ist.

An seine Schwester Catharina.

Am 28. Dec. 1785.

Du weißt, daß nichts als das Schöne mich interessirt. Wenn das Sonderbare Reize für mich hätte, so wäre Rußland das interessanteste Land. Ich werde Euch Manches erzählen. Manches, das einem moralischen Ekel gibt. Manches, daß einem die Haare zu Berge stehen. Es ist eine verteufelte, verwickelte, en dépit de la nature verkünstelte Existenz, in welcher die Menschen dort existiren. Sie haben viel Verstand, keine Kenntnisse, kein Gefühl, keine Moralität. ‚Große Exempel' haben gewiß viel dazu beigetragen, um auch das letzte Zucken der Empfindung und die letzte Idee von Moralität zu ersticken.

An seine Gemahlin.

Hoppenbruch, 1. Jan 1786.

Ich fand Hamann[1] krank. Kummer und Despotendruck werden dem braven Manne sein Leben verkürzen. Er hat einen apoplektischen Zufall gehabt, erholt sich aber wieder. Der Geist ist ihm immer frei. Er zeigte mir den Brief unseres Bruders, der ihm viel Freude gemacht hat. Die

[1] den er in Königsberg in den letzten Tagen des Jahres 1785 wieder besuchte. ‚Ihr Brief', schrieb Hamann am 1. Januar 1786 an den Philosophen Jacobi, ‚und dieser Besuch sind der einzige Trost gewesen zum Beschlusse des alten Jahres.' Vergl. Menge 1, 154.

Zeit verging mir sehr schnell bei ihm. Von ihm zu Hippel. Ja, es ist, es ist der Lebensläufer[1], ich zweifle nicht einen Augenblick. Ich durfte ihn nicht fragen, Hamann hatte es mir zu sehr auf die Seele gelegt, auch ihm nicht vom Buche zu sprechen, weil er als Autor verborgen bleiben will. Meine russische Reise gab mir Anlaß, ihn mit Feuer sprechen zu hören. Es ist ein herrlicher Mann! Welche helle Vernunft! Und welches Feuer! Es ward mir recht von Herzen wohl bei ihm. Wir gingen als alte Freunde auseinander, ich konnte mich aber nicht enthalten, ihm zu sagen: Wie lange und wie herzlich ich mich gesehnt habe, Sie zu sehen, kann und darf ich Ihnen nicht sagen.

Braunsberg.

Was Du mir von Ernst's Eigensinn und Heftigkeit sagst, würde mich sehr betrüben, wenn seine Liebe und Reue mich nicht noch mehr erfreuten. Es ist sehr weise von Dir, daß Du ihn dann in's dunkle Cabinet stellest, da verdampft das wilde Feuer, welches die dürren Birkenruthen nur verstärken würden. Kriegt er aber die Ruthe, so muß er sie derbe kriegen, denn nichts ist schlimmer, als wenn die Kinder mit der Unart und Ruthe sich familiarisiren. Wenn Du, um die Eifersucht des Buben gegen Maria zu stillen und ihm mehr Liebe für sie zu geben, ihm alles Angenehme durch sie zufließen lässest, so müßtest Du auch wohl Alles, was ihr angenehm ist, durch ihn gehen lassen. Das würde ihn vielleicht noch mehr an sie attachiren, denn wir lieben die Wohlthäter weniger als die, denen wir Gutes thun; auch ist er fein und vielleicht delicat genug, um nicht noch eifersüchtiger zu werden, wenn er sähe, daß er ihr Alles

[1] Verfasser der ‚Lebensläufe'.

verdanken soll und sie ihm nichts. Ueberhaupt wäre dieses Mittel nicht gut, sobald er Absicht merkte.

Riesenburg, 2. Jan. 1786.

Petersburg ist so, wie mein Bruder und ich es uns immer vorgestellt haben. Gott bewahre jeden Biedermann davor, dort zu leben! Für einen Weltling hat es Reiz genug, aber auch nur für einen Weltling, der alle Idee von Wahrheit und Rechtschaffenheit und Allem, was uns werth und heilig sein muß, wie ein Hemd ausgezogen hat. Es ist ein abscheulicher Ort! Von dort aus durfte ich das nicht schreiben. Die Kaiserin hält ein Bureau von siebenzig Secretairen und Schreibern, welche alle Briefe der Fremden und vieler Einheimischen öffnen und bedenkliche Stellen copiren. Der Chef dieses Bureaus ist ein Mann von sehr vielem Verstande, ein Deutscher, der mit zügelloser Freiheit von der ekelhaften Cultur der russischen Nation spricht. Er heißt Epinus und war oft in Gesellschaft meine Ressource. Sein eigentliches Geschäft ist aber doch nur die Oeffnung und Errathung der Ziffern. Unter den Gräueln, welche die Regierung dort begeht, ist die Oeffnung der Briefe einer der kleinsten. Es existirt eine abscheuliche Art von politischer Inquisition, etwas, das viel fürchterlicher ist, als die lettres de cachet in Frankreich, und noch schamloser.

Bromberg, 4. Jan. 1786.

Ich kann nun wieder die Nonnen hier nicht besuchen, weil es Nacht ist. Ich hatte sehr gewünscht, bei Tage hier zu sein, um sie zu sehen. Eine Viertelstunde früher hätte ich sie in ihrer mitternächtlichen Betstunde sehen können.

Küstrin, 6. Jan. 1786.

Deine Lectüren sind sehr interessant. Wie sehr beweist Rousseau (in seinen Confessions) eine andere Welt! Welch'

ein edler Stoff, der in dieser Welt keine Form fand und daher verworfen ward, von Stadt zu Stadt, aus einer falschen Freundeshand in die andere! Ich verzeihe ihm Alles, nur seinen unbändigen Stolz nicht und noch weniger die heimliche Selbstgefälligkeit, mit welcher er seine Thorheiten bekennt. Die ihn verkannten und ihm Unrecht thaten, nährten seinen Stolz, aber eine niedrigere Eitelkeit machte ihn seine Thorheiten lieben.

Im April 1786 trat Stolberg sein Amt als Landdroste in Neuenburg an und nun verflossen ihm ‚mehr als zwei Jahre in ungetrübtem Familienglück, in reiner Naturfreude; im seligen Genusse geistiger Freude durch das Studium der Alten, die Lectüre der Neueren, und die Eingebungen der eigenen Muse‘. ‚Unter Gottes freiem Himmel, im Garten, in Wald und Feld‘ reinigte er sich ‚von dem Actenstaube‘ und erhob sich ‚mit Agnes in die bessere Welt‘.

‚Die ruhegebende, beseligende Natur‘, schrieb er am 14. Juni 1786 an Catharina, ‚wiegt uns so gern in ihren mütterlichen Armen und läßt im Gefühl ruhigen Glückes uns höhere Wonnen der Zukunft ahnen! Es ist so schön, durch das Laub der Bäume den blauen Himmel zu sehen, hingestreckt in Gras und Blumen und tausend kleine Leben um uns her, die Gott froh summend für ihr bischen Existenz danken! Wie viel und welche selige Lehre können wir aus ihrem Summen lernen! Es ist mir dann, als wäre die ganze Natur eine harmonische Musik zu den Worten: wir sind! Daß wir sind, das ist die Sache! Tod und Leben sind nur Nebendinge wie ein blaues oder rothes Kleid.‘

Agnes war ihm ‚die Zierde des Gartens, die Königin

der Blumen; sie mahnte an den Paradiesvogel, auf dessen Gefieder alle Edelsteine funkeln, und dessen Nahrung in dem Thaue und in dem Bade reiner Lüfte besteht.'[1] ‚Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier', rühmte er in einem Briefe an den Geschichtschreiber G. A. von Halem am 13. Juni 1786, ‚auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen, aber diese auch von Herzen.' An seinen Freund Lavater, der sich damals in Bremen befand, richtete er die Bitte: ‚Eile meiner Hütte zu':

‚Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet!
Dort wollen wir den Bach entlang,
Wo um des regen Kalmus Säuseln
Sich kleine Wellen spielend kräuseln,
Der bunten Sänger Morgensang,
Und meiner Agnes Abendsang,
Der oft mit Nachtigallen rang,
Und dessen seelenvoller Klang
Mir tiefer in die Seele drang,
Als selbst der Nachtigall Gesang;
Den wollen wir im Lindengang
Und an des Hügels leisem Hang,
Vor keinem schnöden Schwätzer bang,
Mit innigem Gefühl belauschen,
Und Freuden, die uns nicht berauschen,
Um lauten Jubel nicht vertauschen.'

[1] Aus brieflichen Aeußerungen Stolberg's zusammengestellt von Nicolovius 16.

Zu den Jünglingen, welche Stolberg in seine beglückende Nähe zog, gehörte der spätere Geschichtschreiber Carl Ludwig Woltmann. In seiner Selbstbiographie sagt dieser über seinen Verkehr mit demselben: ‚Der hochherzige Dichter bewies dem Jüngling die freundlichste Theilnahme, lud ihn ein paar Mal auf längere Zeit zu sich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinschaftliches Lesen, in den mannichfaltigsten Gesprächen über das Wesen dichterischer Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeschylos, über die vornehme und politische Welt unserer Zeit, von welcher die nordische ihm vorzüglich bekannt war. Diese Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreise seiner Agnes und ihnen nahe verwandter Frauen, gehören zu dem reinsten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerst ein Bild feiner, geistreicher Geselligkeit, nach welcher er sich stets zurücksehnte, die er gern im Leben aufsuchte, selten fand und beinahe nur in den vornehmsten Ständen.‘ [1]

Für Stolberg selbst gelten seine eigenen schönen Worte: ‚Glückliche Jahre der Jugend, wenn der leichte Schmetterling dem Raupenstande kindischer Beschränktheit sich entwunden hat und von Blume zu Blume fleucht! In edlen Naturen währet dieser Zustand lang, wie der Frühling in glücklichen Himmelsstrichen.‘

Ueber seine Berufsthätigkeit schrieb er an Christian am 16. Mai 1786: ‚Meine Arbeit ist weder so groß, noch beschwerlich, als ich fürchtete. Freilich bin ich manche Woche fünf Mal im Gericht, bald zwei, bald drei, bald vier

[1] Karl Ludwig von Woltmann's sämmtliche Werke. Leipzig, 1818. Bd. 1, 24.

Stunden. Aber zuweilen komme ich mit drei Gerichtstagen ab. Mit zweien fast nie, wiewohl der Regel nach nur zwei sein sollten. Ich hoffe aber mit Abfassung der Urtheile immer verschont zu werden, welche Arbeit auch eigentlich von mir nicht kann verlangt werden. Das Decretiren thue ich im Gerichte. Ueberlaufen werde ich täglich, oft schon früh, aber doch nicht so häufig wie Du, habe auch einen großen Vortheil vor Dir, nämlich den, daß meine beiden Collegen sehr brave und geschickte Männer sind. Da ich so viele Jahre habe in gesellschaftlichem Zwang leben müssen, welcher drückender als alles Andere ist, so scheint mir die Geschäftslast auch desto leichter. Die unnützen Menschengesichter in Kopenhagen und Petersburg haben mir das Gerichtsjoch geglättet. Lieber drei Stunden Acten lesen, als in einem langweiligen cercle sitzen. Ich habe auch schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, gegen die Advocaten zu wettern, sie anzuwettern im Gericht, in Gegenwart der Partheien, und Du weißt, wie das das Herz lüftet! Zwei sind so in Furcht von mir gejagt, daß sie heute vor Gericht den Partheien den Vergleich anriethen. Die vielen Ferien sind auch sehr angenehm. Und tröstend, oft mehr als tröstend so manche Gelegenheit, Recht und Friede herzustellen. Abscheulich und häufig sind die Verbrechen gegen das vierte Gebot. Es wird auch daher immer in die Oldenburgischen Zeitungen zur Warnung gesetzt, so oft Jemand, der sich gegen seine Eltern versündigt hat, in's Zuchthaus kommt. Der harte Diensteifer der Beamten im Lande und der Gläubiger, besonders wenn es Kaufleute sind, ist auch eine Quelle manchen Aergers und das um desto mehr, weil ich dagegen selten etwas vermag. Langeweile gibt mir das Gericht nicht, auch ist es eine wahre Ruhe für den Kopf, sich mit abwechselnden sinnlichen Gegenständen zu beschäfti-

gen. Doch gebe ich Dir zu, daß der Karst des Terenziani-schen Greises besser ist. Aber Du weißt, ach Du weißt nur zu sehr, wie selten unsereiner zum Karst oder zur Hacke greift, wenn die Bücher locken.'

In seine Studien und Lectüre führen uns die Briefe ein.

An seinen Neffen Andreas Bernstorff.

Neuenburg, 11. April 1786.

Ich habe den göttlichen Plato angefangen und die Apologie des Sokrates geendigt. Ich will den ganzen Plato in der Ordnung lesen. Es sind wenig Freuden in der Welt so groß, als die, welche die Schriften eines solchen Weisen uns geben. Und in gewisser Absicht können wir ihn besser lesen, als die Griechen. Mit edlem Schweiß im Angesicht und mit glühender Seele suchten Sokrates und er die Wahrheit, fanden sie oft und wurden doch ihrer Freuden nicht mit voller Gewißheit froh. Wir aber sehen bei einem hellen Lichte, läutern in himmlischem Feuer das Gold der Wahrheit von den Schlacken des Irrthums und verwahren unser Eigenthum.

An seine Schwägerin Luise.

Neuenburg, 25. April 1786.

Wenn der thierische Magnetismus, wie es aus Lavater's Bericht scheint, von allen Menschen kann mitgetheilt werden, keine Formeln erfordert, keine Hervorrufung guter oder böser Geister, so weiß ich nicht, ob man ihn zur Magie rechnen könnte. Ich weiß es nicht, möchte weder selbst damit zu schaffen haben, noch Andere beurtheilen. Es sei an dem Ding wie ihm wolle, so wird es Lavater's Gerücht und Gehirn gleichen Schaden thun. Sein Durst nach dem

Wunderbaren wird nach diesem Trunk nur noch glühender werden. Leute, die an solchen Sachen hangen, erwerben, erringen im Schweiße ihres Angesichts unter Anderm auch den Schaden, daß sie für Alles, was groß und schön außer ihrem Zauberkreise ist, gleichgültig werden. Auch glaube ich wie Du, daß Lavater's bestärkte Schwärmerei Strafe für sein thörichtes Sehnen nach Wundergaben ist. Und was ist ihm durch den Magnetismus geworden, das nicht Jedem werden kann?

Neuenburg, 13. Juni 1786.

Die Briefe der Sevigné interessiren und amüsiren mich sehr, ich liebe sie, wer könnte die Sevigné nicht lieben, aber ihr Leichtsinn, ihre Mondainität, ihre ausschließende Liebe für die Grignan, welche sie fast zur marâtre des Sohnes machte, der ihre ernsthaftesten Sorgen hätte engagiren sollen, anstatt daß er ihr Spielzeug war, nicht viel mehr war, er, der so viel sein konnte: das mißfällt mir sehr. Was die rochers uns gewesen wären, waren sie ihr nicht. Sie waren ihr lieber als eine kleine Stadt, nicht so lieb, als Paris. Aber die Zärtlichkeit, der sie so voll war, macht sie bei alledem unendlich schätzbar, und sie schreibt wie ein Engel.

Im Plato lese ich nun den Protagoras und habe herrliche Sachen. O des erhabenen und süßen Zauberers! Wenn ich in andern Büchern auch überschlüge, so wäre es im Plato doch unmöglich. Auch wenn er mich durch Labyrinthe führt. So wie Homer sagt, daß man die Bettler ehren müsse, weil sie vielleicht einen Gott verhüllen, so denke ich bei jeder Zeile, ehe ich sie lese, daß sie vielleicht einen göttlichen Gedanken enthält.

Neuenburg, 23. Juni 1786.

Ach, daß es rein ausgemacht wäre, daß Herder rein ist! In einem gewissen Sinn des Worts scheint sein ganzes

Ich so nett und rein zu sein, so hell sein Geist und so tief und so sanft zitternd die tief geweckte Empfindung! Wie sehr zu beweinen, wenn le plus aimable des hommes nicht der liebenswürdige Mann wäre, der er sein sollte. Seinen zweiten Theil[1] habe ich noch nicht. Mich verlangt nicht unendlich darnach, denn so sehr mich auch der erste interessirte, ist mir doch so wenig davon geblieben. Es waren Düfte, die mir lieblich durch den Kopf wehten, aber auch nicht ein einziges leichtbeflügeltes Samenstäubchen hat eine meiner Ideen befruchtet! Ich halte es mit unserm Plato, der wie ein Garten Gottes duftet, wie unsere Felder nach dem Regen, und so schönen Samen in die Seele streut! Das thut Homer auch und Klopstock, Ossian, Shakespeare und Milton. Und, jeder in seinem Maße, das thut jeder, der vom Geiste Gottes getrieben, eines schönen Inhalts voll ist. Dazu gehört Entäußerung seiner selbst, die das Weib ist, ohne welches der Genius nicht zeugen kann. Alles Andere sind Windeier, oft schöne ausgeblasene, gemalte, mit Devisen geschmückte Ostereier. Das Fasten der Propheten war eine feine äußerliche Zucht nicht allein, es war unter Anderm auch nöthige Enthaltung des Sinnlichen und dabei ein Symbol aller Enthaltung und Entäußerung, um dem Geiste Gottes ein freies, leeres Kämmerlein einzuräumen.

An seinen Bruder Christian.

Neuenburg, 14. Juli 1786.

Noch diesen Morgen habe ich herrliche Sachen im Plato gelesen. Der Gorgias gefällt mir sehr. Ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetz machen müssen, nie anders als

[1] der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

vor dem Frühstück im Plato zu lesen. Mein Gichtteufel zwingt mich zur Beobachtung dieses Gesetzes. Er empört sich gegen den göttlichen Geist des Plato auch dann, wenn er, wie seit einigen Monaten, in der Brust residirt. He rivets die Bande, mit welchen ohnedem schon die arme Psyche gebunden ist. Er möge nur nie so mächtig werden, daß sie den Druck der Bande, ohne ihn zu fühlen, aus dumpfer Gewohnheit erträgt. Gefühl unserer Gebrechlichkeit, unserer Negation, ist uns hienieden ein Kleinod, wie Gefühl der Stärke, des Positiven, des Seins das Kleinod höherer Wesen ist.

Neuenburg, 2. März 1787.

Rühme mir nicht den göttlichen Plato. Ich bin mit ihm im Verhältniß eines Liebhabers, dem seine schöne, aber grillenvolle und dazu kokette Dame Kopf und Herz umdreht. Izt plage ich mich mit seinen Vormundschafts- und Testaments-Gesetzen im 11. Buch der Gesetze. Ich verehre und liebe ihn unaussprechlich, und oft möchte ich ihn in Person prügeln, wie die Russen ihre Heiligen. Im 10. Buch der Gesetze sind himmlisch schöne Stellen, wie im 73. und 139. Psalm. Wo Plato schön ist, da ist er nicht schwer, wo er trocken, spitzfindig und absurd ist, da erkauft man jede Zeile mit Lebenssaft.

Heute endige ich den lieben Terenz, dessen Menschenkenntniß und Weisheit mich oft entzückt hat. Und welche Simplicität, welche Natur! Der Verlust des Menander ist nicht genug zu beklagen.

An seine Schwester Catharina.

Neuenburg, 31. Aug. 1787.

Es thut mir weh, mich von der Insel[1] zu scheiden, es

[1] worüber später.

ist einmal das Lieblingskind meiner Muse. Wir lesen alle Abende von halb acht bis halb neun den Ariosto und haben gestern den vierten Gesang ausgelesen. Nach der Arbeit des Tages ist diese Spazierfahrt im fliegenden Phaeton sehr erfreulich. Auch freuen wir uns immer wie Kinder auf die Bilder einer magischen Laterne.

An seinen Bruder Christian.

Neuenburg, 7. Sept. 1787.

Wir lesen izt zusammen Bonnet's ‚Contemplations'. Ich bin nun im zehnten Theil des Plato und habe auch den Livius angefangen, der unendlich interessant ist. Hast Du in den Parmenides hineingesehen? Ich pflüge izt durch neunzig Seiten absurde Sophismen. Es ist unbegreiflich, wie der göttliche Plato in manchen Gesprächen so unerträglich ist. Ich wollte, daß die Hälfte seiner Schriften verloren wäre. Morgen endige ich dieses Gespräch und kriege dann Nectar: das Gastmahl und den Phädros.

Wie schön ist gleich der Anfang der Contemplations von Bonnet! Durch welche Tempel führt er uns zu seinen stillen Beobachtungen, wo man ihm so gerne folgt!

11. Sept. 1787.

Ich labe mich in diesen Tagen vor dem Frühstück an dem Symposion des Plato. Livius lese ich auf Deine Empfehlung und er interessirt mich unendlich. Bei dem großen Interesse des Inhalts und seiner eigenthümlichen Schönheit, immer mit der Schreibart die Farbe des Inhalts anzunehmen, hat er auch die große Tugend, daß man ihn viel geläufiger als die meisten römischen Prosaisten lesen kann, selbst geläufiger als Cicero. Ohne den Kopf anzugreifen, nähret er den Geist mit dem lautern Honig der alten Zeit.

Eine sehr interessante Stunde gibt uns täglich Bonnet, und diese haben wir Luise zu verdanken. Wie verehrt man lernend und ergötzt den großen und kindlichen Mann, der uns in die Wunder der Natur leitet! Und ein solches Wehen des Geistes erquickt desto mehr, da unsere Schriftsteller des Tages so ganz herz- und geistlos sind. Campe sagt in seiner an Jünglinge gerichteten Reisebeschreibung durch Deutschland, er habe den Rheinfall gesehen, und die unnütze Bewegung des Stromes mit den Luftsprüngen unserer Kraftgenies verglichen. O des elenden Philosophasters und Pädagogen! Ich fand diese Anmerkung recht gut gerügt in einem Stücke des Museum's. Gleichwohl setzte ich schon den Kiel an meinem Manuscript der Insel, um Campe einen Stich en passant zu geben. Aber ich will diesen Dorn nicht in einen Kranz flechten, welchen die Hand der Liebe gewunden hat. Doch soll mir Campe nicht ungestraft den Rhein und die Natur gelästert haben.

Neuenburg, 18. Sept. 1787.

Ich habe gestern, als wäre mir die Geschichte unbekannt gewesen, den Frevel des Decemvirs und den Tod der Icilia im Livius mit Schauer gelesen. Und heute den Triumph der Quiriten empfunden, als eben dieser Appius nun seine letzte eitle Zuflucht zum Appell an's freie Volk nahm. Es scholl mir durch die Seele sein provoco! Welcher Maler der Zeiten und Völker ist Livius!

Nicht satt, aber nectartrunken bin ich nun vom Gastmahl des Plato aufgestanden. Wie mich die platonische Morgenstunde oft im Gerichte stärkt, kann ich Dir nicht sagen. Morgen früh beginne ich den Phädros. Den Kritikern mißfällt der Dithyrambenhauch dieses herrlichen Dialogs. Sie entschuldigen es mit der Jugend Plato's, es sei sein

erstes Stück gewesen. Als wenn nicht solchen Männern, wie Plato war, die Hebe mehr des Nectars aus ihrem Becher reichte, als oft selbst sie in reiferem Alter aus entlehnten Quellen schöpfen. Ewige Jugend, wie sie Homer und Klopstock ward, wird hienieden Wenigen zu Theil. Hat Dich nicht auch die Kunst frappirt, mit welcher Plato den Aristophanes, indem er ihn als einen feinen persifleur vorstellt, noch feiner persiflirt?

Neuenburg, 28. Sept. 1787.

Ich habe heute den Aristophanes angefangen, einen Dichter, den man, auch wenn man ganz allein ist, weder ohne Erröthen, noch ohne lautes Lachen lesen kann. Eine wahrhafte griechische Fülle ist auch in diesem Dichter und beweist, daß man auch im Komischen sie nicht erreicht hat.

An seinen Bruder Christian und seine Schwägerin Luise.

Neuenburg, 5. Oct. 1787.

Ich theile mit Euch der stillen Ruhe Genuß, welcher uns Andern nun einmal so unentbehrlich ist. Und daß wir ihn so anzuwenden, so zu genießen wissen, ist mehr, viel mehr als Ersatz für Manches, das uns wegen eingeschränkter Umstände in Vergleichung mit reichen Freunden abgeht. Auch sie haben Herz und Geist genug, daß sie in dem Maße wie wir die Freuden der Einsamkeit genießen könnten, aber es ist ein moralisches Naturgesetz, daß Reiche weniger Ruhe haben sollen. Und selbst die Philosophie kann sie eher dahin bringen, dieses Gesetz anzuerkennen, als sie dieselbe davon befreien kann. Ich bringe der Philosophie desto lieber dieses Weihrauchwölkchen, da ich in einigen Tagen ihres Beistandes bedürfen werde. Donnerstag kommen die

H. mit ihren Kleinen und bleiben bis Sonnabend. Wir sind ihnen dankbar für ihre Freundschaft, aber Ihr fühlet mit uns den Zwang und die Langeweile dieser Tage. Wir fürchten Langeweile zu geben und zu nehmen. Mehr noch das letztere, denn auch hier ist geben seliger als nehmen.

An seine Schwester Catharina.

Neuenburg, 9. Oct. 1787.

Mich verdrießt oft (in der gewöhnlichen Unterhaltung) der falschen Worte und Mienen Münze, mit welcher man in dieser Welt Handel treiben muß. Auch die wahrsten Menschen müssen theils leichte, theils falsche Münze ausprägen. Scherfweise geben wir sie uns und würden erschrecken, am Ende des Jahres, die Summe berechnet zu finden. Auch diesen Vortheil hat das Landleben, daß man soviel weniger auch hierin sündigt. Hat nicht fast jede gesellschaftliche Unterredung ihre Wechselbank, wo Einer den Andern beschuppt, oder soll ich sagen ihren Spieltisch, wo Freundschaft und Treue ausgespielt wird mit verborgenen Karten und der Teufel das Kartengeld zieht? Wir wissen sehr wenig von jenem Leben, aber welche schöne Idee ist nicht die schon, daß die herzlichste Liebe mit der nackten Wahrheit wandeln wird Hand in Hand! Wohl uns, daß wir schon hienieden so viele Freunde haben, mit denen wir izt schon wahr umgehen können!

An seinen Bruder Christian.

Neuenburg, 11. Oct. 1787.

O Brutus, edler Brutus! gab Dir Deine Philosophie auch jeden Augenblick kleine Dolche gegen Zwang und Langeweile, dieses schnöde Tyrannenpaar? Doch zu Deiner Zeit

war der Mensch nicht von den kleinen Geweben umsponnen, welche uns fesseln und jeder Spinne, die uns aussaugen will, preisgeben! Es ist aber doch sonderbar mit der Langeweile [1]. Hat unsere Existenz hienieden einen solchen nagenden Wurm, der gleich Schmerzen gibt, sobald wir unsere Seele nicht zerstreuen? Denn was wir sammeln nennen, ist doch so gut zerstreuen vom bloßen Anschauen der nackten Existenz, als jede andere Zerstreuung. Wer die Langeweile nie erfahren hat — er sei nun ein Engel oder ein Esel — kann sich unmöglich einen Begriff von ihr machen. Und in jenem besseren Leben werden wir vielleicht noch forschen, was Langeweile eigentlich war. Ihren eigentlichen Zauber hat sie im Verschweigen, denn wenn man sie bekennen darf, ist man doch schon viel weniger unglücklich. Das laute Gähnen erquickt ja schon.

Neuenburg, 19. Oct. 1787.

Aristophanes, Livius, Bonnet, Ariosto sind vier schnelle Räder, auf welchen die Zeit mir entwischt. Aristophanes ist das non plus ultra der Laune, aber auch der unfläthigsten Zotenreißerei. Doch auch von der Seite wichtig, weil er zeigt, wie äußerst corrumpirt die Sitten seiner Zeit waren und wie überhaupt die lieben Alten, was die Keuschheit betrifft, Heiden dans la force du terme waren. Bonnet interessirt uns im Ganzen sehr, aber ich gestehe, daß er mir zu oft in unzweckmäßiges anatomisches Detail geht. Er sagt es selber oft. Cette histoire de ses connaissances geht den Leser nichts an. Das sind kleine Flecken des herrlichen Buchs, deren man nur gegen seine Freunde erwähnen darf.

---

[1] Vergl. Niebuhr's Aeußerungen über die zeitverderbende Langeweile der gesellschaftlichen Unterhaltung, in Lebensnachrichten 1, 45. 62. 84. 102. 138. 155. 197.

An H. A. von Halem.[1]

Neuenburg, 20. Nov. 1787.

Hier sende ich Ihnen den Ardinghello[2] zurück. Es ist das Büchlein mit vielem Geist und Feuer geschrieben, aber der Geist ist ein böser Geist, das Feuer verzehrend, weder erhellend noch erwärmend. Wenn mich das heilige Gastrecht mit den Männern von Oldenburg zu einer Bitte berechtigt, so bitte ich: O ihr Männer von Oldenburg! Verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist! Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als Epikureischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege raisonniren will! Mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschönigt! Welcher die unzüchtige Cäcilia uns als einen Engel aufdringen will, und, unzufrieden mit dem bloßen Meuchelmorde, noch aus satanischer Bosheit dem Sterbenden Worte, die ihm bitterer als der Tod sein müssen, zuflüstert! Hier und da sind treffliche Anmerkungen. Aber in der Seichtigkeit seiner Philosophie erkenne ich den Mann, der in der Malerei mehr Werth auf Farbenauftrag, als auf's richtige Zeichnen legt. In der Stelle, wo er das sagt, zeichnet er sehr richtig die Silhouette seines Geistes. Im freien Athen hätte kein Schriftsteller ungestraft die Tugend so angreifen können, keiner ungestraft sagen dürfen, daß alle Gesetze und Moral nur Bande für den Pöbel wären, aber wir Deutsche halten nur zu oft Frechheit für Frei-

[1] Vergl. S. 136 Note.

[2] von Heinse.

heit, schmeicheln den Großen und entschädigen unsere Eitelkeit durch Schmähung dessen, was gut und edel ist. Wenn das Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre, auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen, als wäre es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater, lesen. Oder sollen uns etwa Religion und Tugend minder lieb und ehrwürdig als ein Vater sein?

An seinen Bruder Christian und die Schwägerin Luise.

Neuenburg, 23. Nov. 1787.

Ist es möglich, beste Luise, so wende uns den Grafen S. ab. Er möchte vielleicht sich nicht, wie er vermuthet, an uns wärmen, wir uns an ihm erkälten, und wozu hätte er dann durch Moor und Haide die beschwerliche Reise gemacht? Es ist nur eine sehr kleine Zahl von Erlesenen und Bewährten, denen ich Zeit, aise, Geist und Herz öffnen kann. Jeder Besuch, welcher mich nur aus der stillen Fassung bringt, in welcher truditur dies die, ohne Ersatz dafür zu bringen, ist mir unangenehm. Ich fürchte die Langeweile, ich fürchte die Zerstreuung und suche mich immer mehr zu concentriren, nicht auszubreiten. In diesem Raupenleben können wir nicht von Blume zu Blume fliegen; wichtiger und meiner Denkungsart gemäßer ist es, mich in ächter weicher Seide einzuspinnen, bis der unsterbliche Schmetterling seine Flügel entfaltet. Je älter ich werde und je frivoler, erkältender, mir heterogener der Geist der Zeit wird, desto mehr ziehe ich mich ein und befinde mich wohl dabei. So wie Du ihn beschreibst, würde der Graf S. uns ermüden. Ich würde ihn schätzen, da Ihr ihn schätzet, aber das thue ich nun schon. Laß es dabei bewenden. Wenn Herzlichkeit nicht sein Hauptcharakter, nur accessoire zum Verstande ist, so gehört

er gerade zu der Classe, bei welcher mir nicht wohl wird. Und dann würde er mir so Vieles von Illuminaten, Literatur, König in Preußen, Blanchard, Magnetismus und dergleichen, von welchem ich gern den Kopf rein erhalte, erzählen.

Meine Geschäfte sind seit einiger Zeit sehr drückend. Doch geht es damit periodenweis. Diese Zeit des Jahres ist bei Weitem die beschwerlichste. Des Ueberlaufens ist kein Ende, und die Hunde der Themis bellen ohne Unterlaß. Und gleich anderen Hunden fallen sie arme Leute am meisten an und beißen sie, so sehr ich auch mit dem Knüttel aufpasse. Mit alle dem gleitet die Zeit ohne Wirbel, aber reißend wie der still scheinende Rhein unter mir dahin.

Neuenburg, 4 Dec. 1787.

Wir lesen nun in unserer Morgenordnung den Hiob. Welch' ein göttliches Buch! Wie tiefe Philosophie und die erhabenste feurigste Poesie da aus dem Quell der noch reinen, nicht mißbildeten Menschheit geschöpft wird! Ach, was haben die Menschen mit ihren hydraulischen Künsten seit den Jahrtausenden erpreßt!

Neuenburg, 4. Jan. 1788.

Ich habe Manches von Weishaupt in der Allgemeinen Literatur-Zeitung gelesen. Am meisten mißfällt mir, daß er seine Moral auf metaphysische Spitzfindigkeiten gründet. Solche tritt der Denker zu Boden und das Volk begreift sie nicht. Ueberhaupt kann ich nichts Moralisches lesen, weil das Evangelium in einigen Kapiteln diese interessanteste aller Materien erschöpft. Die Allgemeine Literatur-Zeitung ist offenbar von der Secte[1], denn die Schändlichkeiten des Mannes bemäntelt sie. Die Geschichte seines auf sein Geheiß avor-

[1] der Illuminaten.

tirten Kindes hat er selber bekannt. Wenn er sich prunkvoller Declamationen enthält (mich deucht, er enthält sich dieser nicht ganz), so scharmüzelt er desto mehr mit dialectischen Waffen, und das ist die Liebhaberei unserer Zeit, wie sie es vor Sokrates in Athen war.

Neuenburg, 8. Febr. 1788.

Daß jede Eigenschaft Gottes Nothwendigkeit, seine Liebe Geist der höchsten, unwandelbaren Ordnung sei, haben alle christlichen Lehrer aller Zeiten gelehrt. Ich komme immer mehr dahin, zu sehen, daß fast alles als neu Angekündigte nicht neue Sache, nicht einmal neue Vorstellung, sondern nur neue Vorstellungsart sei. Nie war die Philosophie anmaßender, nie vielleicht ärmer als izt. Wenn ein gepriesener Mendelssohn sich vermißt, zu sagen, daß er aus der Vernunft die Unsterblichkeit der Seele wie irgend einen Satz aus der Größenlehre erweisen wolle — welche Don-Quixotiade!

Neuenburg, 28. Febr. 1788.

Ich weiß, daß Liebe der Geist der Religion sei, aber es gibt Gelegenheiten, wo man mit Boileau sagen muß: J'appelle un chat un chat, et Rollet un fripon! Die berühmte schöne Stelle von der Liebe hat eben der Apostel, der über gewisse Leute das Anathema ausspricht; und der Jünger der Liebe sagt, wir sollen gewisse Leute auch nicht grüßen. Gegen Leute, wie die Berliner, die den Glauben an Jesum Christum durch Schleicherei anfeinden, kann, darf, soll ein Christ, der mit Feuer und Geist gesalbt ist, sprechen. O daß mir das heilige Flämmchen auf der Zunge säße, an Zunge sollte es mir nicht fehlen![1]

---

[1] Vergl. den Brief bei Hennes 352.

An Friedrich Heinrich Jacobi.[1]

Am 28. April 1788.

In einem gewissen sublimen Sinne kann man sagen, daß die Wahrheit der Vertheidigung nicht bedürfe; aber ihre objective Unumstößlichkeit ist ein trauriger Trost für den Freund der Menschen, für einen Vater, welcher Zeiten fürchtet, in welchen seine Kinder unter getauften Heiden, vielleicht unter ungetauften Heiden leben werden. Das neue Halbchristenthum, welches den Sohn Gottes nur zum größten und besten Gesandten Gottes macht, kann nicht bestehen, da ihm die Bibel auf allen Seiten widerspricht. Der Naturalismus, dessen Unsystem auf Wolken, welche jeder Wind verweht, jeder Stral schmelzt, schwebend getragen wird, kann auch nicht bestehen. Aber decidirter Pyrrhonismus und praktischer Atheismus auf der einen, stockblinder Aberglaube auf der andern Seite, können so dicht bei einander wohnen, daß der Religion kein Plätzchen übrig bleibt, und sie von neuem in Wüsten gejagt wird. Aber es ist noch eine Hoffnung, daß die wahren Christen sich an einander genauer anschließen werden, daß die unseligen Folgen des Unglaubens einleuchten werden, daß von Irre zu Irre, von Zweifeln zur Verzweiflung gejagt, die Menschen zur einfältigen göttlichen Weisheit der Bibel zurückkehren werden. Die Mitglieder unserer Kirche hätten sich nie so verirrt, wenn die meisten Hirten der Heerde nicht so unwürdig wären. Es ist natürlich, daß ihre Stimme je länger je mehr den Credit verliere. Wen wahrer Geist, wen Eifer und Liebe salben, der rede!

[1] Vergl. F. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel 1, 458—463.

In derselben Zeit, als Stolberg diese Worte schrieb, griff er selbst zur Feder, um ‚zugleich für die Würde der christlichen Weltanschauung und der wahren Poesie' einzutreten gegen die Verherrlichung des Heidenthums, welcher sich Schiller in seinem, zuerst im Märzheft des ‚Deutschen Merkur' von 1788 erschienenen Gedicht: ‚Die Götter Griechenlands' schuldig gemacht hatte. ‚Blühende Fictionen', sagte Stolberg in einer Kritik dieses Gedichtes in demselben Deutschen Merkur, ‚sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben. Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irrwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpfe.' ‚Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen. Die Künste sind mit Jahrhunderten gestiegen; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhob sich so hoch, als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kann. In Psalmen und Hymnen erhob sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anderes als die Gottheit besingen könnten. Höher kann uns kein Gedanke erheben, als zu ihr. Nichts kann uns mit reinerer Liebe erfüllen, als sie; und als man fand, daß sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin Einer Meinung, daß sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlichster Gegenstand wäre.' ‚Der Vertheidiger von den Göttern Griechenlands müßte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekannt haben, wenn er Folgendes im Ernste glaubte:

‚Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band.‘

‚Vermessener noch als andere Klage ist diese, welche den Untergang der Vielgötterei beklagt:

‚Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens winterlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.‘

Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe. Aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist.‘ ‚Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst.‘

‚Wenn ich auch Schiller's Rundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sein, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung Momente müsse gehabt haben, sel'ge Momente, in welchen seine Seele dahinschmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden. Die Vorstellungen, welche unsere Religion uns von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht und mehr als Mutterliebe verheißt; von dem Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt; das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen tausend Jahren offenbart hatte, noch viel mehr enthüllet; für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt; uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind; die Lehre der Unsterblichkeit an's Licht bringt; sie durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck

seines Lebens und Todes entsiegelt, bestätigt — diese Vorstellungen, sag' ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsere Vervollkommnung und auf unsere Glückseligkeit haben, müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger scheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die gröbste Abgötterei mit dem traurigsten Aberglauben verband.'

In demselben Jahre 1788 erschien Stolberg's idyllische Dichtung ‚Die Insel'[1], worin er eine Fülle der tiefsten Gedanken über Politik, Wissenschaft und Kunst aussprach. Wie treffend, auch noch für die Gegenwart, ist zum Beispiel der Ausspruch: ‚Wir sehen in den meisten neueren Verfassungen, und desto sichtbarer, je mehr sie an Despotie grenzen, den gänzlichen Mangel einer wahren Legislation. Daher die zahllosen Gesetze, Verordnungen und Supplemente zu den Verordnungen, welche oft den erstern widersprechen[2]. Gleich einer verdrießlichen Hofmeisterin (denn wer wollte hier, wo es am wenigsten paßt, wiewohl es so oft gebraucht wird, das Beispiel von Eltern hernehmen?) weiß eine solche Regierung nur Zwang an Zwang zu ketten, verwickelt sich selbst in den Banden, mit denen sie die zu Sklaven gewordenen Unterthanen fesselt, und glaubt jede Unordnung durch Strafen wieder gut zu machen. Aber die Ruthe des Zuchtmeisters ist keine Zauberruthe und aus ihren dürren Zweigen sprossen Früchte der Ordnung

---

[1] Vergl. Menge 1, 196—202. Jansen, Aus vergangenen Tagen 126—127.

[2] Die Stelle erinnert an den Ausspruch von Tacitus Annal. 3, 27: ‚corruptissima republica plurimae leges.'

nicht. Nur das Böse kann sie zurückhalten, wenn sie im Nothfall gebraucht wird, und mit Weisheit. Eine gute Legislation ist simpel organisirt und mit Weisheit berechnet.'

Sehr schön spricht er über den wahren Weisen und über die Ziele der Wissenschaft. ‚Der Weise oder Liebhaber der Weisheit (denn das ist ja der bescheidene Sinn des schönen Wortes Philosoph) ist ein Pilger, der das Land der Wahrheit sucht. Er gehet leicht in Einfalt gekleidet, achtet weder Hitze noch Frost, weder Hunger noch Durst, weder Tadel noch Lob. Sein Kopf ist keine Encyklopädie, aber in seinem Herzen glüht die Flammenschrift: Dulde und enthalte Dich!' ‚Ist nicht Veredlung des Menschen der Wissenschaften wahres Ziel? Und was ist Adel der Menschheit, als kindliche Furcht Gottes, in reiner Herzens- und Sitteneinfalt, beseligende Tugend, Freiheit in der Ruhe Schoß?'

‚Die Wissenschaften sind edel und gut, stärken und nähren die Seelen ihrer Geweiheten, führen ihre Lieblinge auf grüne Auen, bewahren sie dadurch vor sumpfigen Abwegen und Irren. Aber selbst indem sie die Geschlechter der Menschen veredeln, nehmen auch sie zu viel vom Geiste der Jahrhunderte an, als daß sie könnten unbefleckt bleiben. Weisheit ward entartend Wissenschaft; Wissenschaft wird entartend Wisserei; diese bedarf nicht zu entarten, um Aberwitz zu werden.' ‚Mehr als Seneca wissen unsere Gelehrten; aber kränkelt nicht oft ihr Geist, im siechen Körper, an unmäßiger Wißbegierde? Ist nicht Hypochondrie der gewöhnliche Zustand unserer Gelehrten, da hingegen die Weisheit zu allen Zeiten Hand in Hand mit der Heiterkeit einherging? Findet sokratische Weisheit Gehör im Jahrmarktsgewirre wissenschaftlicher Kenntnisse? Können Gelehrte unter beständiger Aufhäufung erworbener Vielwisserei

eine freiathmende, ihrem göttlichen Ursprung nachstrebende Seele behalten? So wenig als Gesundheit des Lebens bei ihrem auf unthätigem Sessel hingehaltenen Leben. Wie wenigen unter ihnen ist es möglich, sich stark zu halten,

‚Auf daß der ganze Mensch von feiger Schwäche frei,
Und im gesunden Leib gesund die Seele sei!‘

‚Diese Entartung kannten die Alten nicht. Immer ging ihr Bestreben dahin, die gesunde Harmonie des ganzen Menschen zu erhalten, eine Harmonie des Geistes und des Leibes, welcher sie die Musik und die Gymnastik zu Wächtern setzten. Ihr wisset, daß der Name der Musik bei ihnen Poesie und Musik mit einander verband.‘

Echte Poesie war ihm ‚eine Tochter der Sehnsucht, die irdische Schwester der Religion‘. ‚Den Dichter‘, sagt er, ‚macht die Begeisterung, die vom Himmel kommt! Sie zeigt ihm plötzlich Dinge, feine Verhältnisse der Dinge, Analogien, führet ihn von Gedanken zu Gedanken, reißet ihn von Empfindungen zu Empfindungen, auf eine Art, die dem feinsten Grübler unter den Philosophen, dem genievollen göttlichen Plato, so unbegreiflich war, daß er die Poesie für unmittelbare Eingebung hielt, und die Dichter mit den Korybanten verglich, von welchen man glaubte, daß sie plötzlich von einem Wahnsinn ergriffen würden, in welchem sie, ihrer eigenen Gedanken sich nicht bewußt, voll des göttlichen Wesens, hohe Dinge von sich sprühten, wie Funken aus dem fühllosen Kiesel gelockt werden. Diese sonderbare Meinung des großen Plato lehret uns, auf welche Abwege auch die größten Philosophen kommen, wenn sie Alles erklären wollen. Wir wissen nicht, was die Kraft der Poesie im Dichter eigentlich sei; der Dichter selbst weiß es nicht. Daß aber nichts sie mehr in Bewegung setze, als sinnlicher Anblick oder geistige Betrachtung des Schönen, das glaube ich kühn be-

haupten zu dürfen. Und wie schön ist die Natur! wie natürlich leitet sie durch's gerührte Auge den Menschen in die Betrachtung alles dessen, was schön und gut ist!

‚Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf Meereswogen blauem Schoß
Wiegt seine Phantasie sich groß.'

Nur kleinliche, selbstsüchtige Menschen sind Anfeinder der Poesie. ‚So wie es Hausherren gibt, die auch der traulichen Schwalbe keinen Winkel im Gesimse ihrer Scheunen gönnen, wiewohl sie ihnen kein Körnchen entwendet, sondern mit fühlloser Hand ihr hangendes Nestchen herunterreißen, weil freilich Schwalben nicht Hühner sind: so dulden auch gewisse Ehrenmänner unschuldige Träume der Phantasie nicht; meinen, es thue solches alles ihren Götzen Abbruch; möchten gern eine Nachtigall aus dem Busch fangen, weil sie ihre Fröhnlinge einen Augenblick verführen könnte, auf der Sense zu ruhen. Solche Leutlein halten die keuschen Musen für gefährliche Sirenen, und dünken sich weise wie Odysseus zu sein, wenn sie Andern die Ohren gegen diesen Gesang verstopfen. Sie selbst haben nichts zu befürchten, sondern gleichen „der Otter, die ihr Ohr zustopft, daß sie nicht höre die Stimme des Zauberers".'

‚Du willst viel von unserer Existenz wissen', schrieb Stolberg am 7. October 1788 an die Schwester Catharina, ‚ach, fassen nicht einige Seiten die ganze Geschichte der glücklichen kleinen, dreizehnhundert Jahre lang auf den Felsen blühenden Republik St. Marino?' ‚Ernste Arbeit und heitere Freude ist unser Leben; alles hier athmet Friede und Liebe.' Vier Wochen später, am 7. November, erzählte

Agnes in einem Briefe an ihre Schwägerin Bernstorff: ‚Heute ist Stolberg's Geburtstag. Wir feiern ihn froh und ländlich mit selbsterfundenem Feuerwerk. Vivat die ländliche Ruhe mit ihren heimischen Freuden! Die Kinder sind so froh, wir Alle so glücklich.'

Aber plötzlich wurde dieses Glück und selige Stillleben durch den Tod zerstört. Nach einem kurzen, anscheinend unbedeutenden Unwohlsein starb Agnes am 15. November.

‚O wenn ich an Deiner Brust weinen könnte', schrieb am folgenden Tage Friedrich Leopold an Christian, ‚wie Jonathan an David's Halse, an Deiner Brust, den auch die Selige mit der zärtlichsten Schwesterliebe liebte! Großer Gott, vor weniger als 24 Stunden ahnte ich nichts! Betet für mich, daß ich mich von ganzer Seele ergebe:

‚Ich lieg' auf meinem Angesicht
Und fleh' und weine: laß Dein Licht
Mir leuchten! Vater, laß mich Dein
Im Leben und im Tode sein!'

‚O welche Kraft ist für den, den Jammer erdrücken würde, in Gottes Wort! Die Sprüche: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! und: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! und: Also hat Gott die Welt geliebt, erquickten mich schon heute. Ein ununterbrochener Umgang mit der Himmelnahen und Himmelvollen, himmelnah, ohne es zu wissen, hat mich Blicke auf den Weg zum Himmel, den sie wandelte, thun lassen. Denn sie war so von Herzen fromm in Liebe, Demuth, Einfalt! Meine Agnes! Ewig meine Agnes! Es waren der Seelenschönheiten so viele an ihr, die nur ich kannte, ich Unwürdiger, so von dem Engel geliebt zu werden, wiewohl ich mit ganzer Seele an ihr hing. O mein Bruder, mein Jonathan, ich kenne Dein hinschmelzendes Herz. Lies

mit Luise die letzten drei Strophen des Liedes: „Gott mein Gott, Dir will ich singen". Ich habe sie unter hinströmenden Thränen gelesen und Trost gefunden. Wie oft sagte mir die Selige, daß ich mich Gott ganz ergeben sollte, wenn sie mich verließe, mich ihrer Seligkeit freuen sollte! O seliger Engel Gottes, dessen Andenken die öde Existenz noch mit den süßesten Erinnerungen beleben wird, leite mich Dir nach! Sei mein Engel, läßt Gott es Dir zu! Lass' uns den Alliebenden mit Thränen preisen für ihre schwere Krankheit dieses Frühlings, welche sie so viel reifer machte. Mich mache dann Trübsal reifer, der Name des Herrn sei gelobt! Das kann ich heute, das konnte ich in der ersten halben Stunde mit voller Empfindung sagen. Welche unverdiente Gnade war nicht das! O welche Kraft ist in der Religion!'

Näheres über die letzte Lebenszeit der Gräfin Agnes erfahren wir aus einem Briefe Stolberg's an seinen Neffen Johannes von Bernstorff. ‚Es würde mir ein zwar trauriger Trost, aber doch ein Trost sein, wenn ich Dir um den Hals fallen und mit Dir die Holdselige beweinen könnte, mit deren Leben hienieden alle Freuden des Lebens für mich verschwunden. Ich wußte, ehe ich heute Deinen lieben Brief empfing, wie herzlich Du sie beweintest, und in den ersten Stunden, als ich von Schrecken ganz betäubt war, fielst Du mir ein; auch ist seitdem kein Tag des Jammers verstrichen, an welchem ich nicht sehr oft Deiner gedacht hätte. Du weißt, daß ich Dich von Herzen liebe! O, ich liebe Dich auch so, weil Du mein besseres Ich so zärtlich liebtest! Es war unverdiente, sehr große Gnade von Gott, daß ich mich den trostreichen Ideen so überlassen konnte; dadurch rettete mich Gott von der Verzweiflung. Sie, die ich gar nicht in Gefahr glaubte, nun plötzlich todt vor mir liegen zu sehen,

das schmetterte mich so nieder, daß ich, in einer Todesangst, von der ich nie vorher einen Begriff gehabt hatte, mich dem Allleitenden in die Arme warf. Hätte ich Erhörung hoffen dürfen, wie hätte ich gebetet, ihr folgen zu dürfen! Wie würde ich noch, und so lange ich lebe, um den Tod bitten! Ich bat um völlige Ergebung, um Hinschauen auf die Seligkeit des Weibes, das mir Alles in Allem war, und ewig Alles in Allem sein wird! Und da ward mir erst recht sichtbar, wie offenbar Gott selbst in der letzten Zeit ihres schönen Lebens sie zum Himmel zubereitet hatte. Ich habe nie einen solchen Wandel im Himmel gesehen, wie der ihrige war. Durch sie habe ich gelernt, was es heißt, wenn Paulus sagt: Unser Wandel ist im Himmel.

‚Du willst, daß ich Dir von dieser Zeit erzählen soll; o! zum Erzählen ist nicht viel, die Holdselige war nicht wortreich! Ich bin in meiner Ehe von siebtehalb Jahren der glücklichste aller Menschen gewesen, und von meiner Wonne würde ich nicht viel erzählen können; so auch nicht von ihrer seligen Fassung.

‚Seit ich am 21. September nach Neuenburg gekommen war, blühte sie wie eine Rose. Ich habe sie nie so gesund, nie so schön gesehen. Ich war unaussprechlich selig, ach, wir fühlten uns Beide so glücklich. Ich auch war vollkommen wohl, wie ich es seit Jahren nicht gewesen bin. Die süßen Kinder um uns her gediehen, Friede wohnte im ganzen Hause und Wonne in unseren Herzen. Ein Tag folgte schnell dem andern, und am Ende jeder Woche wunderten wir uns lachend über den Flug der Zeit. Sie war froher als je, und hüpfte mir nach jeder kleinen Abwesenheit von einer Stunde entgegen wie ein Reh. Sie war auch liebender als je. Sie sprach täglich, oft und mit innigem Gefühl von unserm, mit nichts auf Erden zu ver-

gleichenden Glück. Aber dabei hatte sie eine sanfte, fast feierliche Art, und ihr ganzes Wesen war tief bewegt, wenn sie von Gott sprach. An ihm hing sie, wie ich selten eine Menschenseele habe an Gott hangen sehen. So lange ich sie kannte, hat sie sich oft geprüft, ob sie Ihn und ihren Heiland auch über Alles liebe? und mit himmlischer Ruhe sagte sie mir oft: „Ich weiß, daß ich Ihn unendlich mehr liebe, als Alles auf der Welt, selbst als Dich.“ Aber der Gedanke, daß ich ihr Abgott wäre, beunruhigte und betrübte sie oft. In den letzten sieben Wochen ihrer Gesundheit war sie jeder widrigen Empfindung ganz unfähig. Nichts konnte den Blick trüben, in welchem sich der Himmel ihres Herzens spiegelte. Ihre wachsame Sorge für jeden, selbst den geringsten Hausgenossen war wachsamer und reger denn sonst. Mit den Kindern beschäftigte sie sich unendlich viel, mit jedem als wäre dies ihr Liebling, ihr Einziges. Sie verzog sie nicht, sie züchtigte sie, wenn es nöthig war, wiewohl die Züchtigung sie mehr als die Kinder schmerzte. Sie war ordentlich, nicht ängstlich in Abmessung der Zeit, niemals müßig, nie verhindert an einer Lectüre, Promenade oder dergleichen, wenn sie Lust dazu bekam. Sie las allein, mit ihrer Schwester oder mit mir. Sie zeichnete viel. Des Abends nach Tisch spielte ich oft Schach mit ihrer Schwester (Tinchen), dann spielte sie mit dem Bleistift auf dem Papier und übte sich in schnellen, freien Schwingungen und kühner Execution schneller Phantasien; indem sie die Arbeit nur hinzufächeln schien, entstanden allerliebste Figuren unter ihrer Hand, Figuren, die sie absichtslos zeichnete, bald einzelne Bäume, bald Menschengestalten in allerlei Stellungen. So erinnere ich mich, daß sie einmal, indem sie ihre Briefe zumachen wollte, das Siegellack vermißte; indem sie nun eine Stange aus dem andern Zimmer holen ließ, zeichnete

sie mit der Feder, schnell mit fliegenden Zügen eine schwebende Tänzerin mit lebensvoller Wahrheit und Leichtigkeit. Es war eine Freude, mit ihr zu lesen; mit dem feinsten Verstande ergriff sie Alles, empfand so tief als schnell. Sie lernte mit erstaunlicher Leichtigkeit; ohne sich ängstlich zu appliciren, hatte sie das Englische vollkommen, das Italienische auch so weit gelernt, daß sie die Dichter ohne viel Mühe las. Wie belebte ihr Antheil mir jede Lectüre! Wenn ich ihr aus der Bibel, oder Klopstock's Messias und Liedern, oder aus Fenelon vorlas, hörte sie mit der seligsten Andacht zu, mit himmelnaher und himmelvoller Empfindung. Ihr schönes Gesicht veredelte sich zum Mariengesicht. Ich arbeitete in dieser letzten Zeit viel an meinem Numa und freute mich mehr, als auf allen andern Beifall, auf die Viertelstunde des Abends, wenn ich ihr täglich das Gearbeitete vorlas. Indem ich ihr vorlas, schlug sie oft mit der feinsten Empfindung des Wahren und Schönen kleine Aenderungen vor, die mir wichtig und lieb waren. Meine Arbeit machte ihr Freude, aber sie fürchtete manches Mal, daß ich mich zu sehr damit beschäftigte, nicht genug an Gott dächte. Mit himmlischer, agnesischer Freundlichkeit sagte sie mir zweimal, als sie mich am Pulte glühen sah: „Martha, Martha, Du machst dir viel zu schaffen, nur Eins ist Noth." Sie hatte im höchsten Grade den wahren Edelmuth, der alle Dinge, die von kleinen Seelen hochgeschätzt werden, Geld, Luxus, Rang, nicht der kleinsten Sorge werth hält. Um keine Schulden zu machen und mit dem Uebrigen Arme zu erfreuen, war sie öconomisch; sie fürchtete Schulden, aber sie haßte die Idee des Zurücklegens; „denn", sagte sie, „es sind ja immer Leute, die nicht das Nothwendigste haben". Sie ließ nie die Rechte wissen, was die Linke that. Ich sprach einmal mit ihr davon, daß mein Bruder und ich

unser Stolbergisches Geld, also unser ganzes Vermögen verlieren würden. „O", sagte sie mit himmlischem Blicke, „wie könnte der Verlust unser Glück stören, das nur auf Liebe gegründet ist; Gott wird für uns und unsere Kinder sorgen, wir vertrauen ja Ihm", und da küßte sie mich mit holdseliger Freundlichkeit. Die Idee, etwas Gesondertes zu besitzen, wäre mir und ihr unerträglich gewesen; wir wollten im wahren Sinne des Wortes nur ein Ganzes ausmachen. Am siebten November, meinem Geburtstage, war sie außerordentlich froh. Sie schmückte sich wie eine Braut; Liebe und Freude erhöhten noch den Glanz ihrer scheinbaren Gesundheit. Sie gab den Kindern beim Frühstück allerlei Geschenke unter einem Tannenzweig, und als ich zum Frühstück gerufen wurde, liefen und sprangen sie mir entgegen mit der zärtlichen Mutter. Den ganzen Tag war sie froh. Es wäre für mich der glücklichste Tag meines Lebens gewesen, wäre er nicht auch der letzte meiner Glückseligkeit. Am Nachmittage, noch ehe es dunkelte, ging ich mit ihr im Zimmer auf und nieder, in welchem wir immer ungetrennt jeden Tag zubrachten. Auf einmal erfaßten mich Schauer der Empfindung unseres Glückes, ich sagte ihr mit einer Rührung, die ich nicht zurückhalten konnte: „Ach, liebes Kind, wir sind zu glücklich, ich fürchte, das kann nicht lange so währen; sollten wir nicht durch Trübsal in die Herrlichkeit eingehen?" Sie antwortete mit ihrer edlen Kindlichkeit, in der Weisheit des Himmels war: „O laß Dich das nicht kümmern, wir geben uns unser Glück ja nicht selbst, laß es uns kindlich von unserm himmlischen Vater hinnehmen, wie Er es uns gibt." Ich muß noch anmerken, daß sie den Morgen, als ich ihr in unserer gewöhnlichen Ordnung ein sehr schönes Auferstehungslied von Klopstock vorlas, mit vorzüglicher Andacht und Bewegung zuhörte; auch ihre Schwester hat sich

dessen erinnert. Mit ihrem gewöhnlichen, lebendigen und feinen Antheil hörte sie den Abend einige schöne Idyllen von Geßner vorlesen und blieb den ganzen Abend sehr froh gestimmt. In der Nacht ward sie von brennender Hitze überfallen; ich habe nie eine solche Hitze gefühlt. Ich hatte große Angst, fürchtend, daß sie ein hitziges Fieber hätte, und schrieb früh morgens an den Arzt. Dieser aber, ein geschickter und verständiger Mann, sah keine Gefahr. Nach vier Tagen hatte sie öfters délire, ihre Vernunft schlief dann, aber ihr Herz wachte, sie kannte alle Umstehenden und liebkoste mich mit der ihr eigenen Freundlichkeit. Sie glaubte oft jedes meiner Geschwister zu sehen, auch Luise, und freute sich. Es that ihr weh, so viel zu deliriren. Sie sagte mir einmal mit leiser Klage: „Ich bin wie ein verirrtes Schaf". Ach, liebster Johannes, jetzt scheine ich mir wie ein verirrtes Schaf, da ich ohne sie, die meine Wonne und mein Alles war, in der Oede dieses Lebens zurückgelassen bin. Ein anderes Mal reichte sie mir die Hand, sah mich mit holdseligen Blicken an, wandte sich dann um, und einige Thränen floßen aus ihren Augen. Ich fragte, warum sie weine; mit sanftklagender Stimme antwortete sie: „Sie will nicht gerne von ihm!" Es wird mir schwer, von ihrer Krankheit zu schreiben. Einmal rief sie: „Mein Heiland, mein Heiland, entreiß mich!" Nun ward sie still. Ich stand noch vor dem Bette, breitete meine beiden Arme über sie aus, sah ihr in's Gesicht, glaubte sie schliefe, und sagte wonnevoll zu den Andern: „Gottlob, sie schläft." Aber plötzlich erhob sich Gemurmel, dann Angstgeschrei. Ich dachte, es sei eine Ohnmacht, fühlte nach Puls und Odem, da war kein Puls, kein Odem; ich griff zum Licht und sah die Miene des Todes. Da ergriff mich Verzweiflung, ich warf mich auf die Erde und schrie, so laut

ich schreien konnte, ich war außer mir. Dann sprang ich auf, griff nach dem Lichte, gab es der Amme, einer jungen Bäuerin, und sagte: „Ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gotte, sage mir, ob sie lebt oder todt ist?“ Sie sah, kam wieder zu mir und sagte sanft: „Sie ist todt.“ Mich ergriff wieder Verzweiflung, da faßte mich die Bäuerin mit beiden Armen und rief mir mit edler Stimme zu: „Bedenken Sie, wer es gethan hat, hat Gott es nicht gethan?“ Ich ward auf einmal sanft, aber mit der Trauer wechselte starre Fühllosigkeit, in der ich zuweilen alles Bewußtseins beraubt war. Doch gab mir Gott die Gnade, mich oft aufrichten, mich des Heils meiner Agnes und des Wiedersehens freuen zu können. Ich sinke oft tiefer in den Jammer, wie im Anfang; meine Seele windet sich dann, wie ein zertretener Wurm. Jeder Gedanke sagt dann dem andern, daß ich die ganze, einzige Wonne meines Lebens verloren habe. Aber ich werde sie wieder sehen. Wie versüßt, wie unaussprechlich wünschenswerth macht sie mir den Tod!‘

Aus den ersten Tagen seines Schmerzes reihen wir noch folgende Briefe an seine Schwestern und an seinen Bruder Christian und die Schwägerin ein.

„Ich flehe Euch‘, schrieb er am 16. November an die Schwestern, ‚sehet auf die Hand Gottes und auf die Wonne der Seligen! Seid stark, ich beschwöre Euch bei Dem, der meine Agnes freundlich zu sich rief. O wie hing ihr liebeklopfendes Herz an Ihm! Ich werde sie wiedersehen, das hoffe ich zu Gott, der mich mit seinem hochheiligen Worte stärkt, der mir, mir Unwürdigen, izt sogar in meinem Jammer Kräfte jener Welt zu kosten gibt! Gehet viel um mit Klopstock und mit Claudius. Aber vor Allem haltet Euch an Gottes Wort und Verheißung, dessen unbegreifliche

Wunderkraft Gott mich erfahren läßt, da ich ihrer so bedarf.'

‚Was kann ich sagen', heißt es in weiteren Briefen an die Schwägerin Luise vom 22. und 24. November, ‚als daß mir Gott Gnade gibt, mich in seinen heiligen Willen zu ergeben, auch in den fürchterlichsten Augenblicken, da ich mein Herz seinem Troste nicht recht öffnen kann, wenn starrer fühlloser Schmerz mich festhält. Gottlob, diese Augenblicke sind viel seltener, als die Stunden des Ergusses. Mich empor windend aus meinem Jammer kann ich beten: „Wenn mir auch Leib und Seele verschmachten, so sei doch Du allezeit, Gott, meines Herzens Trost und mein Theil und führe mich einst zu ihr." Da ist mir besser als vorher. Es ist mir auf's Herz gefallen, daß ich in meinem Briefe Dich bat, nicht zu murren. Ach, wie könntest Du murren? Es hat mir in meinem Jammer wehe gethan, das geschrieben zu haben, ich meinte doch nur: jammernde Klage, Wegblick vom Troste des Himmels. Gott tröste und stärke Kätchen, Gustchen, Julchen, ach sie, die selber krank und schwach sind! Wir werden uns Alle niederlegen und schlummern in Gottes Ruhekammer.'

‚Bete für mich. Der Alliebende erbarmt sich meiner in meinem zerrütteten Zustand, er wolle sich auch meiner erbarmen in den schweren Tagen des tieferen, besonneneren Schmerzes, wolle mir auch dann in die Seele hineinrufen:

‚Er führet mich die dunkle Bahn,
Er, der Staub erwecken kann!'

Und erwecken wird.

‚Unmittelbar, das bezeuge ich vor seinem Angesicht, hat er mir Stärkung seines Wortes in die Seele gegeben, in Augenblicken, da ich mich auf nichts hätte besinnen können.'

‚Agnes fürchtete', schrieb er am 25. December an seinen

Neffen Johannes von Bernstorff, ‚nie den Tod, nur den Augenblick des Scheidens von mir und den Jammer, der mich treffen würde. Gott hat ihr den Augenblick des Scheidens erspart. Wie groß muß ihr Erstaunen, ihre Wonne gewesen sein, als sie nach den letzten Augenblicken des Todesschlummers das Entzücken und die Wonne des ewigen Lebens fühlte. Es fällt mir oft mit Anwendung auf sie die schöne Stelle eines Liedes von Klopstock ein:

‚Ach, was mußte sie empfinden,
Als er sanft Maria rief,
Und als sie Rabuni rief,
Herr, einst werd' auch ich Dich finden,
Wo Dein Gott ist und mein Gott,
Ruft mich nun zu Dir der Tod.'

‚Gestern Abend empfingen die Kinder ihre Weihnachtsgeschenke, auch einige Geschenke, die ihre selige Mutter in Hamburg für sie ausgesucht hatte. Die Kleinsten in Neuenburg haben Sachen bekommen, welche sie, die süße Freudengeberin, aus Bremen für sie verschrieben hatte. Wie pflegte sie sich den Tag immer zu freuen, wie empfand sie die Freude der Kinder und wie freute sich ihre fromme, schöne Seele des Heiles, welches uns Allen durch die Geburt des göttlichen Kindes ward! Daß ihre Seele schon hienieden so schön, so engelrein, so durchglüht von Andacht und Liebe war, das ist mein Trost. Ich verlor unendlich viel; ich werde unendlich viel wieder finden und mehr noch, als ich verlor, und auf ewig, denn sie wird auch dort meine Agnes sein, sie, die mir hienieden Alles in Allem war, sie, die mich näher zu meinem Heiland brachte. Mögen ihre Kinder ihre Wege wandeln. Soviel sich urtheilen läßt, sind es wahrlich sehr gute Kinder. Seitdem mein besseres Ich hinüber gegangen ist und mich jeder Augenblick ihr nach-

sehen heißt, fühle ich, daß hienieden Alles nur ein Traum, nur durch Beziehung auf jenes wahre Sein richtig und reell ist. Es ist mir, als wäre ich unsern Todten, die da leben, näher. Auch unser Bund, Du edler geliebter Jüngling, Freund meiner Agnes, welche nun im Himmel für Dich betet, Du Sohn meiner verklärten Schwester, welche gewiß mit himmlischer Mutterliebe ihrer Kinder gedenkt, auch unser Bund ist ewig, und wiewohl der Gedanke an Dich und Deine Geschwister schon oft mir die Augen mit Freudenthränen füllte, ist doch die Liebe, die ich izt für Euch habe, nur ein dunkles, schwaches Gefühl gegen die Liebe, mit welcher ich Euch lieben werde, wenn Gott mich wird würdig gemacht haben, an der Seite meiner Agnes mich des besseren Seins zu erfreuen, für das wir geschaffen sind.'

— — —

Nach dem Tode seiner Frau, die ihm vier Kinder [1] hinterließ, war für Stolberg ‚keines Bleibens mehr in dem verödeten Neuenburg'. Mit seinen beiden ältesten Kindern brachte er den Winter bei Christian und Luise in Tremsbüttel zu und lebte auch einige Zeit in Altona bei seinem Freunde, dem Grafen Friedrich von Reventlow und dessen Gemahlin Julie, geborenen Gräfin von Schimmelmann. Der Graf war ‚ein gläubiger, herzlich demüthiger Christ, ein Mann von vielseitiger Bildung und eigenthümlicher Schärfe des Geistes', die Gräfin ‚umfloß ein Schleier von feinstem geistigen Duft, so daß Alle, die sich ihr nahten, über den milden Glanz der schönen Seele staunten, welche bei an-

[1] Nach den schon wiederholt genannten Kindern Ernst und Maria (Mariagnes) wurde ihm am 6. November 1786 der Sohn Andreas und am 20. Februar 1788 die Tochter Henriette geboren.

haltenden körperlichen Leiden so rein über die irdischen Fluren hinüber wallte'[1].

Im Frühjahr 1789 nahm Stolberg die Stelle eines königlich dänischen Gesandten am preußischen Hofe an und siedelte um Ostern nach Berlin über, wohin ihm bald, unter dem Schutze seiner Schwester Catharina, die Kinder folgten. Sein Neffe Graf Christian Günther von Bernstorff wurde zu seinem Legationssecretär ernannt. ‚Was sagen Sie dazu', schrieb er am 9. März an von Halem, ‚daß Ihr zermalmter Freund noch Muth hat, den Antrag, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen, anzunehmen? Ach, dieser Muth strömt nicht mehr aus der Quelle; er wird wie ein Springbrunnen durch den Druck erpreßt.' ‚Weder Leichtsinn noch Verzweiflung', sagt er in einem späteren Briefe, ‚aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf eine neue Bahn. Der stille Bach meines Lebens, auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich, nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage.'[2] Und im April: ‚Ich in Berlin! Wiewohl ich ein Flüchtling auf Erden bin, seitdem die freundliche Schutzheilige meinen Herd verlassen, soll doch mein Haus frei bleiben vom kalten Zugwinde der Berliner'

Sein ‚dichterisches Leben schien gänzlich versiegt'. ‚Daß ich nicht dichte, bedarf ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Zerknirscht von einem Schmerz, den der Welttaumel betäubt und betäubend reizt, fehlt mir die Freiheit des Geistes, fehlen

[1] Vergl. Nicolovius 22.
[2] Vergl. S. 136 Note.

mir die Stunden süßer Muße, welche den Dichter sanft hin und her wiegen, bis plötzlich die Flamme des Gesanges ausbricht. Kaum bleiben mir einige Stunden zur Lectüre; aber man liest nur mit halbem Genuß, wenn man nicht ad ruminandum Stunden der Muße hat. Jetzt lese ich wieder den alten guten Homer für mich selbst und mit meinem Neffen, also zweimal zugleich.' ‚Ich habe das Herz nicht frei genug, um anhaltend lesen zu können, und scheue noch die Einsamkeit des Waldes so sehr, daß ich kein tête à tête mit der Nachtigall aushalten kann. Ich finde einige Erleichterung, wenn ich ausreite; die Bewegung des Pferdes betäubt. Die Geschäfte sind mir jetzt willkommen. Doch habe ich wieder eine griechische Lectüre, den großen Demosthenes, angefangen. Ich freue mich, daß ich bin, denn ich werde sein!' [1]

Wohlthuenden und erfrischenden Umgang genoß er in Berlin in der Familie des Propstes Spalding, ferner mit dem genialen Capellmeister Reichard und mit dem Kriegsrath Johann Georg Scheffner, dem er bald in vertrauter Freundschaft nahe trat. Auf Goethe's Empfehlung besuchte er auch den Kunstschriftsteller Moritz, dessen Wesen aber ihm ‚ganz heterogen' war. ‚Der Mann hat gewiß Verstand', schreibt er über ihn an Jacobi, ‚aber er umspinnt sich mit Theoreteleien und spricht con amore — wenn das möglich wäre — von spinozistischer Resignation. Es wird mir immer weh und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die da glauben, ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Saite des Einen so ganz anders als die andere ge-

[1] Vergl. S. 136 Note.

haltenden körperlichen Leiden so rein über die irdischen Fluren hinüber wallte' [1].

Im Frühjahr 1789 nahm Stolberg die Stelle eines königlich dänischen Gesandten am preußischen Hofe an und siedelte um Ostern nach Berlin über, wohin ihm bald, unter dem Schutze seiner Schwester Catharina, die Kinder folgten. Sein Neffe Graf Christian Günther von Bernstorff wurde zu seinem Legationssecretär ernannt. ‚Was sagen Sie dazu', schrieb er am 9. März an von Halem, ‚daß Ihr zermalmter Freund noch Muth hat, den Antrag, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen, anzunehmen? Ach, dieser Muth strömt nicht mehr aus der Quelle; er wird wie ein Springbrunnen durch den Druck erpreßt.' ‚Weder Leichtsinn noch Verzweiflung', sagt er in einem späteren Briefe, ‚aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf eine neue Bahn. Der stille Bach meines Lebens, auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich, nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage.' [2] Und im April: ‚Ich in Berlin! Wiewohl ich ein Flüchtling auf Erden bin, seitdem die freundliche Schutzheilige meinen Herd verlassen, soll doch mein Haus frei bleiben vom kalten Zugwinde der Berliner'

Sein ‚dichterisches Leben schien gänzlich versiegt'. ‚Daß ich nicht dichte, bedarf ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Zerknirscht von einem Schmerz, den der Welttaumel betäubt und betäubend reizt, fehlt mir die Freiheit des Geistes, fehlen

[1] Vergl. Nicolovius 22.
[2] Vergl. S. 136 Note.

mir die Stunden süßer Muße, welche den Dichter sanft hin und her wiegen, bis plötzlich die Flamme des Gesanges ausbricht. Kaum bleiben mir einige Stunden zur Lectüre; aber man liest nur mit halbem Genuß, wenn man nicht ad ruminandum Stunden der Muße hat. Jetzt lese ich wieder den alten guten Homer für mich selbst und mit meinem Neffen, also zweimal zugleich.' ‚Ich habe das Herz nicht frei genug, um anhaltend lesen zu können, und scheue noch die Einsamkeit des Waldes so sehr, daß ich kein tête à tête mit der Nachtigall aushalten kann. Ich finde einige Erleichterung, wenn ich ausreite; die Bewegung des Pferdes betäubt. Die Geschäfte sind mir jetzt willkommen. Doch habe ich wieder eine griechische Lectüre, den großen Demosthenes, angefangen. Ich freue mich, daß ich bin, denn ich werde sein!' [1]

Wohlthuenden und erfrischenden Umgang genoß er in Berlin in der Familie des Propstes Spalding, ferner mit dem genialen Capellmeister Reichard und mit dem Kriegsrath Johann Georg Scheffner, dem er bald in vertrauter Freundschaft nahe trat. Auf Goethe's Empfehlung besuchte er auch den Kunstschriftsteller Moritz, dessen Wesen aber ihm ‚ganz heterogen' war. ‚Der Mann hat gewiß Verstand', schreibt er über ihn an Jacobi, ‚aber er umspinnt sich mit Theoreteleien und spricht con amore — wenn das möglich wäre — von spinozistischer Resignation. Es wird mir immer weh und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die da glauben, ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Saite des Einen so ganz anders als die andere ge-

[1] Vergl. S. 136 Note.

stimmt ist! Weßwegen soll ich Berührungspunkte an einem Manne aufsuchen, dessen Wahn ihn von dem hochheiligen Centrum der edelsten Empfindungen entfernt?' [1]

Seit Ende des Jahres 1789 trat er mit dem jungen G. H. Nicolovius, einem Zögling Hamann's, in einen näheren Verkehr, aus dem sich ‚bald die innigste gegenseitige Freundschaft herausbildete'. ‚Stolberg ist der Zweite', schrieb Nicolovius, ‚den ich je kennen gelernt habe, in dem ein höheres Leben wirkt, als alle Philosophie zu geben vermag. Auf der Stirn trägt dieser göttliche Mann jene apokalyptische Anrede: ich weiß, daß du die Bösen nicht tragen kannst.' ‚Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, voll edlen Feuers im Innern, Liebe und Rath dem Guten, Donner und Geißel dem Schalk.' [2]

Aus diesen Eigenschaften Stolberg's erklärt sich seine entschiedene Verurtheilung der sich breitmachenden Freigeisterei und dünkelhaften Vernünftelei, wie wir sie aus seinem Munde schon wiederholt vernommen haben, und wie sie ebenfalls aus den während des Berliner Aufenthalts geschriebenen Briefen hervortritt. Es erklärt sich daraus ebenso seine Auffassung der französischen Staatsumwälzung, die er, wie sein Freund Klopstock, Anfangs als ‚eine Morgenröthe der Freiheit' begrüßte, bald aber als ‚die ärgste Despotie unter der Maske von leeren Freiheitsphrasen' verurtheilte. Hatte er noch im October 1789 geglaubt: ‚Was ich als Knabe unter dem Druck allgemeinen Widerspruches fühlte, was ich in meinem ersten Gedicht: „Die Freiheit" mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand,

[1] Jacobi's Auserlesener Briefwechsel 1, 502.

[2] Vergl. A. Nicolovius, Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius (Bonn 1841) S. 17, 18.

das wird nun Volkseinsicht' — so schrieb er schon am 12. December desselben Jahres an Voß: ‚Mit Frankreich geht es schlecht. Ich sehe nichts als kleine Leidenschaften und kleine Menschen dort.'

Aus seinen damaligen Briefen nehmen wir als die wichtigsten folgende auf.

An seinen Bruder Christian und die Schwägerin Luise.

Berlin, 19. April 1789.

Diesen Nachmittag bin ich hier angekommen. Gottlob, daß die öde Reise überstanden ist! Im tiefen Sande fahrend, in öden Gegenden, ward es mir schwer, nicht den Ideen, die mir immer gegenwärtig sind, so sehr nachzuhängen, daß ich mich auch dem einzigen Troste, welcher uns hienieden immer zu entfernt scheint, hätte öffnen können. Ich habe doch etwas im Wagen lesen können, den Oberon von Baggesen, welcher wirklich schön ist, und mehr als die Hälfte von Sturzens Briefen[1]. Letztere zwar zum Theil aus Bedürfniß der Lectüre, aber sie sind doch wirklich interessant. Sie zeugen von mehr Verstand, von tieferem und feinerem Denken als ich Sturz zutraute, und der Styl gehört sehr zu den vorzüglichsten in unserer Prosa. Besonders viel Delicatesse freundschaftlicher Empfindung und das edelste Herz.

Am 21. April 1789.

Ich danke Dir für alle Liebe und für die herzlichen Wünsche, deren Erfüllung ich sehr bedarf. My soul droops im Taumel, den ich nie ertrug, und noch mehr

---

[1] Briefe eines Reisenden von H. P. Sturz. Vergl. über diesen Jansen, Aus vergangenen Tagen 31—36.

in der Einsamkeit, die ich von Kindheit an liebte. Sie rächt sich bitter an mir, daß ich sie für etwas viel Besseres fahren ließ! Und ich werfe mir dennoch izt so manche Stunde vor, die ich in meinen schönen Tagen der Einsamkeit gönnte. Aber auch diese Vorwürfe erbittern sie. Die folgenden Tage werden sehr im Taumel und in Geschäften, Geschäften der Zunge und der Feder, hingehen.

Am 26. April.

Du wirst Dich erinnern, daß Göthe mir in einem Briefe einen gewissen Moritz so anrühmte. Er ist Professor bei der Academie der Künste und liest mystisch-dilettantische Collegia, bei denen sich auch einige Damen anfangs einfanden. Ueber Poesie soll er schrecklich deraisonniren, die Messiade eine lange Litanei nennen und das Wort Dichten von dicht ableiten. Uebrigens ist er ein Mann von vielem Verstande, aber von größerer Einbildung von sich selber. Ich stelle mir vor, daß er einige der Ideen, welche uns in Herder leicht abgeschattet schon mißfallen, ziemlich grotesk, mit wilder Phantasie und mystischem Dünkel in eine Art von System bringt, welches doch die weimar'schen Köpfe ergriffen hat.

Am 28. April.

Ich danke Dir für die Stelle aus Bonnet's Brief. Was er über mein Unglück sagt, rührt mich sehr, beschämt mich auch. Wer in solchen Leiden nicht dann und wann mit Empfindung ausriefe: Herr, wo sollen wir hingehen, Du hast Worte des ewigen Lebens! der wäre doch wahrlich nur dem Namen nach ein Christ. Worte der Weisheit sagt der liebe Weise über Kant, unsere Sophisten und Theologen, deren Einige nicht einmal Christen sind.

Berlin, 2./5. Mai 1789.

Welch' eine traurige Figur spielt unter andern der seichte Biester [1].

Wohl recht hast Du, was wären wir, wenn der Eine Trost, der Eine Anker uns nicht hielte! Sind die Stunden, in welchen wir uns diesem Troste nicht völlig genug überlassen können, so schrecklich, wie fürchterlich, wie niedertretend müßte der ernste Zweifel sein! So wie das Wesen unserer Religion Liebe und Hoffnung ist, so mußte dieser Zweifel den Alten das, was sie Standhaftigkeit nannten (eigentlich Ungefühl, ein nothwendiges Uebel dem Zweifler), die Haupttugend sein, und die Tugend, welche wir an ihnen bewundern, sproßt oft aus dieser Wurzel.

Am 23. Mai 1789.

Liebe Luise, heute werde ich Dir nur einige Zeilen schreiben, meine Zeit ist sehr besetzt. Meine eigentlichen Geschäfte würden mir wenige nehmen, aber das Hin- und Herfliegen auf der Haide, um hie und da Honig zu sammeln, den sie in ihre Zelle trägt, macht der Biene eigentliches Tagwerk, das Eintragen nicht. Und die Drohnen, mit denen manche menschliche Biene leben muß! Ach die gebundene, ja wohl, schwer gebundene Psyche!

Am 9. Juni 1789.

Engel, das Orakel dieses unmündigen Publikums, hat declarirt, daß Menschenhaß und Reue [2] nach Minna von

---

[1] J. E. Biester, Mitherausgeber der Berlinischen Monatsschrift, verstieg sich im Jahre 1786 zu der Weissagung: in zwanzig Jahren werde von Christen (oder Christus) nicht mehr die Rede sein. Vergl. W. Baur, Geschichts- und Lebensbilder (2. Auflage) Bd. 2, 578. J. Bachmann, E. W. Hengstenberg 1, 172.

[2] von Kotzebue.

Barnhelm das schönste Stück wäre und man betet ihm nach. Minna von Barnhelm hat also den großen Orden und dieses Stück den pour le mérite erhalten. Es ist unglaublich, wie unbekannt hier die besten deutschen Werke sind und wie machtsprechend die hiesigen kalten Gelehrten. Erinnerst Du Dich nicht, daß wir uns zusammen über die großen Schönheiten des Schiller'schen Gedichtes die Künstler, so absurd auch die Benennung ist, gefreut haben? Es sind gar herrliche Stellen darin, doch ist mir Manches verworren, wenigstens vermißt man lucidum ordinem.

Berlin, 24. Juli 1789.

Liebe Luise, Du rührst mich sehr durch die liebevolle Art, mit welcher Du mich beurtheilst. Wehe mir, wenn ich nicht schlecht und recht zu sein wünschte. Es ist der einzige Weg und wer auch in Irrgärten immer gerade durch die Hecken ginge, würde gewiß gleich herauskommen. Auf jede andere Art würde kein Mensch sich leichter verirren, wie ich. Du weißt, wie leicht und oft ich mich selbst in Häusern verirre.

Es lebe Necker! rufe ich nicht allein mit zunehmender Verehrung, sondern auch noch voll Hoffnung! Ich halte den Schritt des Königs oder seiner faiseurs für tollkeck, und habe nur die Furcht, daß die Franzosen viele falsche Schritte thun werden, aber aufhalten lassen sie sich gewiß weder durch ein lit de justice, noch durch etliche 20,000 deutsche Miethlinge. Gegen den Bürger wird der französische soldat citoyen sein Schwert nicht zücken. Paris wird vielleicht durch Hunger gezwungen, sich ein Weilchen zu unterwerfen, aber wer will ganz Frankreich zwingen? Selle, welcher zurückgekommen ist und einigen Versammlungen der assemblée nationale beigewohnt hat, ist

— wiewohl par principe ein kalter Berliner — ganz enthusiasmirt davon. Wie sehr muß dann die Nation es nicht sein?

Am 27. Juli 1789.

Gestern erfuhr ich in Charlottenburg die neueste Revolution in Frankreich. Ich hatte nach der vorigen nicht gefürchtet, daß den Beförderern der Despotie ihr Werk gelingen würde, aber so schnelle und weise Ausführung des großen Freiheitsplanes hatte ich auch nicht gehofft. Die Franzosen machen ihre Sache herrlich! Und nun muß der Hof die Hoffnung aufgeben, mit Gewalt etwas auszurichten. Möge es ihm nur nicht gelingen, durch Aussäung der Zwietracht die schöne Saat der Freiheit in ihrem Wachsthum aufzuhalten, erstickt wird sie gewiß nicht.

O des ehrwürdigen Stromes der Freiheitsgesinnung, den wir an seinen damals noch fast ungesehenen Quellen brausen hörten! Jzt reißt er die Dämme des Vorurtheils dahin. Jzt ist es keine Frage mehr, ob er in ganz Europa die Gefilde tränken werde! Die Mühlen, welche er treiben wird, werden nie in Stocken gerathen, wie die Staatswindmühlen jeden Augenblick thun. Ich höre viel Absurditäten, wie Du leicht denken kannst. Unwissenheit und Neid begeifern sich tour à tour. Ich soupirte gestern bei Nesselrode, welcher das Podagra hat, ganz allein mit Alopeus und seinem Bruder. Die Feier des anbrechenden Tages der Freiheit ward mit lebendigem Antheil vom russischen und dänischen Gesandten und den beiden andern Russen gefeiert. Der alte Nesselrode vergaß sein Podagra und ich that mehr, ich freute mich. Ich glaube dennoch, daß der König es im Grunde gut meint, aber wie elendiglich schwach ist er! Siehe zu, daß Du eine Broschüre von Mirabeau bekommen kannst, l'orateur. Sie ist excellent,

doch glaube ich, daß manche Aeußerung zu frühzeitig sei. Ueberhaupt thut der schlechte Kerl der guten Sache, die er mit seltenem Talent behauptet, Schaden.

Berlin, 8. Aug. 1789.

O welch' nouvel ordre des choses gehet in Frankreich auf! Selbst unsere Zeitungsschreiber reden groß davon, aber in the London chronicle sprechen sie von rebellion, bloodshed, anarchy ꝛc. Hier sind viele Deraisonneurs, doch deraisonniren sie mit derjenigen Behutsamkeit, welche solchen Leuten die Abwartung der évènemens einflößt. Andere sehen, gleich Denen, von welchen Du schreibst, nur Necker und bemaulen den großen allgemeinen Kampf der Freiheit nicht; Andere sind ganz irre an Franzosen und Menschheit. Der alte Spalding jauchzt mit mir, Ewart läßt den Franzosen mit Freude Gerechtigkeit widerfahren und der alte Nesselrode verjüngt sich. Die Polen, welche hier sind, freuen sich auch, und vergessen nur zu sehr, daß ihre Freiheit eine Verkettung einzelner Glieder von Eisen ist, welche den wunden Hals von Millionen umschlingt. Sonderbar ist es, daß Niemand die große Sache der Menschheit hier so empfindet, als ein alter Geistlicher, der dänische und der russische Gesandte.

Am 18. Aug. 1789.

Daß ich über Frankreich ganz wie Du denke, bedarf ich Dir nicht zu sagen. Nur müssen wir, glaube ich, noch viel gallicismes erwarten und schlimmere modernismes. Es ist so unendlich schwer, eine freie Constitution zu gründen, da Alles so unendlich componirt in den Staaten ist. Der edle Geist der Freiheit hat nicht einen gordischen Knoten zu zerhauen, sondern viele tausend aufzulösen und mit Klugheit aufzulösen, damit das Gewebe nicht ganz zerreiße. C'est là où je les attends, und nicht ohne Aengstlichkeit, wiewohl

im Ganzen mit sicherer Zuversicht, daß der Despotismus auf immer dort gestürzt ist. Aber werden die Franzosen, die keine Sache in ihrem wahren Lichte zu betrachten gewohnt sind, diese große Angelegenheit mit ebenso scheinbarer Kälte als inneren Gluth ordnen? Die großen Wahrheiten, denen sich ihr Blick öffnet, liegen dem gesunden Sinne so nahe, daß es unbegreiflich ist, wie man sie bisher fast überall nicht sehen wollte. Ich bin doch immer der Meinung, daß sich der Despotismus weniger durch die dumme politische Superstition erhält, — denn diese ist gar zu grob — als durch die Trägheit des Geistes. Die Aufgabe, deren Lösung dem französischen Genius izt obliegt, ist die schwerste, welche je aufgegeben wurde.

An Friedrich Heinrich Jacobi.

Berlin, 12. Sept. 1789.

Ich habe gestern Wizemann's Matthäus angefangen und mich mit dem edlen Geiste Ihres seligen Freundes dadurch noch bekannter gemacht. Sein Standpunkt und seine Art zu betrachten gefällt mir sehr. Mich deucht, ein aufrichtiger und ernster Zweifler müßte durch dieses Buch wenigstens veranlaßt und in den Stand gesetzt werden, durch Lesung des Evangeliums jeden Zweifel zu besiegen. Doch bin ich der Meinung, und bin es durch eigene Erfahrung — denn auch ich habe mit Zweifeln gerungen — daß die einfältige Lesung, auch ohne diesen philosophischen Blick, schon siegende Ueberzeugung mit sich führe. Das Geheimniß des Lebens, dessen Sie erwähnen, ist und bleibt uns hier ein Geheimniß der Art und Weise nach. Wir wissen nicht, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt, aber wir vernehmen sein Sausen wohl. O mein Freund, im Thale des Jammers, durch welches die Hand

des Alliebenden mich leitet, ist es zwar nächtlich um mich her, aber ich fühle, ich fühle die Morgenluft und rufe mit einer durch Mark und Bein gehenden Ueberzeugung: Wohl uns, daß wir sind, denn wir werden sein! [1]

An seinen Bruder Christian und die Schwägerin Luise.

Berlin, 14 Nov. 1789.

Es ist schrecklich, zu sehen, welche verworrene Begriffe von Freiheit das Volk hat, Begriffe, welche alle wahre Freiheit und Sicherheit aufheben. Aber sind nicht die Begriffe von Regierung ebenso verworren?

Am 26. Dec. 1789.

Wie lieb wäre es auch mir, liebste Luise, wenn Ihr unsere Abendtrios stören könntet, und doch möchte ich noch lieber, daß wir Euere Abende und Stille und Freiheit genießen könnten! Die unreinen Wasser des Weltpfuhls schlagen mir über dem Kopfe zusammen. Kaum erschwinge ich mir einige Stunden zur Lectüre; zum stillen Nachdenken, zu dieser nothwendigen Nachcur der Seele nach der Lectüre, bleibt mir kein Augenblick. Künftigen Winter werde ich doch wohl noch so aushalten müssen, aber länger kann ich nicht. Auch darf ich wegen meiner Kinder nicht, deren Lehrer ich sein will. Sie gedeihen am Leib und an der Seele und machen mir sehr viel Freude. Mariagnes entwickelt sich schnell und zum Erstaunen. Das Kind hat eine Feinheit und Schnelligkeit der Empfindung, welche mich oft lebhaft an ihre liebe Mutter erinnert, und hat auch den naturauffassenden und poetischen Sinn, welchen Agnes so sehr hatte. Ernst nimmt an allem Guten, dessen er so viel hat, zu. Crescit occulto velut arbor aevo.

[1] Vergl. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel 1, 506–507.

Die wenigen Stunden, die ich mit Mühe erringen und erschwingen kann, gebe ich den lieben Alten. Mit Christian lese ich die Ilias und Ovid's Metamorphosen, für mich allein auch die Ilias. Mit Kätchen und Christian die Schrift von Wizemann über den Matthäus, wiewohl ich sie schon gelesen hatte. Sie ist so einleuchtend und schön! Eigentlich lese ich sie wieder, damit Christian sie höre. Den Gil Blas haben wir bald fahren lassen. Außer daß Alles auf Diebstahl und Ehebruch roulirt, fanden wir auch den Witz dieses berühmten Buches so schaal, daß wir nicht viel Verdienst dabei hatten, ihn wegzulegen.

Am 28. Dec. 1789.

Hier ist ein Jüngling, Nicolovius, welcher mir von Jacobi empfohlen worden. Er hat den Sommer in England zugebracht und ist nun vier Tage bei Jacobi gewesen. Ein großer Verehrer und jugendlicher Freund von Hamann. Er hat sich gelabt am Feuergeiste unsers Schönborn, sich aber sehr gestoßen an der Kälte und Einförmigkeit der Engländer, welche, ohne eine Ausnahme, auch Schönborn fremd geblieben sind. Nicolovius gefällt Kätchen und mir sehr. Seit Scheffner habe ich hier keinen so reinen Menschen gefunden. Und er hat die edle verecundiam und das heitere Wesen, welche beide immer seltener werden. Kommt mir nach einigen Jahren ein ähnlicher in den Wurf, so suche ich ihn als Gehülfen für die Erziehung meiner Buben zu fesseln. Interessant ist mir zu sehen, wie ihm Gedike und Biester, als lose Speise, widerstehen, und welchen Durst er für alles Schöne, welches feine Gefühl, welchen Eifer er für's Heilige hat.

Am 5. Jan. 1790.

In Frankreich verschwindet die Furcht des Nationalbankerottes, wie es scheint; die erste Frucht der Freiheit ist

also auch dort fides publica! Eine Betrachtung stört gleichwohl oft meine Freude. Sind die Menschen moralisch gut genug izt, um frei sein zu können? Montesquieu's Satz, daß Freiheit auf Tugend gegründet sein müsse, wird durch die ganze Geschichte bestätigt. Auch heidnische Religion sicherte bürgerliche Tugenden, aber die unausbleibliche Gefährtin der Irreligion wird immer die Anarchie sein. Und das Phantom, welches man natürliche Religion nennt, kann für den Denker immer nur Zweifel sein, für den Haufen aber gar nichts. ‚Wo der Herr nicht das Haus baut, arbeiten umsonst die daran bauen, wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst.' Ich sehe aber nicht, daß dieser Hüter entre pour quelque chose dans la politique du siècle, und dann ist sie doch frivol, auch wofern sie Freiheit zum Zweck hat. Ich glaube, daß man mit Furcht und Zittern dem Umsturz aller Verfassungen entgegensehen müsse, sobald man der großen Stütze nicht gewiß ist. Eine korinthische Säulenordnung auf fliegendem Sand oder freie Verfassung auf Leichtsinn und Irreligion gründen, scheint mir gleichviel [1].

An G. A. von Halem.

Am 6. Febr. 1790.

Sie arbeiten [2] nebst noch zwei Anderen an einem neu verbesserten Oldenburgischen Gesangbuche. Der peremtorische Terminus von sechs Wochen, welchen Sie mir scherzhaft zur Aenderung eines meiner Lieder ansetzen, scheint zu beweisen, daß sehr schnell zu Werk gegangen werde. Ich halte die Sammlung der Gesänge, welche öffentlich gesungen und

[1] Vergl. Hennes 415.

[2] im Auftrage des Herzogs von Oldenburg. Vergl. S. 136 Note.

in der Stille gesungen werden, welche ganze Gemeinen zum Himmel erheben, und den belebenden Trost einer Religion, die vom Himmel kommt, in die Hütte des Landmanns und des Handwerkers träufeln sollen, für ein sehr wichtiges und großes Geschäft. Es kommt nicht nur darauf an, aus dem Vorrath geistlicher Lieder viel Gutes zu geben, sondern auch der Gefahr zu entgehen, viel Gutes zu nehmen, eine Gefahr, welcher wenige neue Sammler entronnen zu sein scheinen. Ich rede mit der Aufrichtigkeit zu Ihnen, welche unserer Freundschaft und des Gegenstandes werth ist. Wenn ein Fürst einen Auftrag dieser Art thut, so ist es doch wohl Jedem ausgemacht, daß er hier nur die vielen Einzelnen vertreten könne. Der Wunsch dieser Vielen, welche aus christlich-protestantischen Menschen bestehen, kann nur derjenige sein, ein christlich-protestantisches Gesangbuch zu haben. Es zu fordern haben sie das heiligste Recht. Wer ihnen ein socinianisches, naturalistisches u. s. w. Gesangbuch gäbe, handelte gewaltsam, auch wenn er es gut zu meinen glaubte, und thäte er es mit Absicht, hinterlistig und anmaßend.

Mit edler, unserer Freundschaft würdiger Offenheit, mit der Offenheit, welche so ganz Ihres Charakters ist, haben Sie mir mehr als einmal gesagt, daß Sie die Geschichte des Evangeliums bezweifelten. Liebster Freund! Wie können Sie den Gemeinen, deren Hoffnung für dieses und jenes Leben auf's Evangelium gegründet ist, eine Liedersammlung aussuchen? Wollten Sie das, was Ihnen vielleicht Wahn dünkt, pia oder soll ich sagen impia fraude aus den Gesängen unserer Gemeinen wegnehmen, sich mit so mißbrauchtem Vertrauen zum absichtsvollen Reformator, zum Umstürzer — insofern es von Ihnen abhängt — desjenigen machen, was diesen Gemeinen das Heiligste ist? Wollen Sie Lieder, deren Sinn Tausende in Leiden, Tausende im

Tode gestärkt hat, weil sie Ihnen legendenartig scheinen mögen, verwerfen? Oder wollen Sie aufnehmen, was Ihnen Legende scheint? Ich weiß wohl, daß man, wie Basedow gedichtet hat, auch sammeln könne, Lieder für alle Gottesverehrer. Aber diese fordert keine christliche Gemeine, diese genügen ihr nicht; ihr Glaube, ihre Hoffnungen sind nicht auf Vermuthungen eines hoffenden Zweiflers — denn mehr zu sein wird kein denkender Naturalist sich anmaßen, was auch Mendelssohn geprahlt haben mag — ihr Glauben, ihre Hoffnungen sind auf's Evangelium gegründet.

Möchten Sie, liebster Halem, in dessen Charakter vielleicht etwas leichter Sinn — ich mildere das Wort — aber auch edle Bereitwilligkeit ist, Freundes Rath zu hören, möchten Sie dieses bedenken und darnach handeln! Sollten Sie aber fortfahren, so wünsche ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß der Geist dieser Lieder, welche Sie mit kritischem Blicke durchsehen wollen, Sie mächtig ergreifen möge, nicht sowohl zum Dichten, als zuvörderst zum Glauben und Fühlen. Möge es Ihnen gehen, wie dem Könige von Israel, welcher die Propheten zu stören kam, und selber zu prophezeien anfing! Möchte es Ihnen gehen, wie dem gelehrten West, welcher die Feder ergriff, um gegen die Auferstehungsgeschichte Christi zu schreiben, und ihr eifrigster Erweiser ward!

Nur eine Bitte noch! Lassen Sie das Ringen nach Wahrheit, auch wofern Sie in diesem Geschäfte fortfahren wollen und zu dürfen glauben, Ihre Hauptsache sein! Wofern wir Andere, diesseits der Neologie, Recht haben, so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, daß ihr Neologen eure Akten mit Ernst revidirt, ehe ihr mit zwar nicht nachgebetetem, aber nachgesprochenem Spruch aburtheilt. Es scheint zur neuen Lehre zu gehören, allen Beistand Gottes

im Ringen nach der Wahrheit und dem Guten überhaupt zu läugnen. Wenn ich zu dieser Nicht-Kirche gehörte, so würde ich, um consequent zu sein, alle Führung Gottes, d. h. alle Providenz, läugnen. Denn wofern die transscendentelle Ueberzeugung und Besserung eine unmögliche Sache sein soll, so möchte ja wohl jede Einwirkung Gottes auf menschlichen Willen unmöglich sein. Und warum nicht auch auf die leblose Natur? Wir kämen dann zum müßigen Gott der Epikureer zurück.

Nicht um mich in Dinge zu mischen, welche mich nichts angehen, sondern aus Freundschaft für Sie und noch mehr aus Liebe für Ideen, welche in mir zu mehr als palpabler Ueberzeugung gereift sind, wiewohl oder vielmehr weil auch ich gezweifelt habe, nahm ich die Feder. Verzeihen Sie die zu sichtbare Eile; sie ist meiner Situation, nicht dem Gegenstande angemessen.

Während ihn in Berlin, nach seinem Ausdruck, ‚die Gosse der großen Welt von leerem Taumel zu taumelvoller Leere fortriß und über alle Maßen ermattete‘, führte ihm die Vorsehung eine neue Lebensgefährtin zu, die seiner würdig war und seinen Kindern eine zweite Mutter wurde: die Gräfin Sophie von Redern (geb. am 4. November 1765). Sie war die Tochter des am 1. Juli 1789 verstorbenen Oberhofmarschalls Grafen Sigmund von Redern, des Besitzers der freien Standesherrschaft Königsbrück in Sachsen. Nach dem Tode ihrer Mutter, geb. Gräfin Maria Johanna de Horguelin, die sie bereits am 1. Januar 1788 verloren, war sie zu ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten Grafen Fontana, gezogen und nahm sich der Erziehung der Töchter mit selbstlosem Eifer an.

Dort lernte Stolberg sie kennen und freute sich ‚ihres reichen Gemüthes, kindlichen Sinnes und ungewöhnlichen Geistes‘, lange bevor er daran dachte, daß sie je seine Frau werden könnte. ‚Sie ward‘, schreibt Stolberg, ‚wiewohl sie täglich in einer großen Welt, die ihr lästig war, leben mußte, nicht sehr bemerkt. Lagrange, der große Mathematiker, dem jede Anwendung seiner erhabenen Wissenschaft auf körperliche Gegenstände, selbst auf Astronomie, pueril scheint, Lagrange, welcher dabei so viel Herz hat, daß er einem meiner Freunde, den auch er liebt, gesagt hat: je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celles du cœur, dieser gewann das unbemerkte Mädchen so väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung seine Muße und ihrem Andenken seine ganze Zärtlichkeit gewidmet hat.‘

Einen Einblick in das Wesen der jungen Gräfin gewährt ein Brief, den sie gegen Ende des Jahres 1789 über ihre Jugend und Entwicklung schrieb. ‚Meine Jugend‘, sagt sie, ‚war durch mancherlei Verhältnisse nicht glücklich. Die Zeit ist nicht fern, wo ich die ruhigen Tage, die frohen Stunden meines Lebens hätte zählen können. Diese Jugendleiden sind die größte Wohlthat Gottes. Wenn irgend etwas Gutes an mir ist, so habe ich es meiner Lage zu danken; oft wenn ich an das Vergangene und an das Gegenwärtige denke, so füllen sich meine Augen mit dankbaren Thränen und erheben sich zu dem, der Alles so weislich und so liebend in einander schlang. Diese Freudenlosigkeit, die mir in Absicht meines moralischen Charakters so heilsam war, hat mir einen Anstrich von Trübsinn gegeben. Ich glaubte, dieß sei nur Vorbereitung, und tief in meiner Seele war der Gedanke, daß ich hienieden nie froh, nie glücklich werden würde, werden könnte. Ich war weiter nicht damit unzufrieden, ich verband früh dieses Leben mit der Ewigkeit

und sagte mir, daß es gleichgültig wäre, ob wir auf dem Wege zum Ziele etwas mehr oder weniger Bequemlichkeiten fänden. Ich strebte nicht sowohl nach Empfänglichkeit zum Genuß, als nach Muth zum Leiden, um so mehr, da ich von Natur sehr schwach bin. Ich bat schon seit langen Jahren Gott nicht um Glück.'

‚Was meine Lieblingslectüren anbelangt, so habe ich in meiner frühen Jugend sehr viel ohne Wahl gelesen. Niemand leitete, entwickelte mich. Meine liebe Mutter, eine der besten und liebenswürdigsten Frauen, die je waren, konnte mich wenig sehen. Ich wuchs auf, wie es dem Himmel gefiel. Spät fing ich an, mich im moralischen Sinn zu bilden. Seit meinem fünfzehnten Jahre habe ich viel Geschichte und ein paar Jahre lang sehr gern moralische Bücher aller Art gelesen. Später habe ich mit vieler Theilnehmung einige philosophische Bücher, doch wenige, gelesen, wie ich sie verstand. Gedichte, wenn sie meinem Herzen oder meinem Geiste etwas Neues sagten, las ich besonders in den letzten Zeiten sehr gern. Ich hatte seit sechs oder acht Jahren eine Liebhaberei, die mich oft beschäftigte und belustigte, das ist naturgeschichtliche Botanik und dergleichen. Romane habe ich bis zu meinem fünfzehnten oder sechzehnten Jahre sehr viel gelesen, nachher vermied ich sie par raison, jetzt ekeln mich die meisten an, weil in beinahe allen nicht thätige Liebe gegen Alle, sondern leidende, alles übrige vernichtende, verschlingende Liebe gegen Einen als lobenswerth vorgestellt wird. Clarissa Harlowe habe ich vor wenig Jahren auf Englisch mit unglaublichem Interesse gelesen, so daß mir alle übrigen Beschäftigungen verhaßt wurden und ich beinahe weinte, daß das Buch nicht noch sieben Bände hatte. Seit drei und besonders seit zwei Jahren, seit dem Tode meiner lieben Mutter, habe ich beinahe nichts mehr gelesen.

Sechs Monate lang konnte ich mich nicht genug sammeln, um irgend etwas mit Anstrengung zu thun. Mein jüngster Bruder reiste wenig Wochen nach ihrem Tode nach Madrid. Ich verlor Alles mit einem Male und zugleich Muth und Lust zu Allem. Ueberdieß that ich Alles in Beziehung auf meine Mutter und meinen Bruder. Da diese nicht mehr an dem, was ich las oder wußte, Theil nehmen konnten, so hatte ich auch keine Freude mehr daran. Den Messias lese ich mit tiefem, innigem Gefühl der himmlischen Schönheit dieses Gedichts. Ich werde ihn dieser Tage endigen. Dieses Buch hat die Macht, meine Seele von jedem andern Gedanken abzureißen. Außerdem machte ich es mir zur Pflicht, nie Etwas, das in meine weibliche Bestimmung gehörte, zu versäumen, um zu lesen; mich dünkte, es müsse für uns nur Nebenwerk bleiben. Freilich sind viele Ausnahmen, aber ich fühlte mich genug, um zu wissen, daß ich keine dieser Ausnahmen sein könnte. Bis in mein neunzehntes Jahr habe ich keinen deutschen Brief geschrieben und bis in mein achtzehntes Jahr sehr wenig deutsch gelesen. Meine Mutter war eine Französin von Geburt, und ob sie gleich in ihrer frühen Kindheit mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen war, hatte sie doch nie unsere Sprache gut und gern sprechen gelernt. Das Französische ist also eigentlich meine Muttersprache, aber schon seit Jahren ist mir das Deutsche lieber. Mich deucht, die Empfindung läßt sich besser auf deutsch als auf französisch ausdrücken. Unangenehm ist mir, daß ich viele französische Verse auswendig weiß und beinahe nicht einen deutschen. Erstere lernte ich in meiner frühen Jugend, jetzt kann ich nichts mehr auswendig lernen. Musikalisch bin ich ein wenig, aber nicht einmal mittelmäßig. Doch liebe ich die Musik sehr und habe zuletzt einige Fortschritte gemacht, die mir das Clavier-

spielen lieb gemacht haben. Wenn ich sage, daß ich dieß oder jenes schlecht oder mittelmäßig mache, so geschieht es wahrlich nicht aus Demuth, sondern aus Wahrheitsliebe. Wenn ich wirklich Etwas wüßte, so hätte ich ja kein Verdienst davon. Ich würde es also, deucht mich, sagen oder schweigen. Ich habe es aber nicht gern, wenn man mir irgend einen Vorzug zutraut, den ich nicht habe.'

Alle ihre Vorzüge wurden von Stolberg binnen kurzer Zeit durchschaut, und ‚die gegenseitige Zuneigung' brachte sie ‚zu gegenseitigem Entschluß', der besonders deßhalb so rasch zur Brautschaft führte, weil Sophie im Herbste 1789 ihre Schwester nach Madrid begleiten sollte, wohin Graf Fontana als Gesandter geschickt wurde. ‚Einige Tage vor ihrer Abreise', heißt es in einem Briefe Friedrich Leopold's an Scheffner, ‚ging ich in eine große Gesellschaft, wo auch sie war. Ich ging ohne Absicht hin. Wie getrieben von einer höhern Macht oder vielmehr getrieben von einer höhern Macht ging ich absichtslos auf sie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an, und nun ist sie meine Braut.' ‚Ohne sich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm sie mit schönen Thränen, zitternd, erröthend und erblassend meinen Antrag an, begleitete ihre Schwester und ihren Schwager nach Sachsen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, ist allein dort zurückgeblieben und im Frühling hole ich sie heim.'

‚Liebe Schwester', schrieb Sophie an ihre künftige Schwägerin Luise, ‚ich glaube gewiß, daß der liebe edle Mann mich sehr glücklich machen wird. Nie sah ich einen Mann, dessen Wesen so ganz in das meinige hinein gepaßt hätte, wenn ich so sagen darf. Wir sahen uns sehr wenig, wir sprachen uns nicht oft, nie ohne Zeugen, selten ohne Zwang, und wir verstanden uns unbegreiflich geschwind. Ich hoffe, daß auch er mit mir nicht unglücklich sein wird. Ob eben

so glücklich, als er es mit seiner geliebten Agnes war, darf ich nicht hoffen, so innig ich es auch wünschte. Man sagt, eine zweite Ehe könne nie so glücklich als die erste sein, wenn diese völlig unsere Wünsche befriedigt hat. Sie, liebe theure Schwester, die Sie meinen Stolberg ganz kennen, werden mir das einst sagen können. Ich liebe ihn mit inniger Zärtlichkeit und jeder seiner Briefe bindet mich fester an ihn. Lange that es mir weh, wenn ich bedachte, daß ich nur sein halbes Herz haben würde, ich war eifersüchtig auf seine geliebte Verklärte, aber nie hatte ich den unedeln Wunsch, sie aus seinem Herzen zu verdrängen. Er wäre mir weniger werth gewesen, wenn er nicht diese Trauer in seiner Seele, dieses lebhafte unauslöschliche Bild seiner Agnes darin gehabt hätte. Ich fühlte, daß es so sein mußte, es that mir aber doch wehe, oft sehr wehe. Nun habe ich aber begriffen, daß er Agnes und Sophien lieben kann, ich bin ruhig und glücklich und fühle, daß sein Herz mir gehört, und danke Gott, der mir diesen lieben edlen Mann zuführte[1].

Königsbrück, 4. Dec. 1789.

‚Daß ich Ihren lieben Bruder Fritz von Herzen liebe, habe ich Ihnen gesagt. Ich habe ihn beobachtet, erst mit ganz gleichgültigen Augen, weil er mir interessant war, eh' ich ihn sah, dann freilich in andern Verhältnissen. Doch habe ich mich immer bemüht, ihn mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen zu beurtheilen; selbst jetzt noch thue ich das. Er ist von Natur sehr offenherzig, er ist es gegen mich in einem hohen Grade gewesen, es wäre auch unedel von ihm gewesen, wenn er mich hätte täuschen wollen. Ich kenne ihn, denn wir verstehen uns ganz, oft ist es mir unbegreiflich, daß wir uns so kennen und verstehen. Ich

[1] Vergl. Hennes 427.

habe mich bemüht, seine Fehler zu errathen und bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen. Und doch muß er deren haben, denn ein vollkommenes Wesen hier auf Erden ist eine Chimäre, der man wohl im fünfzehnten oder sechzehnten Jahre nachhängt, die uns aber im vierundzwanzigsten nicht mehr beschäftigen kann. Fehler, Mängel, Launen hat also Stolberg gewiß, ich werde sie mit der Zeit auch wohl entdecken. Wenn Sie, liebe Schwester, aber die edle Aufrichtigkeit hätten, sie mir jetzt zu sagen, so würden Sie ihm und mir einen sehr großen Beweis von Freundschaft geben. Ich würde mich jetzt schon gefaßt machen, diesen Launen, diesen Fehlern nichts als Sanftmuth und Nachsicht entgegen zu bringen und es wo möglich so einzurichten, daß unsere Fehler in einander paßten, statt gegen einander zu stoßen, wie es so unendlich oft der Fall ist. Ich würde mich freuen, wenn er Fehler hätte, denn ich werde sehr oft seiner Nachsicht bedürfen und da würde er bald aufhören, mich zu lieben, wenn er gar so erstaunlich vollkommen wäre.

Liebe, theure Schwester, Sie werden finden, daß diese Sophie, der ihr lieber Bruder sein Herz so hingab, ein sehr närrisches Mädchen sein muß. Entziehen Sie mir aber dieserhalb Ihre Freundschaft noch nicht. Vielleicht bin ich ihrer nicht unwerth, so thöricht Sie mich auch jetzt finden mögen. In vier Monaten, liebe Schwester, werde ich Sie erwarten, werde Ihnen und Ihrem Manne mit schwesterlicher Liebe entgegen eilen und mich meines Bruders und meiner Schwester freuen! Ich sehe jetzt mit Vergnügen den Abend jedes Tages und denke gern, daß ich diesem Zeitpunkt um so viel näher bin. Ich bin jetzt sehr einsam und freue mich dieser Einsamkeit, denn wenn man einen Gedanken, ein Gefühl tief und innig in der Seele hat, so ist einem die Unterredung mit ganz gleichgültigen Personen

oft nur lästiges Geschwätz. Künftigen Monat hoffe ich Stolberg hier zu sehen und meinen Bruder mit ihm.

Königsbrück, 20. Dec. 1789.

‚Ich bin seit drei Wochen ohne irgend einen Genuß, als den mir Fritzens Briefe, Erinnerung und Hoffnung geben können, und doch ist mir meine Einsamkeit lieber, unendlich lieber, als der Herz und Geist ausdörrende Stadttaumel, der mir von früher Jugend an alle Fähigkeit, mich zu freuen, nahm. Ich habe mich einigermaßen daran gewöhnen können, aber zuwider ist er mir immer gewesen, und wenn ich nun wieder nach Berlin komme, werde ich wieder wie ein ächtes Landfräulein aussehen und die nichtigen devoirs de société unerträglich lästig finden. Oft konnte mich eine große Gesellschaft beinahe zum Weinen traurig machen. Da habe ich aber gesehen, daß das, was für mich nicht Genuß war, es für Andere sein könnte, und sagte mir: es ist ja gut, daß ein Jeder sich auf seine Weise freue. Mit Sehnsucht sehe ich dem Augenblick entgegen, wo ich, von dem ruhetödtenden Taumel entfernt, mit Ihrem Bruder in stiller Einsamkeit werde leben können. Dreizehn glückliche Jahre hat der Himmel Ihnen schon geschenkt! O liebe Schwester, lassen Sie mich erst eben soviel glückliche Monate verleben und dann will ich nicht mehr wähnen, daß mir der morgende Tag vielleicht das entreißen wird, was der heutige mir gab. Es ist nicht ängstliche Sorge. Es ist tiefes Gefühl unserer Vergänglichkeit, das mich alle Augenblicke befällt. Ich werde mit Muth und Unterwerfung das tragen, was über mich verhängt sein wird, aber Alles in der Natur, Alles um mich herum ruft mir laut zu: heute bist du froh, morgen vielleicht wirst du einsam und freudenlos dastehen. Es ist das Loos der Menschheit.

Königsbrück, 8. Jan. 1790.

Liebe Schwester, ich hatte seit einigen Jahren oft den Wunsch, an dem Rhein oder in dem nördlichen Theil Deutschlands zu leben. In dem Theile Deutschlands, den ich kenne, nämlich Berlin und die Gegend um Dresden herum, findet man so gar wenig Energie, Charakter und wahres Gefühl seines Werthes als Mensch. Hier sind sie kriechend, ein elender Titel ist das Ziel ihrer Wünsche, und in Berlin hat wieder der Despotismus allen Seelenadel erstickt und die Menschen auf eine andere Art äußerst schaal gemacht. Das gilt freilich nur von einer kleinen Anzahl Menschen, die ich Gelegenheit hatte zu sehen, aber mir ist das oft aufgefallen. Mich deucht, daß im Lande, das ich forthin sehen, vielleicht ganz bewohnen werde, fremde Sitten den rechtlichen Sinn noch nicht so sehr verwischt haben, Tyrannei die Seelen noch nicht so sehr gebeugt hat, als hier. Ich habe zuweilen gehofft, daß der Geist der Freiheit auch über uns kommen sollte; wir sind aber noch weit zurück; wenn man sie uns gäbe, so würden wir sie wahrlich nicht zu gebrauchen wissen.

Die Zeit, die mich Deinem Bruder näher bringen wird, naht sehr heran, mit Freude und Aengstlichkeit erwarte ich sie. Ehe ich es mir versehe, ist ein Tag, eine Woche dahin. Ja, liebe theure Schwester, wenn wir nicht die Ewigkeit mit dieser Spanne Erdenleben verbänden, so müßte uns jeder Gedanke, jedes Gefühl beugen und niederschlagen, aber so ist Alles Anfang, Alles Aussaat — und dann ist Alles schön und weise und wir finden unzählbare Freuden auf dem Wege, der uns zum Ziel führt.

Königsbrück, 20. Jan. 1790.

Liebe, edle Luise, es ist mir so ängstlich und doch dabei

so wohl, wenn ich bedenke, daß ich in vier Wochen meinem lieben edeln Stolberg zugehören werde! Ich fühle seinen Werth sehr tief, ich weihe ihm gern jedes Gefühl meiner Seele! Aber der Gedanke erschüttert, durchdringt doch mein Innerstes. Du mußt mich verstehen. Gott schütte die Fülle seines Segens über ihn — auch über Euch Alle. Der Segen, der über ihn und Euch Alle kommen wird, wird auch mich treffen. Bald, schon jetzt bin ich mit ihm, mit Dir, mit Euch Allen, die Ihr so über allen Ausdruck gut seid, nur eins. Dank sei Dem, der mir in seiner Güte dieses namenlose Glück gab! Ja, meine theure Schwester, unsere Liebe soll nicht gestört werden. Freilich genügt in diesem Leben nichts dem unbändigen Herzen, das immer weiter strebt, immer noch Leere fühlt, immer noch die innige Empfindung hat, daß etwas Besseres seiner wartet. Ich habe mir in den letzten Zeiten oft diese Ungenügsamkeit vorgeworfen, aber meine Bemühungen, dieses rastlose Streben zu hemmen, sind fruchtlos. Mich deucht, es ist das Pfand unserer stets steigenden Glückseligkeit und Vollkommenheit, und da lasse ich's denn gehen, wie es will und kann. Mein Stolberg muß seine Sophie, sein Weib, leiten, führen, bilden.

Liebe Schwester, ich habe Bonnet's Palingenesie gelesen, bewundert und empfunden, habe seine übrigen Werke immer lesen wollen und bin nie dazu gekommen. Diesen Winter kann ich es nicht mehr anfangen, aber es bleibt mir noch viel Zeit zu lernen, was ich nicht weiß, zu werden, was ich nicht bin, und jetzt werde ich soviel Hülfe, soviel Ermunterung haben! Ich habe mich oft über Bonnet's Vervollkommnungssystem innig gefreut[1].

---

[1] Vergl. Hennes 415.

Königsbrück, 26. Jan. 1790.

Liebe Luise, ich habe eine besondere Empfindung in meiner Seele, ich möchte sie nicht allen Menschen sagen, die Meisten würden glauben, es sei Heuchelei oder Schwärmerei. Gott weiß, daß es das erste nicht ist, ich glaube auch nicht, daß es das zweite sei. Siehe, beste Schwester, Du weißt, daß ich Stolberg von ganzer Seele liebe. Als ich ihm mein Herz und meine Hand versprach, liebte und ehrte ich ihn; seine Briefe, sein ganzes Betragen, das von Anfang an immer sich gleich, immer über allen Ausdruck edel gewesen ist, hat Alles, was ich für ihn empfand, um sehr Vieles vermehrt und jetzt hänge ich mit meinem ganzen Wesen an ihm. Ich kann Dir aus der Fülle meines Herzens und mit inniger Wahrheit versichern, daß das Andenken der Ewiggeliebten und seine Kinder ihn mir noch werther machen. Es ist mir, als wäre es ein Band mehr zwischen uns. Ich weiß nicht, ob es recht oder unrecht, natürlich oder unnatürlich ist, aber es ist so, und es schadet ja Keinem, daß es so ist. Ich sage es Dir, liebe Luise, weil es mir dieser Tage oft einfiel und ich Dir so gern Alles, was in meinem Herzen ist, sage. Da scheint der Abendstern so schön in mein Fenster hinein,

Sein Stern, sein Thal, sein Abendroth
Und um mich her sein Segen!

Ich bin so bewegt, so gerührt, der Stern scheint Allen, die ich liebe, vielleicht siehst Du ihn auch jetzt an, oder sonst Jemand, dem mein Herz gehört, oder der Antheil daran haben würde, wenn ich ihn kennte! Es gibt Augenblicke, wo man Himmel und Erde, alle Wesen mit seiner Liebe so innig umfaßt und sich dann mit so heißer Inbrunst zu dem Urheber des Himmels und der Erde, zu dem Vater

aller Wesen erhebt! In Freude und Leid sind diese Augenblicke so wohlthuend! Es thut mir oft in der Seele wehe, daß meine liebe Mutter meinen Stolberg und Euch Alle nicht gekannt hat. Meine Mutter war unaussprechlich gut. Wir waren beinahe immer ganz allein zusammen, und sprachen sehr oft von dem wahrscheinlichen Zustand der Seele nach ihrer Trennung vom Körper. Wenn wir nun von sehr guten Menschen lasen, die gelebt hatten oder noch leben, so kränkte es uns zuweilen, von allen Menschen getrennt zu sein, und dann sagten wir: nous les verrons dans l'autre monde, und beschäftigten uns manchen Abend mit diesen Gedanken, besonders in den letzten Jahren. Da wählten wir unsere Freunde unter allen Menschen, die uns die Geschichte bekannt macht, und waren zuweilen recht freudig. Jetzt würde sie unter Lebenden diese Freunde gefunden haben! Aber es sollte nicht sein! Friede sei mit ihrer Asche, sie hatte ein schweres Tagewerk! Nun genießt ihre sanfte schöne Seele Ruhe und Wonne und steigt von Höhe zu Höhe.

Ich entsinne mich, daß Du in Deinem letzten Briefe mir Etwas über englische Lectüre sagtest. Ich lese sehr gerne englisch. Addison's Cato und verschiedenes Andere von ihm habe ich gelesen und schön gefunden, auch einige Dichter und andere Werke in dieser Sprache, welchen ich manche frohe Stunde verdanke. Viele Jahre meiner ersten Jugend und die ganz letzten Jahre meines Lebens sind in dieser und in mancher andern Absicht ganz verloren gegangen. Doch rechne ich die letzten Jahre nicht ganz für verloren. Ich habe, obgleich nicht viel, doch etwas Menschenkenntniß erworben, mein Ideenkreis hat sich erweitert. In der Einsamkeit wird unser Urtheil über Menschen und ihre Verhältnisse eingeschränkt, einseitig, strenge. Man schafft sich Ungeheuer von Laster, und Phantome von

Tugend. Man sieht nicht, wie leicht es ist, zu straucheln und zu fallen, sieht, fühlt nicht, daß die edelsten, schönsten Eigenschaften oft neben großen Fehlern bestehen können, überhebt sich dieser oder jener wahren oder eingebildeten Tugend, die doch so leicht auszuüben war, weil die Gelegenheit, sie zu übertreten, uns fehlte. Da ist denn, deucht mich, der Umgang mit der großen Welt auf einige Zeit recht nützlich, wenn man ihn nur nutzen will, wenn man ihn braucht, strenge gegen sich und duldsam gegen Andere zu werden; ich dächte, er könnte uns zu dieser Sinnesart verhelfen!

29. Jan. 1790.

Da habe ich heute zwei große Kasten voll Kleider bekommen, die freuen mich, weil Stolberg sie mir schenkt. Aber nun werde ich mich in Berlin so viel putzen müssen und das thue ich nicht gern; aber wenn Fritz mich gern so sieht, so wird es mich auch freuen. Ich sehne mich danach, ihn in einer anderen Lage zu sehen; er würde in der Einsamkeit glücklicher sein. Der sinnlose Taumel ist für seinen Geist und für sein Herz nicht gemacht. Ich mache Plane und Projekte. Mein erster, größter Plan, der Wunsch meiner Seele, ist jetzt beinahe zuversichtliche Hoffnung geworden. Es ist nämlich der, daß er mit mir glücklicher sein wird, als er es ohne mich gewesen wäre. Das war bisher viel mehr Wunsch als Hoffnung. Aber nun, Gott sei Dank, ist es diese geworden, und sie ist so süß, so wohlthuend! Ich zeigte Stolberg von Anfang an Alles, was in meinem Herzen war. Ich that es, weil es mir nicht möglich gewesen wäre, unwahr zu sein, und dann aus Gewissenhaftigkeit, denn wenn er mich jetzt für heiterer, besser, als ich es bin, gehalten hätte, so hätte in der Folge dieser Irrthum ihm und mir geschadet, es wäre eine

aller Wesen erhebt! In Freude und Leid sind diese Augenblicke so wohlthuend! Es thut mir oft in der Seele wehe, daß meine liebe Mutter meinen Stolberg und Euch Alle nicht gekannt hat. Meine Mutter war unaussprechlich gut. Wir waren beinahe immer ganz allein zusammen, und sprachen sehr oft von dem wahrscheinlichen Zustand der Seele nach ihrer Trennung vom Körper. Wenn wir nun von sehr guten Menschen lasen, die gelebt hatten oder noch leben, so kränkte es uns zuweilen, von allen Menschen getrennt zu sein, und dann sagten wir: nous les verrons dans l'autre monde, und beschäftigten uns manchen Abend mit diesen Gedanken, besonders in den letzten Jahren. Da wählten wir unsere Freunde unter allen Menschen, die uns die Geschichte bekannt macht, und waren zuweilen recht freudig. Jetzt würde sie unter Lebenden diese Freunde gefunden haben! Aber es sollte nicht sein! Friede sei mit ihrer Asche, sie hatte ein schweres Tagewerk! Nun genießt ihre sanfte schöne Seele Ruhe und Wonne und steigt von Höhe zu Höhe.

Ich entsinne mich, daß Du in Deinem letzten Briefe mir Etwas über englische Lectüre sagtest. Ich lese sehr gerne englisch. Addison's Cato und verschiedenes Andere von ihm habe ich gelesen und schön gefunden, auch einige Dichter und andere Werke in dieser Sprache, welchen ich manche frohe Stunde verdanke. Viele Jahre meiner ersten Jugend und die ganz letzten Jahre meines Lebens sind in dieser und in mancher andern Absicht ganz verloren gegangen. Doch rechne ich die letzten Jahre nicht ganz für verloren. Ich habe, obgleich nicht viel, doch etwas Menschenkenntniß erworben, mein Ideenkreis hat sich erweitert. In der Einsamkeit wird unser Urtheil über Menschen und ihre Verhältnisse eingeschränkt, einseitig, strenge. Man schafft sich Ungeheuer von Laster, und Phantome von

Tugend. Man sieht nicht, wie leicht es ist, zu straucheln und zu fallen, sieht, fühlt nicht, daß die edelsten, schönsten Eigenschaften oft neben großen Fehlern bestehen können, überhebt sich dieser oder jener wahren oder eingebildeten Tugend, die doch so leicht auszuüben war, weil die Gelegenheit, sie zu übertreten, uns fehlte. Da ist denn, deucht mich, der Umgang mit der großen Welt auf einige Zeit recht nützlich, wenn man ihn nur nutzen will, wenn man ihn braucht, strenge gegen sich und duldsam gegen Andere zu werden; ich dächte, er könnte uns zu dieser Sinnesart verhelfen!

29. Jan. 1790.

Da habe ich heute zwei große Kasten voll Kleider bekommen, die freuen mich, weil Stolberg sie mir schenkt. Aber nun werde ich mich in Berlin so viel putzen müssen und das thue ich nicht gern; aber wenn Fritz mich gern so sieht, so wird es mich auch freuen. Ich sehne mich danach, ihn in einer anderen Lage zu sehen; er würde in der Einsamkeit glücklicher sein. Der sinnlose Taumel ist für seinen Geist und für sein Herz nicht gemacht. Ich mache Plane und Projekte. Mein erster, größter Plan, der Wunsch meiner Seele, ist jetzt beinahe zuversichtliche Hoffnung geworden. Es ist nämlich der, daß er mit mir glücklicher sein wird, als er es ohne mich gewesen wäre. Das war bisher viel mehr Wunsch als Hoffnung. Aber nun, Gott sei Dank, ist es diese geworden, und sie ist so süß, so wohlthuend! Ich zeigte Stolberg von Anfang an Alles, was in meinem Herzen war. Ich that es, weil es mir nicht möglich gewesen wäre, unwahr zu sein, und dann aus Gewissenhaftigkeit, denn wenn er mich jetzt für heiterer, besser, als ich es bin, gehalten hätte, so hätte in der Folge dieser Irrthum ihm und mir geschadet, es wäre eine

Art von Betrug, von Falschheit gewesen. In dem Maße, in welchem ich ihn getäuscht hätte, hätte ich auch in der Folge in seiner Liebe und seiner Achtung sinken müssen. Beste Schwester, ich glaube wie Du, daß Gott uns einander zugeführt hat. Viele Umstände mußten zusammentreffen, um die Verbindung möglich zu machen, von der ich mit froher Zuversicht so viel Glück erwarte. Wenn ich Deinen Schwager Bernstorff erst kenne, will ich ihm aus der Fülle meines Herzens danken, daß er Stolberg nicht seinem Wunsche gemäß nach Lissabon sandte. Ich will ihm danken, daß er ihm die Stelle in Berlin, die ihm und Euch Allen zuwider war, aufdrang. O ich werde ihm sehr viel zu verdanken haben! Denn ich habe noch nie einen Mann wie Stolberg gekannt.

Königsbrück, 5. Febr. 1790.

„Je mehr ich an Euch Alle denke, je inniger wird mein Dank gegen Gott, der mich Euch zuführte. Was ich jetzt gefunden habe, wagte ich nie zu wünschen, viel weniger zu hoffen. Ich hielt es für ohnmöglich, denn die Liebe, die Uebereinstimmung, der Geist, das Herz, das Euch Alle belebt, habe ich nie gesehen, nicht einen Schatten davon unter Allem, was ich kannte, gefunden. In meinen lieben Romanen fand ich hie und da in meiner Jugend etwas Aehnliches, aber dieser idealischen Welt war ich längst abgestorben, und nun hatte ich meine Erwartungen von Menschen und Dingen sehr tief herabgestimmt. Mit einem Male gab mir Gott, was ich nicht einmal mehr suchte. Stetes Bestreben, recht gut zu werden, wird mein bester Dank für den Geber alles Guten sein. Liebe Luise, Du und Dein Mann und mein Stolberg und Ihr Alle, müßt mich nicht verziehen, wie Ihr es jetzt thut. Ich bin es nicht gewohnt,

und da weiß ich nicht, welche Wirkung es auf mich haben wird. Mein größtes, beinahe mein einziges Verdienst ist ein heißer Wunsch nach Vollkommenheit, wie wir sie hienieden erreichen können. Das ist Alles, was Du Gutes an mir finden wirst. Erwarte ja nicht mehr, ich bitte Dich. Diese Ueberzeugung unserer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit war bei mir schon seit einigen Jahren so lebhaft, daß meine selige Mutter oft darüber scherzte. Wenn wir einen Greis oder eine alte Frau mit allen Thorheiten, Lastern und Gebrechen, die den Menschen so oft ankleben, sahen, so wollte sie manchmal meinen Glauben dadurch wankend machen, aber dann sagte ich ihr: chère maman, cela ne prouve rien, il se perfectionnera dans l'autre monde. Und so verlebten wir manchen Abend in der Zukunft und machten uns das Gegenwärtige dadurch froh. Seit meiner Mutter Tode hatte ich nur ganz im Innersten meiner Seele an Alles, was mich sonst so oft freute und beschäftigte, denken können. Aber nun mit Dir und mit Euch Allen kann ich es wieder hervorsuchen.'

Wenige Tage vor der Verheirathung reiste Stolberg nach Königsbrück und schrieb von dort am 11. Februar 1790 an Christian und Luise:

‚Nun bin ich hier und finde mich desto glücklicher, da ich zum ersten Male meine Sophie à mon aise sehe und da sie so unendlich gewinnt, à son aise gesehen zu werden. Hoher Seelenadel, Feinheit der Empfindung, Wahrheit und Liebe beleben ihr leichtbewegliches schönes Mienenspiel. Sie zu sehen, gießt Freude und Ruhe in meine Brust.'

Am 15. Februar fand die Trauung statt und Stolberg jubelte: ‚Nun ist die süßeste Gewißheit an die Stelle der Hoffnung getreten, wir wissen, dürfen und sollen es wissen,

daß uns jeder Tag näher bringen werde bis zum großen Bis.' ‚Liebe Luise', fügt er hinzu, ‚mit sehr vieler Rührung habe ich Deine Briefe an Sophie gelesen. Wie freue ich mich, daß Ihr sie so früh so richtig beurtheilt, so geliebt habt! Sonnabend Nachmittag, den 20., treten wir unsere Reise nach Berlin an und kommen, so Gott will, am 22. dort an. Es ist mir eine feierliche Vorstellung, daß ich mein Weib heimhole. Gott segne ihren Eingang. Aeußere Stürme können jede irdische Glückseligkeit (proud and blasphemous words, wie, deucht mich, Young sagt) erschüttern und umwerfen, aber für den Einklang unserer Seelen stehe ich, und dieser dauert schöner fort, wenn auch die Instrumente zertrümmert sein werden.'

Von Berlin aus wurde nun ‚fast posttäglich mit den Geliebten in Tremsbüttel' correspondirt. Aus den ersten Monaten des dortigen Aufenthaltes liegen zunächst einige Briefe der Gräfin Sophie an die Schwägerin Luise vor. ‚In welchem unsinnigen Taumel ich diese Tage', schreibt sie am 24. Februar 1790, ‚verlebt habe, kann ein vernünftiger Mensch sich wirklich kaum vorstellen. Doch haben wir, nämlich Fritz und ich, uns die Sache sehr bequem gemacht. Wir spielen und essen des Abends nicht aus dem Hause, und da ist der Familiencirkel am Ende jedes Tages sehr süß; diese Bizarrerie ist hier verzeihlicher, als irgendwo. Man treibt die Menschen zu Hunderten zusammen, wie die Schafe, und ob da zwei Figuren mehr oder weniger sind, kann kaum bemerkt werden. Das Leben ist auch wirklich zu kurz, um jeden Tag drei oder vier Stunden einem eiteln Vorurtheile aufzuopfern, ohne Nutzen für Andere und mit großem Schaden für sich.'

‚Dein Bruder', heißt es in einem andern Briefe, ‚hat mir einen sehr hübschen lieben Brief geschrieben, der mich

noch mehr gefreut haben würde, wenn ich nicht daraus sähe, daß er mich für etwas ganz anderes hält, als ich bin. Er gibt uns botanische Aufträge. Diese werde ich mit Freuden und so gut ich kann erfüllen. Er sucht aber gelehrte und pädagogische Kenntnisse und Verbindungen bei mir, und von denen habe ich auch nicht einen Schatten. Wenn ich nicht irre, denkt er sich aber die Sachen und die Männer, nach welchen er fragt, besser, als er sie in der Nähe finden würde. Es that mir oft so wehe, daß dieses bei den meisten Dingen dieser Welt der Fall ist. Unsere Einbildungskraft schmückt das halb Gesehene, das Unbekannte, das Gehoffte mit den glänzendsten Farben, und wenn wir dann sehen, kennen, genießen, so möchten wir alle Augenblicke sagen: Ah, n'est-ce que cela? Bei meiner gegenwärtigen Existenz ist dieses doch nicht der Fall. Ich war seit manchem Jahre schon nicht mehr zum Hoffen geneigt. Die Menschen, die ich gesehen hatte, hatten mich selten befriedigt, und da hatte ich mir zum Gesetz gemacht, mit Mittelmäßigkeit in jeder Rücksicht zufrieden zu sein. Jetzt bin ich wirklich außerordentlich glücklich, beinahe über meine Genußfähigkeit glücklich. Stolberg hat meine Erwartungen weit übertroffen, jeder Tag fesselt mich mehr an ihn und ich bin oft innig beschämt, wenn ich meiner vergangenen Grübeleien gedenke. Gott erhalte ihn, den lieben edeln Mann, aber oft ist es mir, als wäre mein Glück nichts als ein flüchtiger Schatten.

La rose croissait là, mais hier passa l'orage
Et la rose n'est plus!

Das ist so das Bild der Freuden dieses Lebens.'

‚Wenn Du uns, wie ich hoffe, diesen Sommer besuchst, wirst Du gewiß viel Freude über die lieben Kleinen haben. Sie sind alle sehr gut geartet und man sieht mit inniger Freude die Aeußerungen ihres Herzens und ihres Geistes.

Ein Kind ist in meinen Augen so ein heiliges ehrwürdiges Wesen, man sieht so viel besser in dem Kinde den Abdruck des Schöpfers; bei den erwachsenen Menschen hat beinahe immer mehr oder weniger Convention und Menschensatzung den göttlichen Stempel verwischt. Meine ganze Seele segnet diese lieben Kleinen, die mir Gott durch meinen Stolberg schenkte. Er, der sie uns gab, segne sie! schenke ihnen viel Freude und viel Leid, und Kraft und Tugend, beides zu tragen.'

Von Stolberg's Briefen aus jener Zeit reihen wir folgende ein.

An seinen Bruder Christian.

Berlin, 27. Febr. 1790.

Heute kann ich Dir nur einige Worte schreiben. Ich ziehe schwerer als gewöhnlich am politischen Karren und der Aufladenden sind so viele! Hätte ich doch wenigstens acht Tage länger in Königsbrück bleiben können! Das mosaische Gesetz gab Neuverehelichten ein Jahr Urlaub vom Kriegsdienst. So billig ist die Politik nicht. Noch unbilliger die große Welt mit ihren eingebildeten Pflichten, deren Fesseln mich und meine Sophie in einem Augenblick umklirren und umschlingen, wo wir nur für einander existiren möchten und sollten. Uebrigens fühle ich, wie undankbar gegen Gott jede Bewegung kleiner Ungeduld sei. Das Weib, welches er mir zuführte, ist nach meinem Herzen. Wir waren, vom ersten Tage in Königsbrück an, vertraut wie nach Jahren, und werden uns nach Jahren neu sein, wie am ersten Tage. Die Kinder hangen ihr mit Liebe an. Der häusliche Scepter kleidet sie so gut, als ihre robe de cour.

Am 6./9. März 1790.

Ich habe Göthe's Tasso gelesen. Sehr schöne Diction,

sehr feine Stellen, ein absurdes Ganzes, wiewohl Werk eines Meisters, aber fern von Meisterstück.

Noch dauern für uns die täglichen Diners à notre honneur et gloire und werden noch dauern. Es ist schrecklich! Kaum erschwinge ich eine Stunde zur griechischen, eine zur lateinischen Lectüre mit Christian. In meine Privatlectüre, welche nur fugitiv ist (izt habe ich die neuesten confesssions de Jean Jacques angefangen), werfe ich manchmal in drei Tagen keinen Blick. God temper'd the wind to the shorn lamb, als er mir izt Sophie zuführte.

Berlin, 13. März 1790.

Rastlos geht die Drillmaschine mit mir um und um, daß mir Hören und Sehen, wenigstens au point de la lettre das Denken vergeht. In der That, mein Geist ist betäubt. Die arme Psyche ist belastet. O wie wird uns sein, wenn sich jede Fähigkeit des Geistes frei ausbreiten, jede Empfindung sich frei vertiefen, erheben, mittheilen wird! Wenn wolkenlos der Horizont des unsterblichen Menschen sich über ihm wölben wird!

Ueber die Hoffnung oder Nichthoffnung eines Urlaubs kann ich noch nicht mehr sagen, als letzt. Die Aspecten müßten sich sehr ändern, wenn ich daran würde denken dürfen, aber sie können sich sehr ändern. Prudens futuri temporis exitum caliginosa nocte premit Deus! Wie unsicher sind die Aussichten der Staaten! Wie sicher die große Aussicht des Menschen! Da sieht man, was positiv, was conventionell ist!

Am 21. März 1790.

Schiller's Geschichte[1] habe ich noch nicht gesehen. Du weißt, que son esprit me répugne. Wenn ich noch wie

[1] des Abfalls der Niederlande von Spanien.

sonst, oder halb so viel läse, würde ich dieses Buch gewiß gelesen haben; aber je weniger ich lesen kann, desto ekler muß ich in der Wahl sein. Ich lasse seinem Geiste alle Gerechtigkeit widerfahren, aber der große Gesichtspunkt, aus welchem man die Geschichte allein mit dem wahren Interesse ansieht, fehlt einem Mann ganz, welcher lieber mystisch vom Schicksal schwatzt, als den Gang der Vorsehung ahnet.

Berlin, 30. März 1790.

Ich freue mich des lebendigen Interesses, welches Klopstock an so vielen Dingen nimmt, begreife aber nicht, daß er so viel von dem, was über die französischen Angelegenheiten herauskommt, lesen kann. Ich vermisse so ganz großen einfältigen Geist, sehe esprit de siècle, sehe keinen Fortschritt, hoffe gleichwohl, mag aber einer Sache nicht schrittweise folgen, welche so sehr im Zickzack geht, so viel Lärm macht und bisher so wenig ausrichtete. Auch die hocherhabene Sache der Freiheit kann zur Mode werden und dann Adieu alles Große! Die blutdürstigen Weiber, welche sich um Narren von Duellanten drängen, verheißen mir kein neues Jahrhundert, nach welchem ich mich sehnen möchte. Freiheit, wie alles, was groß ist, war immer das Resultat der ernsten und stillen Kräfte. Zur Freiheit ist vielleicht keine Nation so unreif, als die französische. Auf einem Hollunderbusch will Derjenige bons chrétiens pflücken, welcher von dieser Zeit etwas erwartet! [1]

Am 3. April 1790.

Auf dem Lande werden wir Bonstetten's Briefe zusammen lesen. Hier ist an keine gemeinschaftliche Lectüre zu denken. Sonst habe ich überhaupt so wenig Zeit, daß ich

[1] Vergl. Hennes 421.

die nouveautés gar nicht lesen kann. Und überdem arbeite ich immer mehr daran, den Cirkel meines Interesses zu verengen, um im Kleinern daheim zu sein. Daheim? Wie man sich in einem Gasthofe auf der Reise etablirt. Tout établissement vient tard et dure peu, sagt der weise Lafontaine.

Bei meiner Denkungsart, welche Du kennst, kannst Du Dir vorstellen, wie leer mich die Politik läßt, wiewohl sie mich beschäftigt. Es scheint mir zuweilen, daß sie mich con amore beschäftigt, aber das scheint nur. Ehe ich zur großen herrlichen Reise gerufen werde, wünsche ich wenigstens mich im kalten Bade ländlicher Stille recht rein baden zu können. Alles fremde Interesse — und welches ist dem bessern Selbst nicht fremd? — möchte ich abspülen! Möchte zur Besinnung kommen!

Am 10. April 1790.

Nur ein Wort. Glaube mich ja nicht für die Sache der Franzosen erkaltet. Sie ist mir heilig. Aber ich finde sie der Sache so unwerth. Daß, sobald die große Idee rege ward, sich Männer finden, welche etwas dafür fühlen und nicht ganz schlecht sprechen, ist sehr natürlich, aber daß die ganze Nation so todt dabei bleibt, nur Ketten sich abnehmen ließ, aber zu keinem edeln Entschluß aufsprang, kein freiwilliges Opfer thut! Daß ihre Senatoren noch solche Kinder an public spirit sind, daß sie sich wegen öffentlicher Dinge wie Studenten duelliren, daß sich, Necker ausgenommen, nicht ein einziger homme supérieur in sublimem Sinne gefunden! Ich möchte der ganzen Nationalversammlung zurufen, was Kleon den schon entartenden Athenern zurief: ‚Ihr seid gewohnt, Zuschauer der Reden und Hörer der Sachen zu sein.‘ Von Aristoteles bis Montesquieu haben alle Weisen die Tugend zur Grundlage der Freiheit gemacht, und diese Grundlage scheint mir in Frank-

reich zu sein, was sie mir immer dort geschienen hat. Ich kann nicht Vertrauen in eine Nation fassen, deren mittelmäßig schwatzende Männer nur schwatzen, deren Weiber sich als Amazonen, als Megären, aber nicht als stille harrende Bürgerinnen zeigen. Das große Unglück ist, daß die Franzosen in keinem Ding je nach Wahrheit und Natur gefragt haben. Und wie ist es da möglich, daß sie nicht vom Ziel abirren? Wie ungleich jedem Volk, welches sich Freiheit zu erringen werth war!

An H. A. von Halem.

Berlin, 10. April 1790.

Niemand, sagen Sie, könne von der Vortrefflichkeit der Person und der Lehre Jesu überzeugter sein, als Sie; aber es fehlt Ihnen die Ueberzeugung, daß es nothwendig sei, über seine Person, seine Wunder und sein Verhältniß zu Gott etwas Entschiedenes anzunehmen. Um über diesen Punkt zu einer Meinung zu kommen, sind zwei Dinge nothwendig. Beide setzen Durst nach Wahrheit voraus: erstens Entäußerung alles Vorurtheils der Erziehung; zweitens Entäußerung alles Vorurtheils, welches der Genius der beiden letzten Jahrzehnte erzeugt haben könnte. Aus diesen beiden Entäußerungen, verbunden mit glühendem Wahrheitsdurst, wird im denkenden Manne Begierde, zu prüfen, entstehen. Er wird historisch prüfen: ob die Zeitrechnung der Bibel alle andere berichtige, ob aus ihren Urkunden die Fäden ausgehen, welche Geschichte der Völker geworden sind? ob in einer Reihe von Schriften, deren erste, Hiob, von der letzten, Johannes, mehr als anderthalb tausend Jahre an Zeit entfernt war, nicht ein leuchtender Faden von Geschichte zu finden, welche, nie in Widerspruch mit sich selbst, nie in Widerspruch mit andern Schriftstellern, diese

fremden Schriftsteller oft berichtigt? ob dem Volke, welches allein eine so lange Reihe von Schriftstellern gehabt, wirklich in diesen Schriften Zerstreuung unter alle Nationen angedroht, und trotz dieser Zerstreuung, trotz der angedrohten Schmach und Dienstbarkeit, beständige Fortdauer verheißen worden? ob seinen Brüdern, den Arabern, gleichfalls beständige Fortdauer und Absonderung verheißen worden? ob auch sie, abgesondert, als franke, freie Nachkommen Ismael's noch fortdauern?

Er wird moralisch, philosophisch, religiös prüfen: ob dieses Volk reinere Begriffe, als andere, von Gott und Moralität gehabt? ob diese Begriffe beim Idumäer Hiob und bei allen folgenden dieselben gewesen? ob nicht der Mittelpunkt, der focus, aller dieser Lichtstrahlen eine große Erwartung gewesen? ob die in den neuesten Schriften der Bibel angekündigte Erfüllung dieser Erwartungen so beschaffen gewesen, daß man sie, falls man die Erwartung zugibt (und noch harren die zerstreuten Israeliten!), für eine Erfüllung ansehen dürfe, ja müsse? ob Jesus eine reinere Moral als alle Weisen gelehrt habe? ob er sich als den Erwarteten angekündigt habe? ob er diese reine Moral zum letzten Endzweck gemacht oder ihre Ausübung nur als Bedingung ewiger Glückseligkeit und als echtes Kriterium der Liebe zu Gott und zu den Menschen, welche ihm über Alles galt, angerühmt habe? ob er (absit blasphemia dicto!) habe täuschen wollen, wenn er sich Sohn Gottes nannte, wenn er seinen Tod und seine Auferstehung vorhersagte, wenn er uns auf sich, als auf unsern Fürsprecher und Mittler, verwies, wenn er uns in seinem Namen beten lehrte, wenn er eine zweite Wiederkunft am Abend der Tage verkündete? Oder ob seine Jünger ihm dieses Alles angedichtet? ob sie mit beispiellosem savoir faire jede

seiner Reden und Thaten so zu wenden wußten, daß sie auf diese Punkte anspielt? ob sie konnten getäuscht werden? ob eine Erfindung der Art, mit der Einfalt und der List, mit der apophthegmatischen Kürze und dem reichen Inhalt sich denken lasse? sich denken lasse, daß sie Opfer der Schmach und des Todes dafür werden wollen? daß Paulus und andere Epistelschreiber an ihre Zeitgenossen von Wundern schreiben, welche mitten in der Gemeine gewirkt wurden? gegen die Ueberschätzung dieser Gaben eifern und nur auf Glauben und Liebe dringen — wenn diese Gaben nie existirt haben? sich denken lasse, daß die Wahrheit dieser Wunder erlogen wäre, wiewohl kein früher Feind des Christenthums weder unter Heiden noch Juden sie geleugnet, sondern vielmehr zwar übernatürlichen, aber bösen Kräften zugeschrieben? Ein sich auf sehr cohärenten Ideen gründender Irrthum müßte doch in eine Art von System zu bringen sein. Bringe mir einer die hebräischen Märchen, falls sie das sind, in ein System! Er nehme Wahrheit an, und wie fest steht die Pyramide!

Aber hier ist noch mehr. Der sonderbare Nazarener verhieß jedem ernsten und demüthigen Forscher und Fleher um Wahrheit die festeste Ueberzeugung. ‚Thut die Werke, die ich thue, und prüfet, ob meine Lehre von Gott sei!‘ Und darauf läßt es auch jeder wahre Vertheidiger des Christenthums ankommen! Es sage mir ein Sterbender: (im Tode ist Wahrheit!) es sage mir ein Sterbender: ‚Ich lebte nach der Lehre Jesu, ich rang nach Ueberzeugung, aber ich fand sie nicht, ich sterbe ohne Hoffnung!‘

Liebster Halem, ich glaube, ohne Schwärmerei, transscendentale Ueberzeugung zu haben; aber ein solches Zeugniß würde mich in meiner Ueberzeugung erschüttern. Glauben Sie mir, liebster Freund, und o! versuchen Sie es mit dem

Ernst, den die Sache der Ewigkeit verdient, flehen Sie um Wahrheit und führen Sie ein heiliges Leben, flehen Sie um Kraft, ein heiliges Leben wandeln zu können! Sollte auch Ihr Gebet an den unbekannten Gott nur hypothetisch sein, Sie werden so gewiß feste Ueberzeugung erhalten!

Alexander Baumgarten sagte sterbend: Serenitas animi est demonstratio demonstrationum. Das sage ich von der transscendentalen Ueberzeugung, welche wahrlich kein Traum ist! Nach dieser unmittelbaren Ueberzeugung hat mich keine so überzeugt, als der tägliche Anblick meiner verklärten Agnes, welche, ohne den Tod ahnen zu können, die letzten acht Wochen in der ach! so schönen Blüthe der Jugend den Himmel im Herzen und in den Augen und auf der Stirne trug, welche ein schöner Beweis von hoher christlicher Veredlung war, ohne es zu ahnen, ganz Liebe und Freude.

Lesen Sie, ich bitte Sie, lesen Sie Wizemann's ‚Matthäus', lassen Sie sich durch einige schwache Argumente im Anfange nicht abwendig machen; aber lesen Sie, ich bitte, ich flehe!

Ich habe Ihnen dieses Alles mit fliegender Feder hingeschrieben; ich traue meinem Herzen mehr als meinem Kopfe. Und die Religion Jesu, wiewohl sie durch die strengste Prüfung der Vernunft gewinnt, ist Sache des Herzens [1].

An den Kriegsrath Scheffner.

Berlin, 27. April 1790.

Ist denn gar keine Hoffnung, daß Sie diesen Sommer nach Berlin kommen werden? Oder künftigen Winter? Später würden Sie mich schwerlich hier finden. Daß ich

[1] Vergl. S. 136 Note 1.

vorigen Sommer nicht verdorrte, ist vielleicht Ihr Werk. Man sieht gern den Baum an, welchen man, nachdem der dörrende Ostwind ihn gestürzt hatte, noch zu rechter Zeit wieder aufrichtete und anband. Einem solchen gleiche ich nun, angebunden, nicht mehr mit starker Wurzelkraft freudig aufstrebend. In meinem Landhäuschen [1] würde sich am schönen Strom und im Schatten gut schwatzen lassen, nicht vom Kriege, welcher gewiß Sie wie mich betrübt, wiewohl meine Friedenshoffnungen noch nicht ganz die Flügel senken, sondern von so manchem

. . . quod magis ad nos
Attinet et nescire malum est.

Meine Sophie, meine Schwester und mein Neffe würden oft lebendigen Antheil an unseren Gesprächen nehmen, oft uns wandern lassen hinein in die Tiefe des Gesprächs. In der schnellgeflügelten Wechselrede würden wir uns vielleicht manchen ernsten Gegenstand leicht wie Federbälle zuwerfen, manchmal das Webschiffchen der Ideen uns zuschleudern und lächelnd ernste Gewebe weben. In der Welt um uns her sehen wir so oft das Gegentheil, sehen wir so oft den ernsten Welthandel alltäglicher Gedanken und gepriesener Weltweisen Rechenpfennige mit höchsteigenem Bild und Ueberschrift, doch verborgenem Midasohr von gespaltener Klaue in gespaltene Klaue gereicht, vom Wiederkäuer dem Afterwiederkäuer vorgekaut werden [2].

---

[1] eine kleine von Stolberg gemiethete Villa, an der Spree gelegen, eine Stunde von Berlin.

[2] Stolberg's Briefe an Scheffner stehen in den Blättern für literarische Unterhaltung 1846 Nr. 173 und 174.

An seinen Bruder Christian.

Berlin, 22. Mai 1790.

Vor einiger Zeit gerieth ich über the Tempest von Shakespeare und da fing mich der Zauberer; ich lese ihn nun ganz. Wer Shakespeare anfängt, legt ihn erst aus der Hand, wenn er ausgelesen ist. Da ich viele Stücke seit elf bis zwölf Jahren nicht gelesen habe, ist mir Manches fast ganz neu.

Am 13. Juli 1790.

Ueber die Aufhebung der Wappen und Titel in Frankreich höre ich freilich viel deraisonniren. Wie trüge auch ich gern unsern alten Schild der Freiheit zum Opfer![1] Ob aber diese Maßregel izt nicht übereilt war? Ob es rathsam war, in der Gährung des Augenblicks einen solchen Adel zu beleidigen? Ob die Majorität, welche durch die Menge der Bürgerlichen entstanden, so viele Menschen um alte Rechte bringen konnte? Ob man einen solchen tiefgewurzelten Baum ausreißen kann, da es viel rathsamer scheinen möchte, nach Art der Monarchen ihm nach und nach alle Nahrung zu nehmen? Endlich, ob eine Monarchie den Adel entbehren kann? Ich gestehe, daß ich alle diese Fragen eher mit Nein als mit Ja beantworten würde. Ich würde mir nicht getrauen, eine Maßregel des französischen Senates zu beurtheilen, wenn ich nicht Mirabeaus in diesem Senat herrschen, wiewohl verachtet herrschen sähe! Ich würde vorgeschlagen haben, etwas Aehnliches wie das Ober- und Unterhaus in England zu haben; dem bürgerlichen Verdienst Eintritt in Adel und Oberhaus möglich zu machen und die

[1] Man ersieht hieraus, daß nicht die Aufhebung der Adelsvorrechte seine Sinnesänderung bezüglich der französischen Revolution hervorrief. Vergl. Herbst 2, 117.

Cadets der adligen Geschlechter zum Handel zu ermuntern. Dann würde Alles schon von selber gehen. Aber ich sehe nichts, was mich könnte glauben machen, daß die Franzosen reif sein sollten, die schwerste aller Aufgaben, die Aufgabe einer solchen Aristokratie, nach der Bedeutung des Worts bei den Alten, wo die Besten herrschen und jedem Bürger durch Verdienst der Weg zur Mitregierung offen steht, zu lösen. Die Nation ist in ihren Häuptern nun schon über ein Jahr versammelt und ist noch jedem Angriffe von Außen ausgesetzt, hat von Innen noch nicht den geringsten Credit der Macht! Sie wollen griechisch reden und verletzen uns mit Gallicismen! Durch diesen schönen edeln Versuch gewinnt die Menschheit zuletzt unendlich viel an Erfahrung und Freiheit, aber es thut wehe, zu sehen, daß die Sache mehr mit Spitzfindigkeit als Nerv, mehr mit Eigennutz als Patriotismus betrieben wird.

Am 10. Nov. 1790.

Cyneas verglich den Senat Roms mit Königen. (Er dachte sich Alexander und Pyrrhus.) Mit wem würde er den Senat Frankreichs verglichen haben? O die Nation scheint nicht das A B C von Freiheit und Ordnung zu kennen, da sie die Idee von Beiden trennt!

An H. A. von Halem.

Berlin, 20. Jan. 1791.

Ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet — also Despot ist — noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer

die Franzosen, die sie waren. Paris, diese allgemeine Masse der Frivolitäten und Mutter der Unsittlichkeit, konnte wohl der Brennpunkt der Nationalunruhen werden, aber der Sitz heiliger Freiheit, sollte sie das sein können? Und sind nicht Mirabeau und Maury, Erzschalke, an der Spitze der Nation? Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotieen stürzen wird. Segen und Fluch wird er mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind — und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig — die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe, Sie wissen wie sehr, die Freiheit! Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat.

An seinen Bruder Christian.

Am 6. März 1791.

Die schönen Hackert'schen Landschaften (Italiens) erquicken Auge und Seele. Wenn ich von ihnen auf ihre Urbilder, deren Schatten sie sind, im Geiste hinsehe und dann fühle, daß auch jene hesperischen Paradiese nur Schatten einer höheren Natur sind, welche dereinst unser harret, an welcher sich unsere Heimgegangenen schon izt laben, dann hebt sich auf Flügeln sanfter Sehnsucht das Herz. Zum großen Fluge kann die gebundene Psyche sich noch nicht erheben, aber sie kann doch schon vor Freude mit den gebundenen Fittichen schlagen.

Am 13. März 1791.

Ich habe nie viel in dem ältern Plinius gelesen. Das Wenige, was ich gelesen, reizte mich immer sehr, aber ich scheue mich davor, mich in ein neues Fach von dem Um-

fange, als die Naturkunde ist, zu begeben. Möchte ich das, so würde mich doch das Riesengenie des Aristoteles viel mehr reizen. Auch wegen seiner edeln Einfalt im Styl, gegen welche der halbsilberne Römer doch sehr verliert, so viel des Goldes auch innerlich und äußerlich an ihm sein mag. Beide wären gewiß des eifrigsten Lesens und Studirens werth, aber dann müßte man die Neuern ja auch zur Erweiterung und Berichtigung lesen und man verlöre sich in dieses eine Fach. Deine Stellen aus Livius sowohl als eine im Ovid, die ich beim Nachschlagen des Wortes Elicius, durch Deinen Brief dazu veranlaßt, im Lexicon fand, beweisen, deucht mich, vollkommen, daß die Alten die Electricität kannten [1].

Es war aber eine böse Art der Alten, solche Kenntnisse im Kreise geheimer Gesellschaften verborgen zu halten; sei es, daß sie es aus Neid thaten, oder, was mir wahrscheinlicher als jenes scheint, daß sie, unbekannt mit den Ursachen, nur die Kräfte aus Phänomenen kannten und die Uebung dieser Experimente für Magie hielten; oder endlich, was mir am allerwahrscheinlichsten dünket, daß sie das Volk zu bethören und dadurch zu lenken suchten. Die Pythagoräer rühmten sich am meisten geheimer Kunde, und ihr Zweck war Volksbeherrschung. Auch kann ich mir bei ihren eleusinischen Geheimnissen keinen edeln Zweck denken, da Verheimlichung der Wahrheit desto schädlicher ist, je heiliger die Wahrheit ist. Und welche andere als physische Wahrheit wäre ihnen zugänglich gewesen? Edle Ideen von Unsterblichkeit und Vorsehung wären für sie doch nur Meinungen

---

[1] Eliciunt coelo te Jupiter, unde minores
Nunc quoque te celebrant, Eliciumque vocant.
Fast. III. 327.

gewesen, und wer verheimlicht Meinungen? Diese Verheimlichung physischer Kenntnisse hindert auch mit der Ausbreitung die Erweiterung und Berichtigung dieser Kenntnisse, weßwegen ihr Jupiter Elicius auch nie seine Tempel vor dem Blitze zu bewahren lernte.

Ich habe viele Reisebeschreibungen diesen Winter gelesen, lese noch und orientire mich zum Voraus in diesen Paradiesen, wo die lebendige Natur mich mehr lehren wird, als selbst die Schriften, welche ihr milder Einfluß erzeugte.

Die vier letzten Briefe sind nicht mehr aus Berlin geschrieben, sondern aus Emkendorf, dem Gute des Grafen Friedrich Reventlow, bei dem Stolberg mit seiner Familie den Herbst und Winter 1790—1791 verbrachte. Auf seinen Wunsch war er von dem Gesandtschaftsposten in Berlin zurückberufen und zum Gesandten in Neapel ernannt worden, und bereitete sich in Emkendorf durch eifrige Lectüre zu der Reise nach Italien vor.

‚Als ich den vorigen Sommer‘, schrieb er am 6. April 1791 an Scheffner, ‚auf Urlaub von Berlin reiste, hoffte ich den Gesandtschaftsposten an der Spree gegen den am mittelländischen Meer zu vertauschen, und nun ist meine Hoffnung so eingetroffen, daß ich schon an den Vesuv und an den Aetna unter der mystischen Formel eines Gesandten an den König beider Sicilien beglaubigt bin. In der Schweiz und in Italien werde ich, wie Sie denken können, mit Weile eilen und wohl beinahe vierzig Wochen auf dieser Reise in's gelobte Land, aber nicht durch Wüsten ziehend, zubringen. Ich habe mich von meiner Jugend an in Träumen einer solchen Reise gewiegt. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesen Paradiesen wird mir noch viel mehr

gewähren, als eine flüchtige Reise thun könnte, nur wünschte ich unmittelbar an die vulkanischen Majestäten, nicht durch das flitternde Medium eines königlichen Hofes, accreditirt zu sein. Vielleicht gelingt es mir, an den Wasserfällen von Tivoli oder am Wogengeräusch des ionischen Meeres, von griechischen Lüften angeweht, oder in ad otia nata Parthenope meine Harfe wieder zu stimmen und an den Flammen des Aetna den glimmenden Docht meiner Fackel wieder anzuzünden!"

Aber nicht als dänischer Gesandter, sondern als freier Reisender besuchte er die Schweiz und Italien. Auf den Antrag des Herzogs von Oldenburg trat er nämlich aus dänischen Diensten in dessen Dienste zurück und übernahm die Stelle eines Regierungspräsidenten in Eutin unter der Bedingung eines vorherigen anderthalbjährigen Urlaubs zu seiner beabsichtigten Reise.

V. Reise nach Italien.

‚Stolberg's Herz', schrieb Gräfin Sophie am 17. April 1791 aus Emkendorf, ‚schwelgt in Sehnsucht nach dem Süden, und ich selbst freue mich der Reise um so mehr, weil wir in dem jungen Nicolovius, der uns mit unserm ältesten Knaben Ernst begleiten wird, einen Hofmeister und Freund gefunden, wie wir ihn nicht besser wünschen können.' ‚Meine kleine Julie'[1], fährt sie fort, ‚gedeiht vortrefflich unter des Himmels gnädigem Schutz und meine eigene Mutterfreude vermehrt meine Liebe zu den Agneskindern, die ebenfalls glücklich gedeihen. Das Leben hier ist so friedlich und wonnesam, wie es nur im Verkehr mit den geliebtesten, nach allem Höheren, nach Wahrheit und Liebe ringenden Freunden sein kann; die immer leidende Julie[2] ist schon auf Erden wie ein verklärter Engel des Friedens.' Stolberg's Urtheil über Frankreich', heißt es weiter, ‚wird immer ungünstiger; er sieht eine völlige Anarchie und ein Blutvergießen in Strömen voraus, weil keine Freiheit ohne Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne Religion gedeihen kann und Unglaube und Freigeisterei in jenem Lande mit allen Folgen der Corruption üppig und üppiger emporschießt.' ‚Wie macht doch der Glaube an unsern Herrn und Heiland und das feste Vertrauen in die liebende Vorsehung das Herz so

[1] geboren am 10. Dec. 1790.
[2] Gräfin Reventlow.

ruhig und die Aussicht in die Zukunft trotz aller Stürme, die bevorstehen mögen, so licht und hell.'

‚Religiöse Fragen fangen an, mich immer lebhafter zu beschäftigen, und ich kann keinen Tag vorübergehen lassen, ohne mit Stolberg in der hl. Schrift zu lesen und auch an Fenelon oder Franz von Sales mich zu erquicken und zu erbauen.' Auch Controversfragen traten bereits ihrem Gemüth näher. ‚Mich deucht oft', sagt sie in einem Brief vom 20. Nov. 1790 an ihre Schwägerin Luise, ‚daß das Fegefeuer der Katholiken nicht ohne Grund ist. Wer ist vermessen genug, um sich überschwänglicher Seligkeit gleich (nach dem Tode) fähig und würdig zu glauben?' Ihren ‚auf Erden über Alles geliebten' Gemahl hörte sie einmal kurz nach ihrer Verehelichung sich äußern: ‚er bete täglich Gott um Erleuchtung, daß er ihn in die katholische Kirche, wenn diese wirklich die wahre Kirche sei, einführen möge'.

Gleichwohl litt Stolberg damals noch an allerlei Jugendvorurtheilen gegen den katholischen Glauben, die sich allmählich erst auf seiner Reise nach Italien zerstreuten. ‚Umherwandelnd zwischen Ruinen gesunkener Größe der Weltbeherrscher', schreibt der Protestant Alfred Nicolovius, der Sohn von Stolberg's treuem Reisegefährten, ‚und Gegenden besuchend, welche interessant durch die Geschichte, reizend durch die Gefilde der Poesie, interessanter und reizender durch die Natur sind, fühlte sich Stolberg, dessen Jugendvorurtheile gegen den katholischen Glauben täglich durch unauslöschliche Eindrücke erschüttert wurden, oft zugleich durchdrungen von der Tiefe des Reichthums und der Erkenntniß, der Armuth und der Unwissenheit des Menschen, und es trat immer auf's Neue lebhaft hervor seine unbefriedigte Sehnsucht nach dem Reiche des Lichtes, sein Verlangen der Erkenntniß des in ihm liegenden Wahrheitsgefühles, und

sein Wunsch, schon hier auf Erden Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden. Er wünschte zu klarem Bewußtsein gebracht zu sehen, was ihm noch zweifelhaft und dunkel war. Er sehnte sich nach einer Quelle des sichern Trostes und Friedens und sein Geist beschäftigte sich viel mit Dem, was nicht gegen, wohl aber über die Vernunft ist. Was er empfand, was seinen Geist beschäftigte, seiner Seele Leiden verursachte, sprach er jedoch nicht aus, sondern bewahrte es in seinem Innern. So manche Aeußerungen seines Gemüthes ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer höher aufbrausende Innere des oft heiteren, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde.'[1]

Stolberg selbst bezeichnete seine Reise als den ersten Anlaß seiner spätern Conversion. ‚Wie Vieles auch einem Protestanten', sagt er in einem Briefe an die Fürstin Hohenlohe, ‚in Italien zum Aergerniß gereichen kann, ward es mir doch desto weniger schwer, das Falsche vom Echten zu unterscheiden und mitten unter den Schlacken das Gold zu erkennen, da ich gleich zu Anfang meiner Reise in Münster mit einer Tochter der Kirche bekannt ward, auf welcher der Geist des Christenthums, des christkatholischen Glaubens so sichtbar ruht, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab. Es ist die Fürstin Gallitzin.'[2]

---

[1] Nicolovius, Stolberg 40—41.

[2] Vergl. Menge 2, 126.

Mit der Fürstin von Gallitzin, mit Fürstenberg und Overberg verlebten die Reisenden in Münster im Juli 1791 die ersten beseligenden Tage.

„Wenn Fenelon“, schrieb Friedrich Leopold am 8. Juli an Christian und Luise, „eine Tochter, die ihm ähnlich gewesen, zurückgelassen hätte, so müßte sie sein wie die Gallitzin. Diese Lieblichkeit, diese Erhabenheit, diese Sevigné'schen Reize des Umgangs und das lebendigste Interesse, diese sich ganz hingebende und ganz freie Frömmigkeit müßte sie haben. Elle est à son aise avec son Dieu, ne vivant que pour lui et dans lui. Diese Frau, welcher Hemsterhuys alle seine Arbeiten unterwarf, mit der Erlaubniß wegzunehmen und hinzuzuthun, eine Erlaubniß, welche er ihr auch in Absicht auf seine hinterlassenen Manuscripte ließ, diese Frau, mit welcher Ernst à son aise war, wie sie mit ihrem Gott, verbindet in so eminentem Grade das Hohe und Gute mit dem Lieblichen, daß sie einem gleich unentbehrlich wird. Sanfte Sehnsucht nach ihr wird mich im Leben nicht verlassen. Ihre tiefe Demuth ist auf wahre Unkunde ihres Werths gegründet und geheiligt durch Religion. Wie oft lockte die sanfteste Rührung bei ihr Thränen in meine Augen, und wie herzlich froh, wie munter ist man bei ihr!“

Die Gräfin Sophie schrieb: „Es ist unmöglich, herzlicher, natürlicher, liebenswürdiger zu sein als sie. Sie hat ausgebreitetere Kenntnisse, als ich sie bei einem Weibe fand. Mein Urtheil würde nicht entscheiden, aber Stolberg, der sie auch sehr liebt, findet es; sie lernte selbst Mathematik, Psychologie, Moral im ausgedehntesten Verstande, um sie ihre Kinder zu lehren. Ihre Kenntniß der Alten, die erstaunlich sein soll, ist in ihre ganze Existenz verwebt. Alles dieses lernte sie von ihrem vierundzwanzigsten Jahre und

nach einer ganz vernachlässigten Erziehung. Ihre Kenntnisse sind jedoch ihr geringstes Verdienst: ihr Geist, ihre Seele, ihre Frömmigkeit erfüllen mit so inniger Bewunderung und Liebe. Diese Frau, die sich durch ihre Gelehrsamkeit so sehr auszeichnet, die mit eiserner Festigkeit tausend Hindernisse überwand, um ihrem Erziehungs- und Lebensplan treu zu bleiben, näht selbst die Wäsche für ihre Kinder, ist äußerst einfach, sanft, so innig liebend. Man muß sie sehen, um zu fühlen, zu wissen, daß das, was ich sage und sagen könnte, unter der Wahrheit sein würde. Ihre Tochter hat die Blüthe der Gesundheit und der Jugend, sie scheint sich durch nichts auszuzeichnen, ist aber gut, natürlich und weiblich; das letztere bemerke ich, weil ich sie mir sehr männlich vorstellte, da sie schwimmen und fechten lernte.'

‚Nicht minder wohlthuend', sagt Stolberg, ‚nicht entbehrlicher wird einem Fürstenberg. Zweiundsechzig Jahre alt und älter scheinend, klein von Person und voll Seelenadels im schönen, feinen Gesicht, ist er der schönste Greis, den ich je gesehen. Süße nestorische Gesprächigkeit verbindet er mit der thatenreichen Activität, welche ihn, der, seit dieser Churfürst von Cöln Bischof von Münster ward (ich meine elf bis zwölf Jahre), Exminister ist, noch immer zur Seele des ganzen Landes macht. Alle Departements schöpfen Luft aus seiner Quelle. Die Geistlichen, die er reformirte, sehen in ihm ihren Lehrer und Vater. Er belebt die Schulen, die großen und kleinen, von der Universität an, die er stiftete, bis zu den kleinen deutschen Mädchenschulen. Gleich bekannt mit der alten Literatur und mit der neueren spricht er mit Salbung von Dichtern, von Philosophie, welche sein eigentliches Studium ist, von Religion, welche sein Herz erhellt und durchglüht. Mit welchem Feuer er mir von Deiner Uebersetzung der aristotelischen Ode und von der

nothwendigen Verbindung wahrer Philosophie mit der Poesie sprach! Er reitet fast täglich vier Pferde. Die Stunden, welche Beseelung des Landes ihm lassen, bringt er alle bei der Gallitzin zu, sie essen und lesen immer mit einander. Ich begreife ganz, wie unentbehrlich sie sich sein müssen. Ehe er Exminister ward, hatte er die Hoffnung, Klopstock alle Jahre vier bis sechs Wochen nach Münster ziehen zu können.'

Einen gleichen tiefen und wohlthuenden Eindruck empfingen Stolberg und seine Gemahlin von Overberg. ‚Ein katholischer Priester, Overberg, ein Mann, dessen Gesicht eines raphaelischen Apostels werth wäre, war fast immer unter uns und immer herzlich willkommen. Er ist einer der ersten Lehrer in den höheren Schulen, gibt aber mit gleichem Interesse in einer kleinen Mädchenschule von etlichen hundert Kindern Unterricht. Auf ähnliche Art und Weise, wie die Kieler Seminaristen, aber mit welchem Geist! Wie schön er fragend und erzählend die aufmerksamen kleinen Dinger, von Blumen und Aehren beginnend, zu Gott, zur Offenbarung, zur Geschichte und Glaubenslehre der Bibel führt! Mit welcher kindlichen Eloquenz er Abrahams Opfer und Josephs Geschichte erzählt!' ‚Ach wie wenig Protestanten lassen den Katholiken die Gerechtigkeit widerfahren, welche die Gallitzin, Fürstenberg und Overberg unsern christlichen Schriftstellern und Luther widerfahren lassen!' [1]

‚Mit Empfindungen, welche nur die besten Menschen erregen können', verließen die Reisenden Münster und blieben dann mehrere Wochen bei Friedrich Heinrich Jacobi in Pempelfort, bei dem sich Stolberg ‚gleich heimisch fand'. ‚Unsere Herzen', schrieb er ihm am 5. August 1791, ‚schlugen

[1] Mehrere dieser Briefstellen auch bei Hennes 434—436.

hoch in Wellen und vereinigten sich wie zwei Ströme, die nun mit vereinten Wassern dem herrlichen Ocean zueilen. Lieber Bruder, mir wird jedesmal so innig wohl bei dem Gedanken an unsern Bund. Wahre Kraft hienieden ist nur in Vereinigung der Guten, sie ist der Bündel Pfeile in der Hand des Starken; alle Kräfte des Widersachers sind nur einzelne, so viel ihrer auch sein mögen.'

Den Bruder Jacobi's, den Dichter Johann Georg Jacobi, lernte Stolberg in Carlsruhe bei Johann Georg Schlosser, dem Schwager Göthe's, kennen und rechnete die Freundschaft auch dieser beiden Männer ‚zu den schönen Blumen, welche ihm die Hand Gottes nicht sparsam in den Kranz des Lebens gewunden'. ‚Ich hatte Schlossern', heißt es in seinen Reisebriefen aus Carlsruhe am 15. August, ‚sehr kurze Zeit vor sechzehn Jahren gesehen[1], als er noch badenscher Oberamtmann in Emmendingen war. Seine Schriften und gemeinschaftlichen Freunde hatten schon lange in mir den Wunsch, ihn wieder zu sehen, hervorgebracht, genährt, belebt. Je origineller, je lebendiger die Schriften eines Mannes sind, je lauterer sie aus der Tiefe eigenen Denkens und eigenen Empfindens hervorströmen, desto sicherer können wir sein, daß der Mann noch über seine Schriften sei. Was zur zweiten Classe — sei es Philosoph oder Dichter — gehört, das weiß sich ganz auszuleeren in seinen Schriften. Da sie zu wenigem Eigenen viel Fremdes hinzuthun, enthält ihr Geschriebenes oft mehr als sie selbst. Auch wenn ich in jenem etwas Schätzbares finde, suche ich die Bekanntschaft der Verfasser nicht. Verweilt man auch einen Augenblick bei dem Springbrunnen, der durch Druckwerk hervorgebracht wird, so hat man doch wenig Freude

[1] Vergl. oben S. 38.

am Delphin oder am Meerweibe, durch deren Organe diese Wasserkünste hervorspritzen. Dem lebendigen Strom gehe ich gerne bis zur Quelle nach und labe mich da in der Felsenumschattung an der Kühle, die er wohlthätig und stärkend um sich her verbreitet. O Klopstock! Klopstock! du Rhein unter den Geistern des Vaterlandes und des Jahrhunderts, wie oft stärkte, labte, entflammte mich dein Umgang! Deine dem Meere der Unsterblichkeit zuströmenden Gesänge erschöpften nicht die Tiefe deiner inneren Fülle!'

‚Du wirst Dir meine Freude, Schlosser, und bei ihm den Dichter Jacobi zu sehen, nach dessen Bekanntschaft ich mich seit zwanzig Jahren sehnte, leicht vorstellen. Dieser ist Professor in Freiburg im Breisgau und bringt hier die Zeit der Ferien zu. Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangene, freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosophaster zertrümmert, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; der biedre Mann, welcher als Bürger seinen Gang gerade fort geht und die gordischen Knoten verstrickender Verhältnisse mit dem Schwerte zu lösen weiß, dieser Mann und der zartempfindende liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh gebildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines und heiliges Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche. Ist es nicht dasselbe Gesetz, welchem das Menschengeschlecht seine Erhaltung verdankt und seine süßesten Freuden?'

Die Größe und Erhabenheit der Natur ergriff ihn zuerst wieder am Rheinfall bei Schaffhausen. ‚Er läßt', sagt er, ‚jede Beschreibung weit hinter sich, jede Vorstellung, selbst die Erinnerung. Ich sah ihn zum dritten Mal, aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erste Mal gesehen hatte. Er überraschte den Mann, wie er den Jüngling überrascht hatte. Es ist Dir, als müßtest Du hinuntergewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile, von der Kraft der stürzenden Wogen kannst Du Dir keinen Begriff machen. Als der Dichter Lenz hier stand, fiel er auf die Knie und rief aus: „Hier ist eine Wasserhölle!" Meiner Sophie wankten die Knie und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufspritzende Nebel hüllt, der einzige Gegenstand des Auges wird. Grauenvolles, doch seliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das praesens numen[1]. Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf's Angesicht und ausrufen: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig! Wir waren schon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unser Stillschweigen unterbrachen. Und nun, als wir uns abgekühlt fühlten von der Empfindung Gluth, warfen wir im Geist einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweisen[2], welcher den Rheinfall sehen und mit kalter Bedächtlichkeit fragen konnte, wozu er nutze? Ein Weltweiser beantwortet so

[1] die gegenwärtig wirkende Gottheit.
[2] Campe, vergl. S. 192.

Vieles, was ein Weiser nicht beantwortet; mag er denn auch fragen, wie ein Weiser nicht fragen würde.'

In Zürich sah Stolberg nach einer Trennung von sechzehn Jahren seine Freunde Lavater, Heß und Pfenninger wieder. ‚Ich finde sie', schreibt er am 21. September 1791, ‚ganz so, wie sie waren! Nein, nicht ganz so! Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens. Die Zeit, Gedanken und Empfindungen haben ihre Furchen auf dem Gesicht unseres Lavater gezogen; er strengt seine innere Sehe fürchterlich an, um in unserer Mondscheinnacht andere als reflectirte Sonnenstrahlen zu sehen. Das ist's, was ihm das Gesicht so durchfurcht. Aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, seine herzliche Freundlichkeit, seine Laune, seine Heiterkeit sind noch dieselben. Die Neckereien seiner Feinde haben ihn nicht angefochten, haben nicht den festen und frohen Glauben an reine Menschheit bei ihm geschwächt, welcher immer einer seiner eigenthümlichsten Charakterzüge war.' In wie Vielem auch Lavater's und Stolberg's Anschauungen sich unterschieden; darin stimmten beide mit einander überein: ‚Die Zeiten der Verfolgung scheinen in schnellem Anzuge zu sein. Niemand wird bitterer verfolgen, als die ungläubigen Toleranzprediger. Je mehr ächteres Christenthum Miene machen wird, emporkommen zu wollen, desto feindseliger wird es von der Inhumanität, die sich die Aufklärungs-Charlatans zu eigen machen, angefallen werden. War es je Christenpflicht, sich unzweideutig zum Christenthum zu bekennen, so ist's jetzt.'[1]

---

[1] Vergl. G. Geßner, Joh. C. Lavater's Lebensbeschreibung (Winterthur 1802, 1803) Bd. 3, 190—191.

Eine andere, für Stolberg ‚ehrwürdige Persönlichkeit‘ war der alte kranke Bonnet in Genthod bei Genf. ‚In dieser anmuthigen Gegend‘, schreibt er, ‚beobachtete, beschlich Bonnet die Natur oft in ihren geheimsten Schlupfwinkeln; sie läßt sich gern von Männern, deren Herz und Geist so rein wie Bonnet's sind, beschleichen. Mit der Fackel der Erfahrung in der Hand ging er sicherer als viele der gerühmtesten Weltweisen unserer Zeit, weihte seine Stunden und seinen Geist der Wahrheit und huldigte mit reiner, heller und warmer Opferflamme der Religion. Licht und Wärme beleben seine Blicke und seine Worte. Seine Werke, welche dem Gelehrten lehrreich und dem Laien interessant sind, werden noch oft des spätesten Enkels Geist zum großen Vater der Natur erheben. Ihn machten sie glücklich durch tiefsinnige Beobachtung, durch herzerfreuendes Hinschauen auf die Herrlichkeit und auf den Reichthum der Natur. Froh steht dieser fromme Weise am Rande seiner Gruft, wohl wissend, wie bald sie ihn aufnehmen werde, und froh der sicheren Erwartung! Indessen beobachtet er noch immer

‚Und bewundert den Tiefsinn der immer ändernden Schöpfung,
Unergründlich im Großen und unergründlich im Kleinen!‘

Wohl ihm! Wer in dem Geiste Früchte der Weisheit sammelt, der sammelt für die Ewigkeit‘!

Wie er in Bonnet ‚den edlen Weisen‘ verehrte, dessen Schriften ihn seit vielen Jahren erfreut, so in Necker den ‚großen Staatsmann, welcher Freiheit und Ordnung mit einander versöhnen wollte‘. ‚Man hatte mir‘, berichtet er nach einem zweimaligen Besuche bei Necker am 14. October 1791, ‚von der Kälte seines Empfangs und seines Wesens überhaupt Manches gesagt. Solche Dinge lass' ich mir sagen und weiß, was ich davon halten soll. Anschein von Kälte in einem Manne, dessen Herz von solchen Em-

pfindungen glühte, dessen Geist so mittheilend und solches Licht strahlte, wird mich nie einen Augenblick täuschen. Ich ging zu ihm mit dem vollen Vertrauen, welches nur große Männer einflößen können. Sein erster Anblick erfüllte mich mit einer sanften, aber auch durchdringenden Rührung, deren sichtbarer Ausdruck ihm nicht entging. Mir ward wohl bei dem edeln Manne; mir würde, das fühle ich, wenn ich ihn oft sähe, jedesmal sehr wohl bei ihm sein. Er spricht wenig, aber das Wenige ist Necker's werth. Mit Würde, mit sanfter Mäßigung, aber ohne den Schatten affectirter Schonung ließ er einige treffende Worte über seine Feinde fallen. Eine sanfte Röthe stieg, kaum sichtbar, ihm mehr als einmal in die Wangen. Es war ein Strahl von der edeln Lebenswärme, welche den Schriften des großen Mannes, seinem Ruhme, der Schmach seiner Feinde, Unsterblichkeit gibt'.

Stolberg's Vorliebe für Necker erklärt sich aus seiner ganzen politischen Anschauungsweise, wie er sie in seinen Reisebriefen an verschiedenen Stellen tief und treffend ausspricht. Diese Aussprüche dienen zur Ergänzung dessen, was wir aus seinem Munde früher über seine Beurtheilung der französischen Staatsumwälzung hörten, und stimmen im Wesentlichen mit seinen späteren politischen Ueberzeugungen überein. ‚Du weißt', sagt er unter anderm, ‚daß ich von Kindheit an ein Feind der willkürlichen Gewalt und also kein Freund unumschränkter Monarchien, noch der oligarchischen Aristokratien war und meiner Denkungsart nach es auch nicht werden kann. In diesen Zeiten aber werden Freiheit und Despotismus, sobald ihn das Volk, ja der Pöbel oder seine Demagogen ausüben, so mit einander verwechselt, wiewohl sie sich gerade entgegen sind, daß auch ich mit so manchen Andern, welche Ordnung und Sicherheit

lieben, leicht mißverstanden werden könnte, wenn ich glaube, daß Freiheit auf Gesetze, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Gottesfurcht gegründet werden müssen. Ich billige noch nicht, wie ich niemals that, den bekannten Ausspruch von Pope: „Laß Thoren über die Form der Regierungsverfassungen streiten, die Regierung ist die beste, welche am besten verwaltet wird.“ Denn theils sind gewisse Formen keiner guten Verwaltung fähig, theils nur auf kurze Zeit, theils erniedrigen sie den Menschen unter seine Würde. Aber der Meinung bin ich durch Beobachtung und durch Nachdenken geworden, daß es zwar sehr viel auf die Form, doch noch weit mehr auf den Geist der Regierung ankomme. Aristoteles, der scharfsinnigste und staatskundigste aller Philosophen, gibt der Form der Verfassung von Carthago das Lob, daß sie die beste von allen ihm bekannten gewesen sei, und doch welcher Biedermann wollte den Geist dieser Verfassung rühmen? Die Form der Verfassung von Bern ist weit von den Idealen entfernt, welche ich mir von einer Staatsverfassung mache, denn sie grenzt an Oligarchie, aber der Weisheit, dem Adel, der Milde ihres Geistes lassen sowohl die erleuchteten Unterthanen des pays de Vaud als die große Volksclasse Gerechtigkeit widerfahren.‘

‚Man muß weniger auf die Form als auf den Geist einer Verfassung sehen. Gehet dieser Geist Jahrhunderte lang von Geschlecht auf Geschlecht fort, so modificirt er auch die Formen. Daß die Unterthanen der aristokratischen Verfassungen in der Schweiz so ruhig sind, sich so glücklich fühlen, beweist nicht nur für den Geist der Regierung, sondern auch für den Geist dieser edeln Landleute, welche, aufgeklärter als irgendwo, es lebhafter als andere Bauern empfinden, daß eine politische Verfassung trefflich sei, wenn sie Ruhe, Eigenthum und Freiheit sichert.‘

‚Der lebendige Körper eines Staates muß nicht allein nach äußeren Abmessungen des Ebenmaßes seiner Theile beurtheilt werden. Mit gerechter Strenge fordern wir vom Bildhauer die genaueste Proportion und so auch vom Idealisten. Aber sie zeigen uns nur äußere Umrisse. In den gesundesten Körpern findet oft der staunende Anatomist große Fehler, welche dennoch trotz aller Theorie dem Menschen, weil er lebte, nicht fühlbar waren. Auch in der Politik ist es wahr, daß der Buchstabe tödte, daß der Geist lebendig mache. Sitten machen beinahe die Gesetze entbehrlich und ein von Vätern auf die Söhne fortgehender Geist der Weisheit, Milde, Mäßigung sichert dem Volke die Freiheit besser, als haarspaltende Theorien der Verfassung.‘

‚Ein wirklich freies Volk fühlt nicht das kitzelnde Bedürfniß, sich in jede Angelegenheit zu mengen, und weiß, daß zur Verwaltung öffentlicher Geschäfte eine Kunde gehöre, welche der fleißige Handwerker nicht erwerben kann.‘

‚Nichts stört die innere Ruhe eines Staats mehr, als öftere Wahlen, wie der rechtschaffene Burke, einer der größten Staatsmänner unserer Zeit, in seiner vortrefflichen Schrift gegen die französische Verfassung so gründlich gezeigt hat.‘

‚Freie Völker haben immer ein feines Gefühl von der Würde der Menschen. Was zu den Bedürfnissen der Bürger gehört, trägt bei ihnen einen großen geheiligten Charakter.‘

‚Große zum Nutzen oder auch zur Freude der Bürger verwandte Ausgaben charakterisiren ein freies Volk. Der geistreiche Verfasser der Lebensläufe in aufsteigender Linie, dessen Bemerkungen so fein und treffend sind, behauptet, vom Steinpflaster einer Stadt auf ihre Regierungsform schließen zu können. Natürlich ist es, daß freie Bürger für ihre Gemächlichkeit wie für ihre Freude sorgen. Wo Einer oder Wenige regieren, da würden diese Wenigen oder

der Eine gerecht und weise handeln, wenn sie nicht nur für die Bedürfnisse, sondern auch für das Vergnügen Aller sorgten. Ein stehendes Heer, ein glänzender Hof, tausend Ausgaben einer nie befriedigten Phantasie oder einer noch kostbareren eiteln Ueppigkeit erschöpfen in manchen Monarchien die Schätze verarmender Länder, ohne Etwas zum Glück der Unterthanen beizutragen.'

'Diejenigen verwirren die ersten Begriffe der Moral und der Politik, welche da vorgeben, daß jemals eine Ungerechtigkeit nothwendig sein könne. Der erste Zweck jeder politischen Verbindung ist Sicherheit gegen Gewalt. Derjenige muß noch am ABC der Politik studiren, der die Tyrannei nur im Mißbrauch der monarchischen Gewalt findet. Jede Verfassung ist despotisch, in welcher der Souverän, sei er Fürst, Senat oder Volk, sich über die Gesetze heben und nach Willkür handeln kann. Despotische Fürsten werden immer leicht thöricht handeln. Unter ihrer Verwaltung ist der Staat beständigen Wechseln unterworfen, sein Wohlstand ist zufällig, weil er nach wechselnder Denkungsart beherrscht wird, und fast jeder Fürst, indem er des Vorwesers Fehler einsieht, in entgegengesetzte Fehler fällt. Ein Senat gibt dem Staate Festigkeit, weil er nie stirbt und sich mehrentheils an Denkungsart gleich bleibt oder, leise vom Strom der allgemeinen Denkungsart geleitet, sich in solche zu fügen weiß. Aber desto tiefer wurzelt sein Despotismus, wenn eine weise Verfassung ihn nicht einschränkt. Des Volkes Despotismus ist der fürchterlichste von allen, aber er hat keinen Bestand. Der Pöbel ist immer unmündig. Demagogen, die schlechtesten der Menschen, leiten ihn und stürzen ihn immer in Anarchie. Und aus der Anarchie entsteht immer morarchischer Despotismus. Denn die Völker sehen zu spät, wenn sie zu Anordnung einer weisen Verfassung

zu verderbt sind, erst ein, daß demokratischer Despotismus das schrecklichste aller politischen Uebel sei.'

‚Es scheint mir sehr interessant und besonders zu unserer Zeit, zu bemerken, wie die weisesten der alten Gesetzgeber ihre Gesetze auf die Religion gründeten. Und welche Schwierigkeit hatten sie zu überwinden, da der Geist der heidnischen, besonders der griechischen Religion, die durch der Götter Beispiel jedes Laster empfahl, ihnen so zuwider war! Was sollen wir von neuern Gesetzgebern denken, welche, zwiespältig in andern Stücken, sich nur dann in eine Meinung zu vereinigen scheinen, wenn sie Maßregel auf Maßregel häufen, um die wahre heilige Religion Jesu Christi in den Gemüthern ihres Volkes zu vertilgen?' [1]

Schon gleich beim Beginn der Reise, in Münster, hatte Stolberg angefangen, in fast täglichen Aufzeichnungen seine ‚Eindrücke und Beobachtungen zu fixiren' und er blieb dieser Gewohnheit bis zur Rückkehr in die Heimath treu. Aus diesen Aufzeichnungen in Briefform erwuchs sein erstes bedeutendes Prosawerk: ‚Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien'. Noch heute gilt von diesem Werk, was Graf Christian darüber im Jahre 1821 schrieb: ‚Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich Leopold durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Wissenschaft, durch die Tiefe seiner classischen Kunde, durch seinen feinen Kunstsinn, durch seine dichterischen Darstellungen der großen und schönen Natur, oder durch seinen regen Scharfblick

[1] Die aneinander gereihten Stellen stehen in den Gesammelten Werken Bd. 6, 47. 82—84. 85. 88. 298. 294. 257. 219. 203. 92. 231. 89. Bd. 9, 427. Bd. 8, 316.

und sein treffendes, besonders auch in politischem Bezug bewährt erfundenes Urtheil, unter der zahlreichen Menge der Reisebeschreiber sich am auffallendsten auszeichne.' Wie große Fortschritte auch das Studium der Kunst seit dem Jahre 1791—1792 gemacht hat und wie wenig man alle Kunsturtheile Stolberg's, insbesondere über die nachrafaelischen Werke, als richtig ansehen möchte, so viel steht fest, daß alle späteren Kunstkritiker und Reisebeschreiber von ihm gelernt, ihn vielfach ausgeschrieben, wenn auch selten citirt haben, und daß viele seiner scharfsinnigen Beobachtungen als gemeingültig in die neuere Aesthetik übergegangen sind.

Er war einer der Ersten, der in Deutschland ein unbefangenes und richtiges Urtheil über Italien vermittelte.

Als allgemeine Grundsätze stellte er auf: ‚Urtheile jeder, wie er will, nur halte sich keiner für einen freien Denker, wenn er sein Urtheil nach der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts oder Jahrzehends stimmt.' ‚Ueber den Charakter der Bewohner eines Landes wird ein bescheidener Reisender, wenn er nicht Jahre lang mit ihnen gelebt, nicht gern ein Urtheil, am mindesten ein ungünstiges Urtheil fällen wollen. Lange, fortgesetzte Beobachtungen, besondere Gelegenheiten und verschiedene Umstände müssen zusammentreffen, um einen Fremdling in Stand zu setzen, etwas Gründliches über die Denkungs- und Empfindungsart der Nation, die er besucht hat, zu sagen.' ‚Reisebeschreiber thun wohl, wenn sie nach sorgfältiger Prüfung Mißbräuche rügen. Einige bedürfen keiner Prüfung, sondern fallen gleich in die Augen, sie bedürfen gleichwohl oft der Rüge. Aber Verachtung falle auf den Schriftsteller, der die Larve des Menschenfreundes oder des Philosophen annimmt, um eine Nation zu verläumden!' ‚Was soll man sagen von Reisenden, welche

uns Italien als ein Land vorstellen wollen, in welchem die Wissenschaften weder gelehrt noch geschätzt werden! Die Verachtung, ja der Haß, welchen sie dieser Nation zuzuwenden sich bemühen, würde vielleicht auf uns zurückfallen, wenigstens der bittere Vorwurf von Unwissenheit, wenn solche Schriftsteller in Deutschland Glauben gefunden hätten.'[1]

Besonders wendete er sich gegen die Verläumder des italienischen Clerus. ‚Solche Reisende', schreibt er, ‚welche dafür halten, daß die Hauptbestimmung des Menschen sei, den Umlauf des Geldes durch thätigen Erwerb zu befördern, sollten für die freundliche Art, mit welcher sie von den Mönchen aufgenommen werden, diesen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß viele Laien durch die Klöster ernährt werden. Man ist ihnen aber durchaus die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener, was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbstverläugnung übt, wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt, wer bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsere Hochachtung, unsere Ehrerbietung. Er ist über jeden Spott des Leichtsinns so sehr wie über den Unglimpf des Reisenden erhaben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt und ohne Unterschied hinter dem Rücken, einige hundert Meilen von ihnen entfernt, sich und seichte oder bittere Leser über

[1] Vergl. Gesammelte Werke Bd. 9, 298. 299. Bd. 6, 372. Bd. 7, 35.

ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit literarischer Hochachtung von den verstümmelten Pfaffen der Cybele oder von andern Götzendienern der Alten wie von ehrwürdigen Priestern reden würde. Fern sei es von mir, zu läugnen, daß viele Mönche und Priester den Namen Pfaffen verdienen. Jeder unwürdige Geistliche — sei er Katholik oder Protestant — der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet, ist ein Pfaff. Jeder, der, dem Geiste seiner Kirche und seinem Gewissen treu, anerkannten Pflichten nachlebt, ist ein Mann, den wir ehren müssen, desto mehr, wenn er mit wahrer Selbstverläugnung um Gotttes willen mühseliges Leben geduldig in Hoffnung lebt.'

‚Ein Protestant kann Vieles, was er in Italien sieht, innerhalb und außerhalb der Kirchen sieht, nur als Aberglauben und mißleitete Andacht beurtheilen. Aber wenn er unbefangen und frei von gehässiger Gesinnung ist, so muß es auf ihn einen tiefen Eindruck machen, zu gewahren, wie sehr hier der Glaube das ganze Leben des Volkes beherrscht und Unzähligen Trost und Stärke gibt im Leiden und im Tod.'

Hiervon trat den Reisenden gleich in Savoyen ein rührendes Beispiel entgegen. Sie übernachteten in Rumilly, einem kleinen und ärmlichen Städtchen, ‚bei ältlichen, sichtbar noch mehr von Schmerz als von Jahren gebeugten Wirthsleuten.' Die Gräfin Sophie befragte die Frau nach ihren Schicksalen und erfuhr ‚in wenigen Worten den langen schweren Jammer, durch welchen Gott dieses Ehepaar heimgesucht. Die Leute hatten zehn Kinder gehabt und neun von diesen, im Alter von Erwachsenen, durch den Tod verloren, jetzt starb auch das letzte dahin'. ‚So sind Sie',

sagte tiefbewegt die Gräfin, ‚wohl recht unglücklich?‘ ‚Ach nein‘, erwiederte freundlich die gute alte Frau: ‚O non, Madame, quand c'est à Dieu que l'on fait des sacrifices, on n'est jamais malheureux!‘ Das Wort war von unauslöschlicher Wirkung auf die Gräfin. ‚Eine Religion‘, schrieb sie an ihre holstein'schen Verwandten, ‚die solche Gesinnungen eingibt, kann nicht ein Gewebe von Trug und Aberglauben sein.‘

Es liegt unserer Aufgabe fern, die Reisenden auf ihren einzelnen Fahrten durch Italien und Sicilien zu begleiten. Nur einige Hauptmomente von allgemeiner Wichtigkeit für Stolberg's Anschauungen und Charakteristik heben wir hervor.

Zunächst in Bezug auf seine Betrachtung der Kunst.

‚Ohne Wahrheit‘, schreibt er, ‚keine Schönheit. Auch in der Kunst ist nur das Wahre schön, so gut, wie in der Wissenschaft.‘

‚Das unverbrüchliche Hauptgesetz der Kunst war und ist: nach der festesten Ergreifung der Wahrheit mit Inbegriff der poetischen Wahrheit zu streben. Wohl dem Künstler, wohl dem Dichter, welcher mit dieses Gesetzes Beobachtung die Wahl des Schönen und des Edeln verbindet.‘

‚Uebertreibung ist die Larve der Schwäche, im Künstler wie im Mann.‘

‚Der wahre Künstler verbindet mit dem Reichthum seiner Ideen eine weise Sparsamkeit. Darum ist Rafael so groß.‘

‚In der Natur ist die lebendigste Fülle und nichts ist umsonst. So in Rafael's Gemälden. Je länger man sie sieht, desto mehr entdeckt man. Jedes ist ein Gedicht! O

ihr Dichter, hütet euch, zu sehr Maler sein zu wollen! Lernet die Würde der Poesie! Rafael, welcher alle Maler so weit hinter sich zurückläßt, war so groß, so unerreichbar groß, weil er in seinen Gemälden Philosoph und Dichter war. Ich zweifle, daß er einen Vers gemacht habe, aber gedichtet haben wenig Dichter wie er.'

‚Du weißt, wie mich französische Art und Kunst anekelt, wie entfernt von der Natur sie mir scheint. Unglückliches Volk, welches durch seine Philosophen, Dichter und Schauspieler nach Regeln kalter Verabredung immer von der Wahrheit abgeleitet ward! unter welchem selbst Racine's zart empfindende Seele so oft sich verstimmen ließ.'

‚Eines unbegeisterten Malers affektirte Wildheit, sein geheiztes Feuer sind unerträglicher als Mattigkeit und Kälte, und sind unwahr. Die Begeisterung mißleitet nie, sie vergegenwärtigt dem Maler den Gegenstand und mit der Wahrheit der Natur stellt er dar. Aber diese Begeisterung ist nicht Ofengluth. Sie durchwärmt bald sanfter, bald feuriger, wie Sonnenschein, und erleuchtet zugleich.'

‚Die täuschendste Nachahmung desjenigen, was keine lebendige Darstellung verdiente, läßt mich beim Gemälde und in der Poesie kalt, so sehr ich auch das Talent bewundere, oder vielmehr, so sehr ich mich auch über das Talent verwundere. Auch scheint mir eine solche Nachahmung nur von Talent, nicht von Genie zu zeugen.'

‚Virtuosenlaune, verbunden mit einem liebenswürdigen Talent, scheint Manchem liebenswürdig. Ich liebe sie nicht. Sie scheint mir Disharmonie im Charakter zu beweisen und rührt oft vom Selbstgefühl des Mannes her, der sich in seinem Werke spiegelt. Der erhabene Künstler, den Liebe zur Kunst mehr als Ehrgeiz entflammt, fühlt immer weniger, wie viel er that, als wie tief er unter seinem Ideal blieb.'

‚Alles Große verbindet Ruhe mit Begeisterung.‘

‚Waren unsere Voreltern, durch eiteln Tand weniger zerstreut, wirklich einer tiefern Ruhe fähig, als wir? Oder empfanden die Maler jener Zeiten richtiger als die unserigen? Wer wußte wie sie der höchsten Leidenschaft Leben mit dem historischen Pinsel darzustellen? Aber ihre häuslichen Gemälde athmen stille Ruhe. Jene Maler scheinen mir ein reines Ideal der Menschheit erfaßt zu haben, denn wer weiß nicht, daß eben diese stillen, ernsten und sanften Charaktere zur höchsten Leidenschaft entbrennen?‘

‚Finden wir nicht in den Denkmalen griechischer Kunst eben diese Extreme der tiefsten Ruhe und der entflammtesten Leidenschaft? Auch in alten Dichtern. Dem verzärtelten Leser scheinen oft die Dialoge der alten Tragiker kalt, weil sie mit Einfalt reden lassen. Und die Flamme der Leidenschaft, wie lodert sie in eben diesen Tragödien! Welche tiefe Ruhe athmet oft aus Homer und Ossian! Welche sanfte Einfalt! Und welche Gluth entströmt diesen gewaltigen Dichtern!‘

‚Jeden Vortheil der Lage überhaupt und, wenn ich so sagen darf, jede Handhabe der Natur zu ergreifen, war den Griechen eigen. Diese Eigenschaft gehört dem Genie. Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche doch nur zum Verdienst wird, wenn man ihnen nicht ausweichen kann; sichtbare Anstrengung, welche in allen Dingen die Grazie tödtet; Liebe zum Ungeheuern, welches so viel leichter erreicht wird als edle Größe, charakterisirt den Geist der Nachahmung und war den Römern desto natürlicher, da sie mit diesem Geiste der Nachahmung immer zugleich den alten Charakter siegender Stärke verbinden wollten.‘

‚Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn gränzt, be-

zeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechtes als des weiblichen. Wofern ich nicht irre, so wirkte die Vorstellung der Vergänglichkeit und des lang hinstreckenden Todes auf die Phantasie des heidnischen Künstlers, wirkte auf verschiedene Art, je nachdem sein Charakter diesem Eindruck nachgab oder sich dagegen zu härten strebte, wirkte aus dem Herzen durch den Arm und durch den Meisel in den Marmor hinein.. Es schwebt, selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes.'[1]

‚Die den Tod begleitenden Erscheinungen sind grauenvoll und grauenvoller die Trümmer der sich auflösenden Menschenhülle. Die Dichter des Alterthums sieht man mitten im frohen Lied erbleichen bei dem Gedanken der nächtlichen Gruft. Was vermag gegen ihn der blumenumkränzte Becher und die Melodie des Saitenspiels? Umsonst suchte der Epikuräer die Vorstellung des Todes zu verbannen. Die Natur entsagt ihren Empfindungen nicht. Du vermagst nicht sie, wie Alexander den Bucephalus, so zu stellen, daß sie ihres Schattens nicht gewahr wird. Kühner und stolzer als die Schüler des Epikur spornte der Stoiker die gescheuchte Natur an, aber bäumte sie sich nicht unter dem Sporn? Einige Weisen ahnten, wiewohl umfangen „von Finsterniß und Schatten des Todes" (Matth. 4, 16), den großen Morgen und hörten im Tode den lichtverkündenden Hahnenschrei. Nur unter einem Volke brannte die Lampe göttlicher Hoffnung von Geschlecht zu Geschlecht, mit Oel des Himmels genährt. Und die Zeit ward erfüllt! Gottes

[1] Stolberg war wohl der Erste, der diese Betrachtung anstellte. Vergl. Lasaulx, Philosophie der schönen Künste 78.

Weisheit und Liebe wandelte sichtbar in menschlicher Hülle unter den Menschen. Scheidend zündete sie beim Grabe, aus dem sie siegreich sich erhub, ein Völker erhellendes, Völker erwärmendes Licht. Vor diesem Lichte schwanden die Schatten des Todes mit ihren Phantomen. Zarte Jungfrauen gingen lächelnd und mit Lobgesang seinen fürchterlich gerüsteten Schrecken entgegen. Und nach siebzehnhundert Jahren sang der heilige Dichter:

‚Schweig denn du, o Thräne, die in Wehmuth Trost weinet,
Mach' das Herz nicht weich! tröste nicht mehr!
Ist am Ziel denn nicht Vollendung?
Nicht im Thale des Todes Wonnegesang?'

Weil ‚insbesondere in Rom alle Werke und alle Trümmer den Sieg des ewigen Lichts, welches über die durch das Heidenthum umnachtete Welt aufging, verkünden', so war ihm ‚gerade darum der dortige Boden ehrwürdig und heilig'. ‚Alle diese Ueberbleibsel menschlicher Größe und menschlicher Vergänglichkeit', schreibt er, ‚werden überstrahlt durch das Kreuz, welches die unvergängliche Größe und die Unsterblichkeit kundthat und verhieß'.

‚Ein großes Gefühl', sagt er nach dem Besuche des Pantheons, ‚ergreift Einen, wenn man mitten in der Rotunda steht, umfangen vom Eindruck der hohen Einfalt, die von allen Seiten auf das Auge, tief auf die Empfindung wirkt. Die Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels entflohen sind, schwebet mit ihren in Staub gesunkenen Menschengeschlechtern vor dir vorüber. Die Erde war mit Götzenaltären bedeckt, als Agrippa dieses Denkmal von der Macht des Augustus erhub. Es wehete die Morgenröthe der Sonne, welche den Erdkreis erhellen sollte. Dem lebendigen Gotte ist nun der Götzentempel gewidmet. Ich

empfand es mit frohem Schauer, sah auf und da strahlte über der offenen Wölbung die Bläue des unendlichen Himmels. Wolken umhüllen ihn dann und wann, aber sie weichen dem Strahl der allerleuchtenden Sonne.' Gewaltiger noch war der Eindruck, den er von der Peterskirche empfing. ‚Niemals ergriff mich ein Werk, von Menschenhand gemacht, wie dieses. Staunen und Freude faßte mich, als ich den Platz vor mir sah, Ehrfurcht und Freude, als ich in den Tempel trat.' Er sah, wie Pius VI. am Weihnachtstage ‚mit vieler Würde' das Hochamt hielt, und ‚lauschte der Musik, welche die Herzen der Hörer erhebt und schmelzt'.

Bald darauf hatte er eine Audienz beim Papste. ‚Dieser Greis', schreibt er, ‚welcher mit so feierlicher Würde seines Amtes pflegt, ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung. Ich fand ihn sitzend an seinem Arbeitstische, er ließ mich gleich neben sich sitzen und sprach mit Lebhaftigkeit und Verstand über verschiedene Gegenstände. Pius VI. arbeitet selber im Cabinette, stehet im Winter immer bei Licht auf und entscheidet die wichtigen Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles mit Kenntniß der Sache und mit Festigkeit des Willens. Mit vieler Klugheit hat er die Streitigkeit mit dem Könige von Neapel beigelegt; seine Rechte ruhen, er hat ihnen nicht entsagt. Mit so vieler Weisheit als Würde beträgt er sich in Absicht auf die französischen Angelegenheiten und entgeht allen Schlingen, welche die Nationalversammlung ihm öffentlich und heimlich legt, um ihn zu einem Schritte zu verleiten, welcher ihren raubsüchtigen Absichten einen Schein des Rechtes geben könnte.'

Hatte Stolberg in Nord- und Mittelitalien vorzugsweise der Kunst gelebt, so genoß er in Süditalien und in Sicilien vorzugsweise die Größe und Schönheit der Natur. Im Begriff, von Reggio nach Sicilien überzusetzen, schrieb er

am 27. Mai 1792: ‚Ich verlasse mit Rührung des schönen Italiens schönste Provinz. Der allbelebenden Sonne näher als die andern, wird sie gekühlt von Lüften beider Meere, von der Höhe ihrer Berge, von schattenden Wäldern, von zahllosen Quellen, welche, ihre Gefilde tränkend, noch jetzt Auen und Bäume mit dem frischen Glanz des ersten Grüns bekleiden. Was verschiedene Welttheile Schönes und Großes haben, vereinigt Calabrien. Hier findet der Indier seine Dattel und der Lappländer würde sein Auge weiden an dem Schnee des benachbarten Aetna. Die Aussichten auf das Meer, auf Calabriens eigene Gestade und auf die Gestade Siciliens, auf die Meerenge hier und auf das weite Meer dort, aus dem die liparischen Inseln, einzelne Berge, sich thürmen, auf den hehren Aetna, dessen Herrlichkeit in furchtbarer Schönheit das Auge immer wieder auf Sicilien hinreißt und Sicilien unter ihm schwinden macht, alles das, verbunden mit den freundlichsten Reizen der blühendsten Natur, die, auf ihrem Schooße mich wiegend, mir ihre mannichfaltigsten Schönheiten zeigte, erfüllte mich mit einer Empfindung, welche, sich mit den süßesten Erinnerungen und Empfindungen meines Lebens und mit meinen heiligsten Gefühlen vereinigend, mein Dasein erweiterte.‘

Stolberg's ‚große königliche Seele‘ erschien Nicolovius ‚während dieser Zeit erst in ihrem vollen Glanze‘. ‚Es war nicht die Liebe, welche blind macht, sondern die Liebe, welche Augen gibt‘, die ihn sagen lehrte, ‚daß die Natur selten solche erhabene Geister schaffe‘. ‚Stolberg's Schriften‘, äußerte Nicolovius wiederholt, ‚sind nur Funken von dem brennenden Busch, aus dem er täglich sprach.‘ [1]

‚Unvergleichlich wohlthuende und belebende Eindrücke‘

[1] Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius 47, vergl. auch 34.

empfingen von dem Umgange mit Stolberg und seiner Gemahlin ebenso die beiden Freiherren von Droste-Vischering aus Münster, der Erbdroste Adolf und dessen Bruder Caspar Max, später Bischof von Münster, welche sich in Portici für einige Zeit der Reisegesellschaft anschlossen und seitdem für alle Zukunft mit der Stolberg'schen Familie in treuer Freundschaft verbunden blieben.

Für die Gräfin wurde ein längerer Aufenthalt in Neapel, wo sie am 2. April 1792 eine Tochter, Sibylle, gebar, besonders deßhalb ‚von reichstem Segen', weil sie dort sich eifrig mit den Schriften Fenelon's beschäftigte. ‚Diesen Schriften', schrieb sie siebenzehn Jahre später an ihre Schwägerin Luise, ‚habe ich den Keim meiner Ruhe und meines Friedens zu danken.'[1]

Die Gräfin Sophie an ihre Schwägerin Luise.

Neapel, 27. Febr. 1792.

Wir kommen vom Molo und haben den Feuerstrom der Lava gesehen. Es ist ein herrlicher, großer Anblick. Der Wiederschein im Meer ist auch wunderschön. Ich wollte Euch Alle herzaubern, um Euch den Anblick und die schöne Erinnerung geben zu können! Meine Worte sind zu kalt. Stolberg sagte, er möchte gern wie Polykrates einen Ring in's Meer werfen, die Reise wäre zu glücklich, um nicht irgend einen Unfall zu befürchten.

St. Jorio, 15. Mai 1792.

Du wirst aus meinem Briefe an Deinen Mann gesehen haben, daß auch hier der Krieg für möglich gehalten

[1] Vergl. Janssen, Graf Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 144—145.

wird. Mit dem innigsten Vertrauen in der leitenden Hand Gottes ist es doch unmöglich, ohne Schrecken an die Zukunft zu denken. Der Geist der Zeit ist fürchterlich. Doch der, der diesen Geist über das heutige Geschlecht kommen ließ, sagt uns ja auch, wir sollen nicht für den andern Tag sorgen, und verheißt seinen Geist denen, die ihn anrufen. Aber Frankreich gibt uns eine fürchterliche Lehre.

Ich bin hier ruhig. Einige Bekannte aus der Stadt besuchen mich oft, unter andern die jungen Münsterer, die an Stolberg von der Gallitzin ein Empfehlungsschreiben hatten. Es sind sehr gute biedere Jünglinge, die eine herzliche Frömmigkeit und Einfalt der Seele haben. Sie werden wahrscheinlich mit dem nächsten Packetboot nach Palermo abreisen, um mit Stolberg die Reise um Sicilien zu machen. Der Aelteste, welcher der reichste Particulier in seiner Provinz ist, ist auch dadurch liebenswürdig, daß dieser Reichthum seine Seele gar nicht befleckt hat.

Am 2. Juni 1792.

Palermo wird Stolberg mit vieler Muße sehen, denn er wird wahrscheinlich acht oder zehn Tage da bleiben müssen. Ich hoffe, daß er auch dort viele Gegenstände von Interesse finden wird, von dem Glück, das ihn auf der ganzen Reise begleitete, hoffe ich es. Mich schmerzt diese verlängerte Trennung tief in der Seele, mehr vielleicht als sie es sollte. Aber ich werde ihn wohl schwerlich so froh und glücklich an irgend einem andern Ort als in Italien sehen.

Ich freue mich sehr, daß die Gores in Weimar geliebt sind. Wenn ich nicht sehr irre, so ist man in Weimar nicht glücklicher, wie anderswo. Ich wüßte aber auch nicht, was in dem Wissen und Glauben der Weimarer ihnen Ruhe und Freude geben könnte. Ich bin seit einem Jahre sehr

viel allein und noch mehr isolirt gewesen. Je mehr ich nachgedacht habe, je mehr überzeuge ich mich, daß das Wissen und der Geist dieser Zeit ein übertünchtes Grab ist: der Engel des Todes belebt dieses Phantom und mit einem zweischneidigen Schwert verbreitet es weit um sich Verwüstung, Elend und Tod. Die grausamen Weisen dieser Zeit wollen uns Alles nehmen, was uns hier und dort Genuß, Freude und Hoffnung gewährt. Es ist wahrlich, als wenn man einem Lahmen seine Krücke genommen hätte und ihn dann zum Wettläufer bilden wollte. Ich könnte weinen, wenn ich denke, welche Herzen von dem eiskalten Hauch des Geistes dieser Zeit angeweht worden sind, wie er sie ausgetrocknet und vergiftet hat und wie reißend seine Fortschritte sind.

Ischia, 18. August 1792.

Wir verweilen also hier bis zum Sonntag über acht Tage, und dann finden wir unser liebes ruhiges Thal wieder, von welchem es meiner Empfindung nach wie von den Gärten der Armida heißen kann:

‚Qui è il regno del contento, la sede del piacer.‘

Die allmächtige Zauberin Natur vereinigte hier alle ihre Reize — wer zaubert wie sie? wer dichtet, wie sie schafft? Ach, daß Ihr Sorrento sehen könntet! Stolberg meint, man könne sich das Paradies besser vorstellen, wenn man es gesehen hat. Oft werde ich Euch noch davon erzählen und mich mancher Erinnerungen freuen. Die glückliche Insel, wo wir izt sind, ist sehr lieblich.

Du kannst Dir nicht denken, liebe Luise, welch' ein frohes, liebenswürdiges Volk diese Insel bewohnt. Hier im Hause sind drei junge Mädchen, die den ganzen Tag singen, hüpfen und lachen. Den Abend tanzen sie die Tarantelle; dieser ist meiner Meinung nach der anständigste und schönste aller Tänze.

Zwei Mädchen tanzen ihn, eine dritte schlägt auf den Tambourin und singt. Alle Volksgesänge dieses immer fröhlichen Volkes haben einen auffallenden Charakter von Traurigkeit, den ich aus nichts zu erklären weiß. Eines der drei Mädchen aus dem Hause, Fortuna, sagte mir, als ich sie fragte, ob sie noch nie traurig gewesen, mit der ausdrucksvollen Miene der Neapolitaner: ‚Signorina, mai!‘ Aber dieses glückliche und unschuldige Völklein wird, fürchtet man, nicht lang sein Glück ganz rein erhalten. Der König ist oft hier und in seinem Gefolge Alles, was Könige zu begleiten pflegt. Sowie der Charakter der Insel Ischia Freundlichkeit und der meines lieben Sorrento Größe und heiterer Ernst ist, so ist auch das Volk in Sorrent viel ernsthafter, als die Ischieser. In Sorrento wird nicht wie hier immer gesungen und getanzt. Ich weiß nicht, ob sie weniger glücklich sind, aber ihre Freude ist nicht so laut; vielleicht kommt es auch daher, weil viel Handel in Sorrento ist. Speculation und Freude sind wohl nicht leicht zu vereinigen.

Stolberg an den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Ischia, 20. Aug. 1792.

Ich theile Ihren Schmerz über die verlorene Hoffnung, den lieben Mitri[1] bei Ihrer Rückkehr zu finden. Aber ich verehre tief seinen und der edlen Mutter großen Entschluß[2] und finde ihn sehr glücklich, sich schon hienieden so unmittelbar Gott und seinen Brüdern widmen zu können.

[1] den Sohn der Fürstin Gallitzin, den Missionär.

[2] Vergl. den Brief Stolberg's und seiner Frau an die Fürstin in: Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Gallitzin (Münster 1874) S. 102—103; besser herausgegeben von F. Hülskamp im Deutschen Hausschatz 1874, S. 159—161.

„Die Furcht vor Gott erhebt und schmücket
Ein folgsam Herz und macht es rein,
Und ewig bleiben die beglücket,
Die sich dem Dienste Gottes weih'n;
Denn Alles, was der Herr gebeut,
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit!"

sagt Cramer in seiner Uebersetzung des 19. Psalms, und welcher Dienst ist so dem Herrn geweiht, als der eines Missionärs. Gott sei mit dem lieben Augustinus, und das wird Er sein!

Die Gräfin Sophie an den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Ischia, 5. Sept. 1792.

Noch sind wir hier, und ehe ich Ischia verlasse, will ich Ihnen, lieber Adolf, für viele liebe Briefe danken. Daß ich sie nicht eher beantwortete, werden Sie mir ja wohl verzeihen. Der Tod meiner lieben kleinen Sibylle [1] hat mich tief gebeugt und erfüllt noch meine ganze Seele mit Traurigkeit, so sehr auch die Gewißheit ihrer Seligkeit mich oft erhebt. Es thut wehe, schrecklich wehe, wenn man seine süßesten Freuden, seine besten, irdischen Hoffnungen in's Grab legt. Ich weiß, lieber Adolf, wie Sie und Ihr lieber Bruder meinen Schmerz theilen, ob Sie ihn gleich wohl schwerlich sich denken können. Ach es weiß kein Mann, wie eine Mutter ihren Säugling liebt, wie ihr Herz zerrissen wird, wenn die Augen, die ihr so oft Wonne in's Herz lächelten, sich nun auf immer schließen. Mögen Sie nie einen ähnlichen Schmerz empfinden.

Ischia ist sehr schön. Ich habe hier, ehe meine Kleine zum Tode krank ward, einige sehr frohe Tage verlebt,

[1] starb auf Ischia am 29. August.

vielleicht die frohesten auf der ganzen Reise. Das Volk ist froh und unschuldig, wie ich noch keines sah, voll Lebens und Verstandes. Wenn wir uns einst sehen, werden wir Ihnen alle noch davon erzählen. Möge das Glück dieses Völkchens die Neugier der Reisenden nie genug reizen, um viele hierherzuziehen — bald würden sie die Bewohner verderben und zugleich mit ihrer Unschuld ihre Freude zerstören.

Sie fragten mich letzthin, wie ich es mache, um der Traurigkeit zu widerstehen? Mein Recept, um froh zu sein, kann ich nicht besonders anpreisen, denn ich bin oft, wie Sie es auch bemerkt haben, nicht froh. Daran ist meine Erziehung, meine Lage in meiner Jugend wohl größtentheils schuld. Oft bitte ich Gott um Freudigkeit. Wenn er sie mir nicht gibt, so denke ich, daß er mir sie wohl aus Liebe und Weisheit versagt, da es ihm so leicht wäre, mir aus seiner Fülle einige Tropfen Freude und Freudigkeit zu geben. Ich suche mich dann zu beschäftigen, soviel ich kann, und trage meine Traurigkeit, wenn ich nicht froh werden kann. Da Sie bald viele und interessante Geschäfte haben werden, wird Ihnen dieser Hang zur Traurigkeit schon vergehen, der bei Ihnen gewiß bloß durch Kränklichkeit veranlaßt wird.

Stolberg an die Gräfin Julia von Reventlow.

Piano di Sorrento, 14. Sept. 1792.

Dein Wunsch ist in reichem Maße erfüllt worden, ich habe den Aetna in aller seiner Furchtbarkeit und Schönheit so gesehen, wie noch Wenige ihn sahen. Es sind erstaunende Schauspiele, die der Berg mir gegeben hat! Die allerlieblichsten Hirtenscenen und das Fürchterlichste tragischer Größe! Er nimmt einen ansehnlichen Platz in meiner Existenz ein, dieser Aetna, und wird noch vielleicht über

manche schwüle Stunde des Lebens seine kühlen, langen Schatten strecken. Es ist mir ein sehr süßer Gedanke, daß gewiß jeder Eindruck reiner Freude unsterblich wie die Seele des Menschen ist. Wir genießen, sehen und empfinden Alles stückweise, abgerissen. Alle diese bunten Stückchen wird einst die Erinnerung zu einem großen Gemälde vereinigen, und in der Gallerie unserer himmlischen Gemälde werden wir noch manchesmal mit Liebe vor dieser Mosaik verweilen.

Mit dem Betragen unserer Fürsten in Absicht auf Frankreich bin ich nichts weniger als zufrieden. Es scheint mir viel mehr unweise als ungerecht. Pitt hingegen scheint mir seine Rolle als ein Meister der Politik zu spielen. Indessen ist auch der Fall sehr verschieden. Die Declaration des Herzogs von Braunschweig scheint mir unsinnig. Sie ward mir von Rom mitgetheilt. Ich sagte gleich: nun wird das Volk gegen den König wüthen, ihn und seine Familie als Geiseln ansehen. Was konnte man anders erwarten, als das? Was konnte man aber überhaupt anders von Frankreich aus erwarten, als die schwärzesten Gräuel? So tief sind die Franzosen, die schon nicht hoch standen, gesunken, daß Alles, was sie thun, das Gepräge des verworfensten Pöbels hat. Nicht ein Hauch von Energie, lauter Pöbelwuth beseelet das Ganze, wofern man diese Verwirrung aller Einrichtungen, Begriffe und Gesinnungen noch ein Ganzes nennen kann.

Ich wende, wie Du, manchesmal den Blick auf den kleinen schweigenden Theil der französischen Nation, welcher selbst durch die Gräuel um sich her sich veredeln muß, auf die wenigen Weisen und Guten, und erquicke mich durch den Gedanken an sie. Aber wie schrecklich ist gleichwohl ihre Situation, besonders wenn sie an ihre Kinder denken! Ueberhaupt sehe ich mit Grauen in die nahe Zukunft! Es

wird eine große Energie des Willens erfordert werden, um nicht allein sich nicht hinreißen zu lassen, um zu widerstreben dem verwüstenden Strom! Sage man immerhin, daß Alles zuletzt sich zum Guten wenden müsse! Sage man immerhin der armen Wittwe, daß der Gluthstrom des Aetna, welcher ihren Weinberg verheerte, in den großen Plan gehörte! Ich zittere, wenn ich an meine Kinder denke, wiewohl mir auch oft das Herz von der süßen Hoffnung schwillt, daß sie zu den Wenigen gehören werden, welche stehend erhalten werden, wenn Tausend zu ihrer Linken fallen und Zehntausend zu ihrer Rechten.

Ich habe einen Theil meiner hiesigen Muße dazu angewandt, eine Geschichte von Syrakus zu schreiben von seiner Gründung an bis zum Tode des Agathokles. Thorheiten und Frevel sind nichts Neues in der Welt, aber die Thorheiten und die Frevel eines Volkes, welches das Christenthum von sich stößt, müssen natürlich ärger sein, als die Thorheiten und Frevel der Heiden. Die Resultate müssen immer dieselben sein, wenn Völker auf gewisse Art handeln. Bei einzelnen Menschen finden Ausnahmen und besondere Wirkungen verborgener Ursachen statt. Bei Völkern nicht. Und es läßt sich, meine ich, mit fast absoluter Gewißheit vorhersagen, daß den Gräueln der Anarchie die Gräuel der Tyrannei folgen werden, einer Tyrannei, von welcher die neuere Geschichte keine Beispiele gab, weil doch immer, selbst da, wo Menschen sie verunstalteten, die Religion mit mildem Hauch des Himmels einwirkte. In der That kann ein böses Volk des Tyrannen nicht entbehren. Mißtrauen und Gewalt müssen die Stütze des Thrones werden, wo keine Stütze mehr als diese Platz finden kann.

An den Kriegsrath Scheffner.

Piano di Sorrento, 21. Sept. 1792.

Ehe ich Italien ganz verlasse, werde ich ein rundes Jahr darin zugebracht haben. Ich habe also alle Jahreszeiten in diesem Lande des ewigen Frühlings und der schönsten Natur zugebracht. Alle Provinzen des südlichen Italiens habe ich besucht und bin zu Pferde um ganz Sicilien gereist. Ich war auf dem Vesuv im Augenblicke eines Ergusses. Ich vergaß seinen Feuerbach, als ich in der Nacht beim Feuerstrom des Aetna stand, welcher sich aus einem seiner Vulkane wie ein Wasserfall ergießt, dann sich in Arme theilt, Inseln bildet und drittehalb deutsche Meilen weit fortströmt. Von Otrantos Küste sah ich Griechenlands acroceraunische Gebirge. Die griechischen Alterthümer in beiden Königreichen machten mich fast kalt für das alte Nest der Wölfin, und umfangen von den jungen Reizen der tarentinischen, der aetnaischen Wonnegefilde — denn neben seiner Hölle oder vielmehr unter ihr blüht mehr als ein Elysium — den Reizen des nördlichen Gestades von Sicilien, der sorrentinischen und ischiesischen Paradiese vergaß ich gern jede Erinnerung des Alterthums, wiewohl ich auch diesem nicht minder heilige Stunden widmete. Ueber den Charakter der Italiener und Sicilier hört man bei uns in Deutschland manches Wahre, welches durch Verschweigung manches Andern, das auch gesagt werden sollte, verläumdende Unwahrheit wird. Ich habe in allen Ständen einige edle und liebenswürdige Männer kennen gelernt, und mehr als einige solche wird schwerlich in irgend einem Lande ein wildfremder Reisender antreffen. In Puglien, Calabrien und Sicilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche [illegible] Sitte, sondern den Empfin-

dungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppig wachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Frevel, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten, nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte.

Seit acht Wochen haben wir theils in diesem Felsenthale am Meere, theils in der Insel Ischia zugebracht. In Ischia lebten wir mit Familien froher freundlicher Winzer. Sie wissen besser, als ich Ihnen sagen kann, liebster Scheffner, daß man den Menschen im Volke suchen muß, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Gassen Athens damit hineingetapset wäre. In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser, als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten, als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremden zeigen wird. Daß die vornehmen Stände — wiewohl nicht ohne Ausnahme — hier weniger taugen mögen als bei uns, das glaube ich gern. Die Entfernung von einer solchen Natur mußte sich selbst desto härter strafen, je mehr sie muthwillig dem Modeton opferte.

In Ischia hatten wir den Schmerz, ein Mädchen von fünf Monaten, welches meine Sophie in Neapel geboren hatte und selbst säugte, zu verlieren. Sahen Sie nie todte Kinder? Woher, wenn auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmiene dieses holdselige Lächeln? dieser mit dem Lächeln verbundene überkindliche, feierliche Ernst? Es erschallt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Scheffner, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling und mit todten Lippen vorlegt![1]

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Piano di Sorrento, 21. Sept. 1792.

Die neuen Gräuel, welche in Paris verübt werden, sind abscheulich. Je mehr sich der Arm des Allmächtigen in Wolken verhüllet, desto näher ist er vielleicht. Je mehr diese getauften, zu ihrem Unglück und schwerer Verantwortung getauften Heiden gegen den Sohn, den sie, wie der Psalmist sagt, küssen sollten, wüthen, desto furchtbarer wird sein eiserner Scepter auf sie fallen und sie wie irdenes Gefäß zerschmeißen! Gott gebe Allen, die wir leben, Kraft, dem Strom des Verderbens zu entrinnen, und wenn sich Gelegenheit darbietet, ihm mächtig zu widerstehen! Auch solche Zeiten haben ihr Gutes; sie sondern die Guten von den Bösen und läutern die Guten, daß sie reiner werden.

Des englischen Gesandten Betragen ist sehr brav. Man sieht aus dem Beispiel von neuem, daß selbst die Verworfen-

[1] Vergl. oben S. 258 Note 2.

sten der Menschen durch männliches Betragen rechtschaffener Menschen in Ehrfurcht gehalten werden. Wie wollte ich mich freuen, wenn die wackern Schweizerregimenter, wofern man Schwierigkeit machen sollte, sie aus der Mördergrube herausziehen zu lassen, sich mit Schwert und Bajonnet Bahn machten durch das verruchte anarchische Gesindel!

Die Gräfin Sophie an ihre Schwägerin Luise.

Rom, 2. Oct. 1792.

Ich feiere heute in meinem Herzen den halbjährigen Geburtstag meiner lieben kleinen Sibylle; oft hatte ich gedacht, ihn anders zu feiern, aber auch so ist er mir unaussprechlich lieb und heilig, so wehe er mir auch tief in der Seele thut.

Seit vorgestern sind wir nun wieder hier. Die kleine Anzahl unserer Bekannten ist abwesend, aber die liebe Angelika[1] bleibt uns. Wenig Menschen in der Welt sind mir so lieb wie sie. In ihrem Geist, in ihrer unaussprechlichen Einfalt und Reinheit ist der Himmel. Ihr Andenken wird mir oft wohl und wehe thun, und ich werde mich einst freuen, sie dort zu sehen, wo wir uns Alle sammeln werden. Gestern sah ich bei Angelika einige ihrer Gemälde, die sehr schön waren. Sie verleiteten mich zu einer Thorheit, die ich sehr bald und doch zu spät bereute. Ich dachte, mein Bild, von ihr gemacht, würde Stolberg Freude machen, und da er in demselben Augenblick auch dazu kam, ward es sogleich bestellt. Heute ist es angefangen, sie muß noch zwei Sitzungen haben, die uns doch, hoffe ich, nicht hindern werden, Montag abzureisen. Liebe Luise, ich könnte mit Euch weinen über Frankreich, aber nicht über das Blut,

[1] Kauffmann.

das vergossen ward, sondern über den schrecklichen verwüstenden Geist, der die Quelle aller dieser Gräuel ist. Sein verpesteter Hauch verbreitet Tod und Verwesung weit um sich her. Schon längst hat er im Stillen gewüthet. Jetzt erkennen wir an den Früchten den Baum des Todes, und doch belehrt er uns nicht. Als wir Alle gegen Stolberg waren, Alle glaubten, daß er irrte, wenn er nichts als Anarchie und Elend sah, wo wir Freiheit und Tugend zu sehen glaubten, da schon sagte er voraus, was jetzt geschehen ist. Man kann nicht ohne Schrecken an die Zukunft denken. Möge Gott uns leiten und zu sich leiten! Um uns her ist Alles dunkel, möchte Er unserm Auge licht werden, so licht werden, daß Keiner auf Erden diesem Lichte das Herz mehr verschließen könnte.

Stolberg an die Gräfin Julia von Reventlow.

Rom, 6. Oct. 1792.

Da wir in drei Tagen Rom auf immer verlassen, bin ich in einem starken Taumel. Das Besehen der Kunstwerke gibt eine Art von Schwindel, den ich nicht liebe. Entzückt Einen die Natur, so sinkt man wonnevoll in ihren Arm. Bei der größten Mannichfaltigkeit zerstört kein Natureindruck den andern, denn auch das Veilchen findet sich à sa place beim Wasserfall und Vögel zwitscherten bei dem Gluthstrom des Aetna. Aber mit den Kunstwerken ist es nicht so, so sehr auch einige das Herz rühren. Und die leidige Kritik, immer leidig, sie tödte oder bewundere, flüstert der bescheidenen Empfindung sehr zur Unzeit in's Ohr. Die abscheulichsten Gräuel unserer Zeit beweisen, wie verkehrt eine Empfindung wirke, wenn sie durch den Verstand in's Herz kommt. Ist nun vollends das Verstandsauge schielend und das Herz kalt oder verderbt, so erlebt man blaue oder blut-

rothe Wunder! Wiewohl ich Demonstrationen nicht liebe, ist mir bis zur Demonstration sonnenklar, daß der Kopf durch das wärmende Herzenslicht erhellt werden müsse. Und das ist auch Gottes Weg mit uns.

An die Gräfin Caroline von Baudissin.

Rom, 7. Oct. 1792.

Hier sitze ich nun am letzten Abend meines hiesigen Aufenthalts und fange diesen Brief an, welchen ich vielleicht erst in Venedig auf die Post geben werde. Wir werden diesen Tag bei der lieben Angelika beschließen, deren Charakter den geistreichsten und liebenswürdigsten Ideen ihres zaubernden Pinsels ähnlich ist. Diesen Morgen sahen wir zum letzten Mal die Stanzen von Rafael.

Diesen Augenblick rief mich Jauchzen des Volks und Musik an das Fenster. Einige tanzten die Straße hinab die Tarantelle, begleitet von Fackeln, bei dem jovialischen Klang der Tamburinen, zahlloses Volk ging ihnen oder lief vielmehr ihnen nach. Das Leben und die Freude des Volkes in Italien sind unendlich interessant. Doch vorzüglich in beiden Sicilien und am vorzüglichsten in der allerliebsten Insel Ischia. Wie oft werde ich Dir davon erzählen, bestes Linchen! Doch nehme ich mir auch oft vor, recht an mich zu halten, um nicht durch mein ewiges Erzählen Euch Allen zum Märchen und zum Spott zu werden.

Durch die vielen schönen Gegenstände dieser Länder wird man im Anfang wie betäubt und verblendet. Nach und nach kommt der stille Genuß. Die Seele kommt zu sich selbst, dann erst schreibt die Erinnerung auf ihr Täfelein Manches auf, zeichnet, greift sogar zur Palette und malt. Und diese in der Stille oft wieder aufgefrischten Gemälde sind der Natur ähnlich, wiewohl auch sie ihr nicht völlige

Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn ich zum zehnten Mal dieselbe Naturschönheit sah, übertraf sie zum zehnten Mal meine Erwartung. Es ist ein großer Gewinn, daß man sein Ideal der Naturschönheit erhöht fühlt. Wir sind für eine bessere Welt geschaffen und haschen hier nach Schatten. Aber die schöneren Gestalten hiesiger Schattenschönheiten öffnen unsern innern Blick für höhere Ahnungen der Herrlichkeiten jener Welt.

Rom, 8. Oct. 1792.

Die Franzosen, die bei all' ihrer Geistlosigkeit, Herzlosigkeit und gottlosem Wesen immer noch in Deutschland Freunde und Bewunderer finden, werden schwerlich durch Elend klug werden, aber es ist Alles daran gelegen, daß andere Völker nicht ferner durch sie angepestet werden. Auch thut es mir wehe, daß die raubsüchtige und blutdürstige Wuth dieser Unmenschen mit Gefühl der Freiheit verwechselt werde. Dieses Gefühl ist nie von Bescheidenheit und edler Einfalt getrennt.

Das Unwesen nimmt überhand, man muß sich für die eine oder für die andere Partei erklären. Und wer sollte sich noch wohl so täuschen, daß er nicht einsähe, wie unmöglich es sei, es mit den Franzosen zu halten, ohne sich gegen wahre Freiheit, die immer auf Gesetze gegründet ist, gegen Menschengefühl, Gerechtigkeit und gegen Gott selbst, mit diesem atheistischen Gezücht zu erklären!

An Adolf und Caspar Max von Droste-Vischering.

Rom, 8. Oct. 1792.

Dieser Brief ist eigentlich an Euch Beide, lieber Adolf und lieber Caspar, um Euch noch den Abend vor unserer Abreise ein Wort des herzlichsten Dankes und der herzlich-

sten Liebe zuzurufen. Eure eigenen Herzen müssen Euch mehr sagen als meine Worte, von unserer innigen Liebe zu Euch. Denn was vermögen Worte? Aber eine Sache sagen Eure Herzen Euch nicht, und ich möchte es Euch recht sagen können, um mein Innerstes zu erleichtern. Ihr haltet mich, Gott weiß es, für viel besser, als ich bin. Ich habe sehr gern, daß meine Freunde mich lieben, ach ich habe es in gewisser Absicht nur zu gern. Aber daß fast alle mich für viel, für sehr viel besser halten, als ich bin, das drückt mich tief. Ich sage Euch das mit desto innigerer Empfindung, da die liebe gute Fürstin[1] mir einen Brief, den ich eben erhielt, geschrieben hat, welcher mich bis in den Staub demüthigt, weil sie mich für so unendlich viel besser hält, als ich bin. Ich empfinde das so tief, weil es mir so sonnenklar ist, wie die liebe Frau, bei der ich noch am ABC im Christenthum lernen könnte, sich aus Güte und Liebe an mir irret. Rechnet mir dieses Geständniß nicht zur Demuth an, beste Freunde, bittet lieber Gott, daß er mich so machen möge, nur halb so gut, wie die liebe Fürstin mich glaubt. Wenn es ein Fegfeuer gibt, o wie viel und wie lang wird es an mir zu läutern haben, ehe die Schlacken vieler Eitelkeit von mir abgesondert, ehe meine Kälte für das, was allein unserer heißesten Herzensgluth würdig ist, erwärmet werde.

Mischet sich, was ich nicht gern glauben möchte, und was doch vielleicht wahr ist, selbst noch in dieses Bekenntniß Eitelkeit meines Herzens, so verzeihe Gott mir auch diese! Ach, wie kann Einen oft so recht heißhungrig und durstig das Verlangen nach dem bessern Leben ergreifen, wo wir wissen werden, wie wir mit unsern Herzen daran

[1] von Gallitzin.

sind, wo wir uns Alle um Gottes willen mit einer Empfindung lieben werden, vor welcher alle unsere jetzigen Empfindungen nur ein dunkler Schatten sind!

An die Gräfin Julia von Reventlow.

Rom, Oct. 1792.

Ich freue mich mit Sehnsucht nach der Heimkehr zu den lieben Kleinen und Großen, die ich zurückließ. Auch freue ich mich darauf, mir dann in größerer Ruhe, als selbst der gegenwärtige Genuß gewähren konnte, Alles von der Reise zurückzurufen. Homer kannte diesen Genuß. Als er von der Schnelligkeit der Rosse der Himmlischen redet, vergleicht er sie mit solchen Erinnerungen.

‚Wie der Gedanke des Mannes eilt, der mancherlei Lande
Hat gesehen und dieß in seinem Herzen gedeutet:
Hier bin ich gewesen und dort, er denket an Vieles,
Also der Flug der unsterblichen Rosse —.‘

Die Gräfin Sophie an ihren Schwager Christian.

Ferrara, 16. Oct. 1792.

Die Beschreibung des Kirchenstaats in Büsching belustigte uns sehr. Er meint, die Unterthanen des Papstes würden vor Hunger sterben, wenn Feigen und Datteln sie nicht davor bewahrten. Ich glaube nicht, daß irgend eine Provinz Italiens besser angebaut ist, als die Marca d'Ancona und die Romagna; der einzige Dattelbaum im Kirchenstaate ist im Capitol. Es ist unglaublich, wie wenig man Italien in unserm Vaterlande kennt und wie zahllose Vorurtheile selbst viele von denen, die es durchreisten, dagegen haben. Mündlich werden wir Euch viel davon erzählen; es ist mir jetzt unmöglich, davon zu schreiben, da unser Wiedersehen so nahe ist.

Nicolovius ist mir in diesen anderthalb Jahren recht innig lieb geworden. Er ist edel und rein und gut wie Wenige und ich denke nicht ohne Wehmuth und Schmerz an die Zeit unserer Trennung. Bis zum nächsten Donnerstag bleiben wir in Venedig.

An ihre Schwägerin Luise.

Venedig, 20. Oct. 1792.

Ich wollte meine süße Kleine nicht zu mir zurückwünschen, ich bat ja nicht einmal Gott um ihre Erhaltung! Wohl ihr, daß er sie in's Leben rief, daß sie so früh reif zur Ewigkeit erfunden ward. Aber ich trage sie in meinem Herzen, werde sie vermissen am Eutiner See, wie in Ischia und Sorrento. Nur eine Mutter weiß, wie eine Mutter ihren Säugling liebt. Ach, Ihr Lieben, verzeiht, ich weiß ja, wie Ihr mit mir und für mich gelitten habt. Ich danke Euch unaussprechlich für Euern Trost.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Venedig, 24. Oct. 1792.

Unserem Versprechen gemäß, lieber Adolf, lasse ich einen Brief für Sie hier zurück; hätte ich es Ihnen aber auch nicht versprochen, so würde ich es doch gethan haben; es ist mir Bedürfniß, mich nach so langem Stillschweigen einmal ohne Störung mit Ihnen zu unterhalten. Wir haben von Rom bis hierher eine sehr schöne Reise gehabt. So wie man die Appeninnen nicht beurtheilen muß, wenn man sie nur zwischen Bologna und Rom gesehen hat, ebenso muß man auch nicht von der Campagna di Roma auf den übrigen Theil des Kirchenstaates schließen. Alles, was wir auf dieser Reise davon gesehen haben, ist vortrefflich angebaut, und man sieht ebenso viel Fleiß und Industrie

in der Marca d'Ancona und in der Romagna, als in irgend einer Provinz Italiens. Die Küste des adriatischen Meeres ist fruchtbar, aber nicht schön. Sie würden sich mit uns über die Menge, Größe und Schönheit der Städte an dieser Küste gewundert haben. Ancona, Sinigaglia, Pesaro, Rimini, Forti, Faenza sind alle sehr gut gebaut; überall sieht man Spuren des Wohlstandes und einer weisen Regierung. Am adriatischen Meer fanden wir zuerst in Italien unsere niedern sächsischen Häuser von Mauersteinen ohne Tünche und bald darauf bei Ferrara Strohdächer — überhaupt in dieser Gegend eine auffallende Aehnlichkeit mit Deutschland, die Sie gewiß freuen wird, wie sie uns gefreut hat. Wir haben sehr oft an Sie gedacht, es sehr oft bedauert, daß Sie diesen Weg nicht haben nehmen können. Auch das Volk naht sich je mehr und mehr im Aeußern den Deutschen sehr auffallend.

Sie werden über Venedig staunen. Denken kann man sich diese sonderbare Stadt nicht, man ist froh, sie gesehen zu haben, aber daheim fühlt man sich nicht unter diesen Amphibien. Besuchen Sie doch die Türken in ihrem Caffeehaus auf dem St. Markusplatz und auch in ihrer eigenen Wohnung. Es sind gar gute Leute. Auch den Truffaldin in der Comödie müßt Ihr besuchen und Euch nicht über ihn skandalisiren. Er hat uns herzlich lachen gemacht; es ist, glaube ich, das unschuldigste aller Schauspiele. Hätten wir unsere Harlequins noch, so wären unsere Sitten weniger verderbt.

In drei Tagen sind wir wieder in Deutschland. Auch durch Eure Bekanntschaft und Euern Umgang muß Italien uns lieb sein. Gott sei mit uns Allen, er führe uns Alle zu sich. Nie bedurfte man es wie jetzt, auf Ihn zu sehen, um ohne Schauder in die Zukunft zu blicken. Möge er

uns Alle zu sich bringen, auch unsere Freundschaft dazu dienen lassen, uns ihm, dem Urquell alles Guten, und Christus nahe zu bringen. Nur in ihm und bei ihm ist Ruhe. Lebt wohl, Ihr Lieben, behaltet mich Beide lieb, denket meiner und betet für mich.

— — –

Ueber Friaul, Krain und Steiermark kamen die Reisenden am 2. November in Wien an, wo Stolberg bis zum 19. December blieb. Am Neujahrstage 1793 traf er bei den Geschwistern seiner Gemahlin in Königsbrück in Sachsen ein, und hielt sich dann noch einige Zeit in Tremsbüttel bei seinem Bruder auf.

An Adolf und Caspar Max von Droste-Vischering.

Königsbrück, 4. Jan. 1793.

Wenn es gewiß ist, daß eine Colonne von Franzosen nach Bonn marschirt sei, so sehe ich nicht ein, warum sie nicht auch Münster heimsuchen wollten. Ueberhaupt scheinen sie ja mit der ganzen Welt, gleich als ob die ganze Welt es mit Gott hielte, Krieg führen zu wollen. Mögen sie immerhin toben gegen Den, ohne Dessen Willen sie doch keinen Schritt thun können; ihre Zeit wird kommen, ehe sie es sich versehen, und zu ihrem Schrecken wird sie kommen. Meine Schwester schreibt mir von einer meiner Töchter, die noch keine fünf Jahr alt ist, wenn sie recht froh wäre, hüpfe sie in der Stube auf und ab und sänge: „Ich lege mich, als wie ein Kind, in Gottes Vaterarm.“ Liebster Caspar, wir sollen ja werden wie die Kinder. Dann wird der giftige Hauch dieser Zeit unsere Seelen nicht berühren, und werden wir froh sein und singen wie meine kleine Jette. Denen, die Gott lieben, müssen alle

Dinge zum Besten dienen! Was kann uns denn Schaden thun? Sorgen werden für Euch, wenn wirklich der Erzfeind Euer Land heimsuchen sollte, nicht ausbleiben. Adolf wird in seinen Aemtern viel zu thun haben. Ueber das Benehmen gegen die Feinde wird ja wohl von den Landsständen auf jeden Fall ein gemeinschaftlicher Schluß gefaßt werden, und der weise liebe Fürstenberg wird bei dieser kritischen Gelegenheit ja wohl von Allen gehöret werden.

An Friedrich Heinrich Jacobi.

Königsbrück, 13. Jan. 1793.

Ich bin fast geneigt, zu glauben, daß die Blüthe des Geistes und der Empfindung Blume im Kampfe mit unseren unfreundlichen Elementen leide. Doch nein, die reichste Gedankenfülle, das zarte Feldblümchen der reinsten Empfindung ist ja oft zu vorzüglicher Schönheit unter Deutschlands rauhem Himmel gediehen, und besonders das letzte wohl nirgends schöner.

Hier sind mir Mirabeau's Briefe, von Manuel herausgegeben, in die Hände gefallen. Solche Gluth der Empfindung habe ich noch bei keinem Franzosen empfunden, als bei ihm. Aber sie alle, oder viele zu lesen, wäre mir unmöglich. Aus den dürren Wüsten seines atheistischen Systems hauchen versengende Lüfte und verbreiten selbst über Liebesbriefe Geruch des Todes zum Tode. Es scheint mir evident, daß der luftige Thurm des französischen Staatensystems bald krachend einstürzen werde. Gleich jenem war er dem Himmel zum Trotze gebaut, und die neue Babel möchte wohl bald von Tyrannen oder Sardanapalen beherrscht werden. Aber Verwirrung ist schon von ihr in die ganze Welt ausgegangen. Ich bitte Dich, liebster Jacobi, laß dem Mainzer Forster Deinen Schutz nicht mehr

angedeihen. Laß sein Andenken, zugleich mit Kotzebue's Büste, in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf in diesem Augenblicke einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Weizen zu sichten und heulenden Winden die Spreu zu überlassen [1].

An Adolf und Caspar Max von Droste-Vischering.

Tremsbüttel, 4. Febr. 1793.

Gottes Gerichte haben einen Geist der Verblendung über die Franzosen gesandt, sonst hätten sie nicht die abscheulichste der Thaten, den Mord des guten Königs, beschlossen und ausgeübt. Dieser Frevel zeigt sie der Welt in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Ihr sollt sehen, liebe Freunde, daß eine Schale des Fluchs nach der andern über ihre tollen Häupter werde ausgegossen werden. Sie werden anderen Völkern zum schrecklichen oder lehrreichen Beispiel dienen.

Alle diejenigen, welche bisher geneigt waren, ihre Frevel zu entschuldigen und für natürliche Folgen einer politischen Aufbrausung zu halten, verachten und verabscheuen sie izt. Ich habe mich sehr gefreut, auch Klopstock mit dem edelsten Unwillen gegen sie reden zu hören.

Mit den ‚treuen Droste-Vischerings' blieb Stolberg seit seiner Heimkehr in häufigem Briefwechsel und theilte Freud' und Leid der Familie, als wäre er ‚ein Angehöriger derselben'. Als ihm der Erbdroste seine Verlobung angezeigt, antwortete er: ‚Vor allen Dingen sagen Sie Ihrer lieben Antoinette viel Liebes und Gutes, denn ich sehe aus Ihren Briefen, daß Sie durch und durch durchdrungen sind von sanftem und süßem Gefühl des Glücks einer reinen

[1] Vergl. Menge 1, 414—415.

Liebe. Meinen lieben Adolf so glücklich zu sehen, macht mir große Freude, und da kann und mag ich nicht mit meinem Dank bei der lieben Antoinette zurückbleiben, welche Sie so glücklich macht. Den 6. August[1] wollen wir im Geiste bei Euch sein, Ihr Lieben, und uns herzlich freuen. Ein Tag, welcher zwei Personen, die sich von Herzen lieben, für die Ewigkeit miteinander verbindet, ist ein schöner Tag, an welchem auch, um menschlich von unsern künftigen Brüdern zu sprechen, die Engel im Himmel mit den Gläsern anklingen, und in den frohen Lobgesang mit einstimmen. Bei Antretung Ihres Ehestandes weiß ich Ihnen desto weniger einen Rath zu geben, da ich gewiß weiß, daß Sie meines Rathes nicht bedürfen. Liebe zu Gott und gemeinschaftliche Gegenliebe mögen hierbei Ihre einzigen Rathgeber sein und werden es sein. An mancherlei Beschwerde, Angst und Sorge wird und darf es im Ehestande nicht fehlen, aber das wird Alles schon hienieden mehr als ersetzet durch herzliche Liebe und Theilnehmung. Die Freuden der Ehe sind die süßesten auf Erden, besonders wenn Gott sie mit Kindern segnet. Und alle diese Freuden sind doch nur Knospen, welche die rauhe Luft des Erdenlebens nicht zur Entfaltung kommen läßt, welche aber in der Ewigkeit erst Blüthe und Frucht tragen. Die Leiden sind aber vergänglich wie Schneeflocken, welche ein wenig schneidend in's Gesicht fallen, aber bald hinschmelzen und auch ihren wahren ewigen Nutzen haben.' Zum Hochzeitstage schrieb er nochmals: ‚Gleich beim Erwachen fielen Sie mir ein, liebster Adolf, und Sie können sich besser vorstellen, als ich es sagen kann, mit welchen Wünschen und Empfindungen mein Herz diesen schönen, für Sie so wichtigen Tag feiert. Gottes

[1] 1793, dem Hochzeitstage des Erbdrosten.

Segen komme über Sie und über Ihre liebe Antonia! Und wie sollte er nicht über Euch kommen! „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebet er noch eins so lang," sagt der weise Salomon. Uns Christen ist nicht sowohl um das lange Leben hienieden gelegen, aber wir dürfen von Dem, der unserer Seele Unsterblichkeit und unserem Herzen Liebe gab, mit freudiger Zuversicht hoffen, daß Ihm wohlgefällige Liebe in Ewigkeit fortdauern und immer vollkommner werden solle. Alle gute Gabe kommt oben her von Gott! Und wahrlich, ein liebes Weib ist eine große Gottesgabe! Und was uns so gerade von Ihm kommt, das wird uns nicht geliehen, sondern geschenkt. Daran hat der Tod keine Macht.'

VI. Aus der Zeit der Vorbereitung zur Conversion.

Im März 1793 trat Stolberg das Amt eines Regierungs-, Consistorial- und Kammer-Präsidenten in Eutin an, und nun begannen, schrieb später seine Frau, ‚sieben Jahre einer angestrengten Berufsthätigkeit und einer unverdrossenen geistigen Arbeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und vor Allem auf dem des Glaubens, in dem er untrügliche Gewißheit suchte und durch Gottes Gnade nach langen Kämpfen fand'. ‚Mitten im Treiben eines sehr abwechselnden, unruhigen, thätigen Lebens', heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin für eine ihrer Töchter, ‚forschte Dein lieber Vater unablässig nach der Wahrheit, las, flehte zu Gott um Erleuchtung, und es verging kein Tag, an welchem wir uns nicht über diesen Gegenstand in all' seinen Beziehungen unterhalten hätten.' ‚Im Jahre 1793 war es, daß uns durch das Lesen einer Predigt von Fenelon der Begriff der von Jesus Christus gestifteten Kirche zuerst klar ward, folglich auch die Einsicht, daß es Pflicht sei, dieser Kirche anzugehören, und wenn man nicht darin geboren sei, zu ihr zurückzukehren, koste es was es wolle. Von dieser Einsicht bis zum letzten Schritt war aber noch ein langer schwerer Kampf und nur Gottes Barmherzigkeit half uns fast sieben Jahre später alle Bande zerreißen, die uns bewußt und unbewußt noch im Irrthum zurückhielten.'

In den ersten Jahren stand Stolberg in Eutin noch in

häufigem Verkehr mit Voß, aber bei der völligen Wesensverschiedenheit der beiden Männer und ihren ganz entgegengesetzten Anschauungen in politischen sowohl wie religiösen Dingen blieb bald lediglich noch die beiderseitige Vorliebe für griechische und lateinische Classiker ein Bindeglied ihres Umgangs. Inniger war das Band zwischen Ernestine, der Frau des Rectors, und der Gräfin. ‚Die Voß ist eine der besten Frauen, die ich kenne‘, schrieb diese am 10. März 1793 an ihre Schwägerin Luise ‚und wird mir als Hausmutter jedesmal, daß ich sie sehe, ehrwürdiger. Es ist sehr schön, zu sehen, wie sie mit fester und sanfter Hand die fünf Knaben leitet an einem seidenen Faden, der aber eben so unzerreißbar ist, als eine eiserne Kette es sein könnte. Mir wird die alte Erziehung, wo Kinder gehorchen und ihre Eltern ehren mußten, immer lieber. Wir werden einst schwer büßen für jede Verletzung der schönen goldenen Einfalt unserer Väter, die da nicht glaubten, daß eine Pflanze ein Baum und ein Schüler klüger als sein Lehrer sein möchte.‘

‚Die Sorge für die Erziehung und das Seelenheil meiner Kinder in dieser schweren, vom Unglauben zerfressenen Zeit liegt mir tief im Herzen, und es ist mein tägliches Gebet, daß Gott der Herr mir Einsicht und Kraft verleihe, so zu handeln, wie es dem Christen Noth thut zur Rettung seiner Seele und der Seelen derer, die ihm von Gott anvertraut sind.‘

‚Ich denke mir so oft den Zustand‘, sagt die Gräfin in einem Briefe an die Fürstin von Gallitzin am 3. Juli 1793, ‚wenn unsere Seele, rein von Sünde, rein von irdischen Sorgen, die so oft Reiz und Veranlassung zur Sünde sind, nur in Gott und für Gott, nur in der Liebe leben wird. Indem ich dieses schreibe, schäme ich mich beinahe, diese Worte aus meiner Feder gehen zu lassen, denn wie weit meine

Seele von diesem seligen Zustand ist, fühlt Niemand so tief, als ich, und doch könnte man glauben, daß ich mir einen Begriff davon zu machen vermag. Ich denke nur mit unaussprechlicher Sehnsucht daran und mit tiefer Empfindung, daß Gottes Gnade mich dazu geschickt machen muß. Der gute Caspar, oder war es Adolf, hat uns von Deinen großen körperlichen Leiden geschrieben — sie müssen fürchterlich sein, und wenn meine Ehrfurcht für Dich vermehrt werden könnte, so würde die Heiterkeit und Freudigkeit, mit welcher Du sie trägst, diese Wirkung haben. Gott muß Dich wohl sehr lieb haben, daß er Dich so leiden läßt.'

‚Bald werden wir nun', fährt sie in demselben Briefe fort, ‚den guten Nicolovius verlieren und ihn mehr vermissen, als wir es jetzt selbst noch wissen. Möchten wir doch Jemand finden, der uns in dem wichtigen Geschäft, die Herzen der Kinder zu bilden, helfen könnte und wollte! Noch haben wir keine Aussicht dazu, aber ich kann mir nicht denken, daß Gott uns nicht einen solchen Mann senden sollte, da wir ihn in Einfalt und Vertrauen darum bitten. Ach wie könnte man Kinder erziehen, ohne ganz auf ihn zu sehen, auf ihn zu hoffen! Und in dieser schrecklichen Zeit!'

‚In diesen Tagen', heißt es am Schluß, ‚erwarten wir einen Besuch von Lavater.'

Lavater kam und ‚erfüllte das ganze Haus mit Friede und Freude'. ‚Ein unerschöpflicher Quell von Leben ist in ihm', schrieb die Gräfin nach seiner Abreise am 28 Juli 1793 an Adolf von Droste-Vischering, ‚zu jeder Stunde und in jedem Augenblick entfließen aus der Fülle seines Herzens Worte, die man gar gern in seinem Herzen aufbewahren würde. Als er bei uns war, baten wir ihn, uns eine Betstunde zu halten. Er verlangte einen Spruch von einem jeden von uns. Mein Mann wählte: „Das Geheimniß des

Herrn ist bei Denen, die ihn fürchten." Nicolovius: „Da, wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Kätchen: „So ihr etwas bitten werdet in meinem Namen" ꝛc. und ich: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" ꝛc. Ohne Vorbereitung, bloß aus der Fülle der Empfindung, hielt er eine vortreffliche Rede über diese Texte. Unsere Geistlichen zwingen uns sonst die Erinnerung des Spruches auf: „Die Erndte ist groß, aber es fehlt an Arbeitern." Wenn sie nur, ein jeder nach Maßgabe seiner Kräfte, mit Liebe und Eifer und Treue in ihrem Beruf arbeiteten, was könnten, was müßten sie wirken!'

Erwünschter noch war der Besuch der Fürstin von Gallitzin, die nach einer schweren Krankheit, von Overberg und anderen Freunden begleitet, eine Erholungsreise nach Holstein machte, einige Zeit bei Claudius in Wandsbeck sich aufhielt und dann in Eutin eintraf.

‚Hier, wo wir sind und hinkommen', schrieb die Fürstin aus Wandsbeck an ihren Freund Franz von Fürstenberg am 2. Juli 1793, ‚ist Gott und sogar Jesus Christus noch nicht aus der Mode. Wir kommen eben aus der Morgenandacht, die Claudius mit seinen neun Kindern vor dem Frühstück hielt. Es rührte mich sehr die einfältige fromme Form derselben. Erst wird ein Kapitel im neuen Testament gelesen, jeder à son tour einige Verse, dann liest der Vater einen Morgengesang, steht auf, betet das Vaterunser vor, dann betet jedes Kind vom ältesten bis zum kleinsten fünfjährigen ein jedes ein seinem Alter angemessenes Gebet. Dann kommt das Frühstück.'[1] ‚Die Zeiten', sagt sie in ihrem Tagebuch, ‚die wir bei Claudius zubrachten, waren wahre Erbauungs-

[1] Mittheilungen aus dem Tagebuch und dem Briefwechsel der Fürstin von Gallitzin (Stuttgart 1868) S. 106.

stunden für mich, indem ich nie Gott und das wahre Christenthum lebendiger wirksam fühlte, als in dieser mir durchaus und ohne die geringste Verlegenheit wohlthuenden Familie, welche daher auch wenig oder gar keine eitle Versuchungen in mir rege machte, indem Claudius darin völlig wie ich dachte und besser als ich darnach handelt, daß wir Menschen alle arme Sünder sind, deren Liebe unter einander nichts anderes als in Gott Genuß, Sein und Dauer erhalten und sich durch gegenseitiges Abhelfen von unsern Fehlern thätig beweisen kann und muß. Auch schickte mir Gott nebst der Gnade, daß ich nirgends versucht war, seinen Sohn zu verleugnen (obgleich wir es leider überall selbst bei unsern katholischen Geistlichen als den Modeton antrafen), Gelegenheiten, Gutes zu thun, und die Gnade, sie nicht unbenutzt zu lassen.' Claudius stand seinem ganzen Wesen nach in wohlthuendem Gegensatz gegen jene Classe von gelehrten und großen Geistern, über die sich die Fürstin einmal dahin aussprach: ‚Auch darin thut die Reise mir sehr wohl, daß ich wieder einmal recht anschaulich sehe, mit welchem Schattenspiel die größten, gegen den bloß thierischen Genuß sich so verächtlich äußernden Geister es zu thun haben, wie sie doch meistens nur das in Genuß von einander erwarten und suchen, daß sie Ehre von einander nehmen, sich einer dem andern so zu sagen als Virtuosen hören lassen.'

In Eutin wurde die Fürstin mit Sehnsucht erwartet. ‚Wir wünschten so sehr', schrieb die Gräfin an Adolf von Droste-Vischering am 28. Juli 1793, ‚daß Claudius sich entschließen möchte, sie hierher zu begleiten; aber kaum dürfen wir es hoffen. Wir haben seit acht Tagen noch einen Besuch von Hofrath Ebert aus Braunschweig mit seiner Frau. Ebert ist ein sehr lieber Mann, ein zweiundsiebzigjähriger Greis

voll Freude und Leben und herzlicher Milde; er war ein Freund von Stolberg's Eltern und ist einer der ältesten Freunde meines Mannes und seiner Geschwister. Zu aller Freude, die wir der Fürstin werden zu danken haben, kommt auch noch die des verlängerten Aufenthaltes des lieben Nicolovius, der ohne sie uns wohl schon vor mehr als vierzehn Tagen würde verlassen haben.'

‚Seit drei Tagen', heißt es in einem Briefe Stolberg's vom 1. August an denselben Freund, ‚haben wir unsere liebe Fürstin, deren freundlicher Besuch mir heilig und theuer ist, wie eine Erscheinung aus jener Welt. Denn Kräfte jener Welt leben und weben in ihr und gehen wohlthätig von ihr aus! Auch die gute Mimi[1] wiederzusehen und unsern lieben theuern Overberg, macht mir große Freude.' ‚Ach, wer mit der Fürstin leben und sterben könnte', fügte die Gräfin hinzu, ‚Engel der Finsterniß müßten durch sie zu Gott kommen, deucht mich! Wie lieb sie mir ist, wie jeder Blick auf sie sie meinem Herzen näher bringt, können Worte nicht sagen. Auch ihre Begleiter alle habe ich sehr lieb, alle nach Stand und Würden und Overberg obenan.' Am 28. August schrieb Stolberg weiter: ‚Jeder Tag macht mir diese allerliebste Freundin noch lieber. Möchte jeder Tag, den ich in ihrem himmlischen Umgang zubringe, mich Gott näher bringen. Geschieht das nicht, so ist es meine Schuld und eine schwere Schuld! Aber ich hoffe, daß Gott, welcher mir und den Meinigen diesen Engel zugeführt hat, an uns seine Absicht nicht ganz verfehlen werde.'

‚Uebermorgen früh will die Fürstin uns verlassen. Es wird mir das Herz bluten bei der Trennung von ihr, aber

[1] die Tochter der Fürstin.

ich werde mich doch, so lange ich lebe, von ganzem Herzen und von ganzer Seele freuen, ihres geisterhebenden und herzerquickenden Umgangs einen ganzen Monat genossen zu haben. Sophie und meine Schwester hangen auch an ihr mit der innigsten Liebe. Wie glücklich seid Ihr, diesen Engel immer unter Euch zu haben. Der liebe Overberg unterhält sich fast täglich ein halb Stündchen mit meinen Kindern. Es ist ein herrlicher, apostolischer Mann.'

An Fürstenberg schrieb er: ‚Ich habe in dieser Zeit, da die engelreine Fürstin mir durch ihre Gegenwart so unaussprechlich wohl thut, vielleicht der Freude zu viel. Aber wir Christen haben keine Nemesis zu scheuen, und wissen, daß Freude und Leid nur verschiedene Vorstellungsarten von Segen sind, wenn wir sie so, wie wir sollen, aus der Hand des Gebers nehmen.'[1]

Ebenso durchdrungen von dem Segen des Umganges mit der Fürstin war Nicolovius. ‚Tiefere Blicke in die Seele dieser großen Frau', sagt er, ‚habe ich noch nie gethan, noch nie den ganzen Sinn ihres Wesens stärker geahndet. Wie ekelt Einen alles sonst so Gepriesene an, und wie sehnt man sich doppelt nach der Kraft, mit der sie die Welt überwunden hat. Stolberg wird die Fürstin unaussprechlich vermissen. Ein Monat solchen Lebens erlischt nicht in der Seele. Und er bedarf solcher Stärkungen in einem Leben, das ihm oft eine Wüste scheint. Mir gehören die vergangenen Wochen ... zu den besten meines Lebens.'[2]

Stolberg vermißte allerdings die Fürstin unaussprechlich. ‚Der August', schrieb er am 22. September an den

---

[1] Mittheilungen aus dem Tagebuch und dem Briefwechsel der Fürstin von Gallitzin 190.

[2] Denkschrift 56—57.

Erbdrosten, ‚ist mir hingegangen, wie eine Erscheinung aus einer bessern Welt. Der Nachschein dieser Erscheinung, der Nachhall ihrer Reden stärkt und erquickt mich, so lange ich lebe.‘

Zwischen der Fürstin, Stolberg und seiner Gemahlin wurden von nun an häufige Briefe gewechselt und die Bande der Freundschaft immer enger geknüpft. ‚Ich schreibe der Fürstin jeden Posttag‘, berichtet Stolberg dem Erbdrosten, ‚es ist freier Herzenserguß, und ich könnte dieser Correspondenz mit ihr so wenig entbehren, als ich mit irgend einem andern Menschen auf Gottes Erdboden noch so eine Correspondenz haben könnte.‘ ‚In Deinen Briefen ist Segen‘, dankte die Gräfin der Fürstin am 15. Oct. 1793, ‚wie in Deinem Umgang, und ich denke mir oft, daß wenn Manche des Glückes genössen, das mir durch Dich ward, sie es ganz anders benutzen würden, als ich es thue. Ich darf doch sagen, daß es nicht an meinem Willen liegen wird, Deiner Liebe immer werther zu werden.‘ ‚Deine Briefe‘, sagt sie am 27. October, ‚thun Stolberg wohl, wie der Besuch eines freundlichen Engels, und so thut ihm auch Dein Bild und Dein Andenken. Ich bin nicht albern genug, Dir das von seinetwegen zu sagen, das kann er besser als ich, aber ich sage es, weil die Wirkung davon uns jedesmal sichtbar ist.‘

Die Gräfin betrachtete die Fürstin wie ihre geistliche Mutter, der sie ihr ganzes Herz eröffnete. ‚Ich habe von meiner Jugend an das Bedürfniß einsamer Stunden tief empfunden, ob ich gleich sehr viel zu schwach und unvollkommen bin, um sie recht zu gebrauchen, und ich sie wohl oft eben so sehr wünsche, weil ich mich unfähig fühle, mit andern Menschen zu existiren, aus Trägheit also, als weil ich edlere Bedürfnisse habe. Gott aber, der seine Gaben nicht nach unseren Verdiensten abmißt, hat mir doch schon

manchmal die segensvolle Wirkung des Gebetes schmecken und fühlen lassen. Es scheint mir so stolz, daß ich das sage, aber Du, meine herzgeliebte Mutter, wirst mich ja wohl verstehen und besser vielleicht als ich selbst wissen, ob jetzt Stolz in meinem Herzen ist. Du sollst mich zu Gott leiten, ich fühle, daß er Dich zu uns sandte, und wie könntest Du es, wenn ich Dir nicht schriebe, wie es mir um's Herz ist! Was Du an Stolberg aus der heiligen Theresia schreibst, ist himmlisch schön; ach, es ist ja wohl möglich, auch mit geringeren Kräften hinauf zu streben, wohin sie sich mit Adlersflügeln erhob.' ‚Den heiligen Johannes Climacus habe ich jetzt angefangen, und da ich eben mit der medulla animae Deines alten Taulerus fertig geworden war, so lese ich jetzt des Morgens in diesem neuen Schatz und freue mich immer mehr darüber, je weiter ich darin komme. Selbst im Koth freut man sich der Schwingen, mit denen der Adler sich der Sonne naht, und zuweilen glimmt die Hoffnung, daß Gott mich, wenn ich treu bin, nicht immer in diesem Schlamm werde liegen lassen.'

‚Ich lese jetzt täglich', schreibt sie am 4. December 1793, ‚im Scupuli. Wenn ich einige Capitel der Philothea ausnehme, scheint es mir, nie etwas so Schönes, in die tiefsten Tiefen unseres Herzens Eingreifendes gelesen zu haben. Stolberg will ihn auch lesen. Möchten doch Alle den Geist der Wahrheit empfahen, der von Gott kommt und zu Gott führt.' ‚Des Morgens, wenn ich erwache', sagt sie in einem Briefe aus Emkendorf, wo sie bei der Familie von Reventlow auf Besuch war, am 1. April 1794, ‚suche ich zuerst an Gott zu denken und bitte ihn, seinen Willen in mir, an mir und durch mich geschehen zu lassen, oft aber gelingt es mir gar nicht und meine Gedanken schweifen umher. Gleich wenn ich aufgestanden bin, lese

ich in der Bibel und bete und betrachte eine halbe Stunde oder ungefähr, je nachdem ich mehr oder weniger Zeit habe. Bei Tage lese ich jetzt oft einige Briefe in Franz von Sales. Doch habe ich mir hierüber nichts festgesetzt. Ich suche mein Herz oft zu Gott zu erheben. Seit einigen Wochen kann ich es aber wieder viel weniger und es vergehen, glaube ich, oft viele Stunden, ohne daß dieser Gedanke, der doch eigentlich unser einziger sein sollte, mir lebhaft werde. Seit ich in Emkendorf bin, habe ich fast jeden Nachmittag einige Zeit gebetet und betrachtet. Den Abend, ehe ich einschlafe, lese ich noch einige Briefe vom hl. Franz u. s. w., wenn ich allein bin, und suche dann zuletzt mein Herz noch zu Gott zu erheben. Daß ich Alles dieses mit vieler Dürre und Zerstreuung und unvollkommener, als Du es Dir wohl vorstellen magst, thue, versteht sich von selbst; ich sage Dir nur, was ich zu thun mich bemühe, und was ich besonders hier, wo ich viel Muße habe, fast alle Tage gethan habe. Gott gibt mir die Gnade, daß ich es manchmal mit Freude thue.'

In demselben Briefe berichtete sie über die Krankheit eines ihrer Kinder: ‚Unser kleiner Franz[1] war heute vor acht Tagen sehr krank, und da glaubte ich gewiß, ihn zu verlieren. Meine Ergebung ist freilich sehr fehlerhaft und unvollkommen gewesen, ich habe aber doch immer gestrebt, keinen Willen zu haben. Das lebendige Gefühl der Gefahren dieses Lebens und der Gedanke an die Seligkeit der verklärten Geister, unter deren Anzahl ich unsern kleinen Franz schon sah, machten mir freilich diese Ergebung auch leichter. Wenn Christus nun käme und meine Kinder haben wollte, würde ich sie ihn ja doch mit unaussprechlicher Ruhe

[1] geb. am 21. Aug. 1793.

und Wonne wegtragen sehen. Wenn sie sterben, ist es ja völlig dasselbe, nur daß es unserem fleischlichen Auge nicht sichtbar ist.' Als dann kurz darauf, am 13. April 1794, das Kind gestorben, schrieb sie: ‚Wenn der Herr heut in unsere Mauern einzöge, wie einst zu Jerusalem, so würden wir ja auch wohl Hosianna ihm entgegenrufen. Unser Franz hat seine sterbliche Hülle vor ihm niedergeworfen und ruft ihm Hosianna zu von Ewigkeit zu Ewigkeit in dem himmlischen Jerusalem. Laß uns unser Haupt aus dem Staube erheben und ausrufen mit dem vollendeten Engel: Gelobt sei der Name des Alliebenden, sein Wille sei auch unser Wille. Wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz. Möge dieß auch für mich wahr werden.' ‚Mit den Kindern will ich streben, daß auch wir einst dahin kommen, wo ihre vollendeten Geschwister sind.'

In derselben ruhigen gottergebenen Stimmung schüttete sie in zwei weiteren Briefen vom 27. und 30. April ihr Herz der Fürstin aus. ‚Ich kann nicht ausdrücken, welche Empfindung von innerem Frieden und Heiterkeit ich seit einigen Tagen habe, und sie kann mir nur von Gott kommen, denn mein Herz ist der Freude und Liebe sehr offen, und nach dem Eindruck, den die vier ältesten Kinder auf mich machen, und meiner Fähigkeit, mich ihrer Liebenswürdigkeit zu freuen, kann ich so ziemlich meine innere Stimmung beurtheilen. Dabei sind mir doch unsere beiden vollendeten Engel immer gegenwärtig und der Gedanke an ihre Seligkeit erhebt meine Seele mit unsichtbaren Schwingen zu Gott, so daß es auch nicht wohl Unempfindlichkeit oder Leichtsinn sein kann!'

‚Wie kann ich dankbar genug sein, daß mich Gott würdigte, die Mutter zweier Engel zu sein! Mein Herz will oft überströmen von Liebe und Dank und Wonne, Empfin-

dung meines eigenen Elends und der überschwänglichen Gnaden Gottes. Die Leute, die mich sehen, halten mich gewiß für sehr unempfindlich, weil ich wirklich in dieser Zeit eine ganz besondere innere Heiterkeit und sogar Freudigkeit habe. Aber ich freue mich, diese Art von Schmach um Gotteswillen zu tragen und habe mir gleich vom ersten Tage an vorgenommen, auch jede Klage Gott darzubringen und mich gleich zu ihm und zu unserm Erlöser zu wenden, wenn das Gefühl meines Verlustes mich überfiel. Da habe ich denn in reichem Maße empfunden, daß, wer um Gottes willen Aecker oder Häuser, Vater oder Mutter oder Kinder verläßt, alles dieses tausendfältig wieder bekommt. Uebrigens habe ich meinen Vorsatz, nicht zu klagen, nicht immer gehalten. Liebe Mutter, als ich das Glück hatte, am Charfreitag das hl. Abendmahl zu genießen und so gewürdigt ward, an dem Gekreuzigten Theil zu haben, habe ich mich Ihm feierlich dargebracht, Ihm angelobt, nur Ihm und ganz Ihm zu gehören, Ihn mit Thränen der Liebe und der Reue gefleht, mich hinzunehmen, mein Herz zu reinigen und mit seiner Liebe zu erfüllen, Alles darin zu zerstören, was Ihm im Wege ist, wenn diese Arbeit auch für meinen Naturmenschen noch so schmerzhaft sein sollte. Ich will sein sein im Leben und Tode. Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes soll mich von seiner Liebe scheiden. Ach, meine herzgeliebte Mutter, bitte Ihn, daß Er nicht seine Hand abziehe von mir! Bitte Gott, daß Er das Gefühl meiner Sünden recht lebendig in mir erhalte, daß ich immer und unaufhörlich wisse und fühle und sehe, daß, wofern ja etwas Gutes in mir ist, es allein von Ihm kommt.'

In demselben Briefe bittet sie die Fürstin um Hülfe

in einer Sache, die ihr theilnehmendes Herz für ihre Untergebenen bekundet. ‚Die Leute werden hier‘, schreibt sie, ‚unglaublich schlecht in der Religion unterrichtet. Das Kindermädchen unseres seligen Franz schien mir mehr als irgend eine Person dieser Art, die ich je sah, fähig, den einzigen, wahren Weg zu gehen, und ich hatte mir schon lange vorgenommen, die heilige Schrift mit ihr zu lesen und ihr, so gut ich's konnte, zu helfen, sie zu verstehen. Das Gefühl meiner Unzulänglichkeit hatte mich immer davon abgehalten. Als der Kleine todt war, so fing ich's dennoch an. Bald kam aber dieses Gefühl wieder und quälte mich unaufhörlich. Vor wenigen Tagen besuchte ich eine gute christliche Frau hier in Eutin, die Wittwe eines vorigen Präsidenten. Diese sagte mir (und gewiß nicht von ungefähr), sie habe ein sehr schönes Buch, die Geschichte der Israeliten, von Heß aus Zürich, in acht Bänden; ich bat sie gleich darum und lerne nun daraus, so gut ich kann. Nebst diesem Mädchen, von dem ich Dir schon gesagt, welches Dorte heißt, ist noch ein junges Mädchen, die noch nicht zum Abendmahl angenommen ist. Ich habe beim alten Testament angefangen und ihnen von Anfang an den Fall der Menschen und Christus als den verheißenen Erlöser zu zeigen, sie auch zugleich auf die Frömmigkeit der Erzväter aufmerksam zu machen gesucht, soweit nämlich ich bisher gekommen bin. Wenn Du oder Herr Overberg nun die Güte hättet, mir einen Leitfaden anzugeben, die Bücher oder Stellen des alten Testaments, die zu diesem Unterricht nothwendig sind, mir nennen, mir überhaupt eine Anweisung dazu geben wolltet, so würdet Ihr ein Werk der christlichen Liebe thun, und da ich Gott jedesmal, ehe ich anfange, um seine Hülfe anrufe, so würde Eure Mühe vielleicht nicht vergebens sein. Haben nicht vielleicht Schüler von Herrn Overberg einen

Auszug seiner christlichen Lehre? Wenn Sie mir den leihen wollten, so wäre mir mit einmal geholfen. Damit meine Vermessenheit, Andere belehren zu wollen, Dich nicht zu sehr choquire, muß ich Dir sagen, worin der Unterricht dieser armen Leute besteht. Sie gehen, ehe sie confirmirt werden, einige Monate in die Kinderlehre; die meisten haben vorher kaum die Schule besucht; sobald sie nun zur Communion angenommen sind, hören sie weiter nichts vom Wort Gottes, als wenn sie in die Kirche gehen. Meine arme Dorte hatte gewiß seit fünfzehn Jahren kein Wort aus der Bibel gehört und hatte zu meinem Schrecken nicht einmal einen deutlichen Begriff von der Communion und von den damit verbundenen Gnaden und Verheißungen: das mag mich in Deinen Augen entschuldigen, daß ich es wagte, sie belehren zu wollen.'

‚Ich muß Dir doch noch etwas Zartes von Julia erzählen. Gestern spielte sie in der Stube herum, ich betete den Morgen und ward sehr gerührt. Sie meinte, ich weinte um den Franz, so verläßt sie ihr Spiel, kommt liebkosend zu mir und sagt mir, ohne den Namen ihres seligen Bruders auszusprechen: Mama, weine nicht, er ist bei Gott und wir kommen bald zu ihm, weine nicht.'

‚Der kleine Franz', schrieb Stolberg am 13. April, am Sterbetage des Kindes an den Erbdrosten und dessen Gemahlin, ‚ist diesen Morgen in die Arme seines Erbarmers aufgenommen worden. Möchten wir ihm nachsehen können in seine neue Wohnung des Lichtes, der Freude, der Liebe! Doch nein, selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Der Allbarmherzige, Allerfreuende weiß immer mit einem Schlage vielfachen Segen auf einmal auszutheilen. Indem er das liebe Kind den Gefahren der Welt durch den Tod entriß, wird er auch, das hoffe ich von ihm, mich und Sophie dem

Irdischen mehr entreißen, und immer mehr und mehr, bis er auch uns zu sich nimmt. Sollte es Gott dereinst gefallen, liebster Adolf und Antoinette, Euch ein Kind zu nehmen, so wird er Euch auch den Trost des Gedankens empfinden lassen, ein Kind im Himmel zu haben. In einem Kirchenliede singen wir:

‚Wenn ich in Aengsten bet' und sing',
So wird mein Herz recht guter Ding!'

und diese Erfahrung sollen wir auch am Grabe der Unsrigen machen. Betet Alle für uns, daß wir mit Freude den Herrn des Lebens und des Todes, auch am Grabe des Frühvollendeten, wiewohl nicht ohne Thränen der Natur, preisen mögen.' ‚Wer im zerbrechlichen Nachen irdischer Glückseligkeit', sagt er in einem spätern Briefe vom 30. April, ‚ohne Hinblick auf den großen Polarstern, welcher nie untergeht, schwebet, der muß im Leide verzagen und zagen in der Freude. Ihre Liebe rechnet mir meine Stimmung bei dem Tode des lieben kleinen Franz viel zu hoch an. Ach, die menschliche Natur wendet sich gern zum Trost, wo nur Trost zu finden ist! Und sollte man, wenn man ein Kind verliert, nicht unverrückt zu Dem hinauf schauen, der es auf kurze Zeit nahm, um es für die selige Ewigkeit aufzubewahren? Für eine Mutter ist indessen ein solcher, wiewohl kurzer und scheinbarer, Verlust viel empfindlicher, wenn Kinder in so zartem Alter sterben; und ich kann Gott nicht genug dafür preisen, daß er meine liebe gute Sophie mit Kräften jener Welt so sichtbar stärket.'

‚Mein Herz strömt über', schrieb die Gräfin am 1. Juni 1794 an den Erbdrosten und seine Gemahlin, ‚von der Empfindung dessen, was Gott an uns, selbst an den Unwürdigsten thun kann, und ich muß mich zurückhalten, um nicht davon zu sprechen. Ich fühle oft so lebhaft die Liebens-

würdigkeit des unendlich Liebenswürdigen, daß es mir ist, als müßte ich sie mittheilen, wie man von den Wohlthaten eines Freundes spricht, um seinem eigenen Herzen Genüge zu thun und auch damit alle andern Menschen ihn so kennen und lieben wie wir. Daß ich dieses Bedürfniß nur mit sehr wenigen Menschen empfinde, bedarf ich wohl nicht zu sagen — und selbst bei denen schweige ich immer, weil mich von Angesicht immer eine gewisse Blödigkeit zurückhält, im Schreiben kann ich mich viel weniger halten. O, Ihr Lieben, lasset uns streben ohn' Unterlaß zu Ihm, der allein Worte des ewigen Lebens hat, Ihm uns ganz bringen, damit Er selbst uns werth mache, sein Eigenthum zu sein, uns fähig mache, Ihn über Alles zu lieben. Franz von Sales schreibt so schön an eine Priorin der Visitation, welche besorgt war um die Errichtung eines neuen Hauses: ‚De quoi vous mettez-vous en peine? c'est au maître de la maison à la bâtir et à la maîtresse à la meubler, et notre maison est à notre Seigneur et à sa très sainte mère.' Wenn wir uns selbst diesem Herrn darbringen, so wird Er, denke ich, auch sorgen, sein Eigenthum zu reinigen und zu bessern, wenn wir nur ohn' Unterlaß mit unserm Willen an Ihm hangen. Beten Sie für mich, daß ich es könne, und lassen Sie uns die Hand reichen auf dem Weg, der zu Ihm führt! Ich muß schließen, doch muß ich Ihnen noch zuvor sagen, wie Ihre Brüder[1] uns so lieb geworden sind und täglich mehr werden. Auch über Katerkamp freuen wir uns sehr. Oft schlägt mir das Herz, wenn ich so unter ihnen Allen sitze und ich mir denke, wie

[1] Franz, später Domherr in Münster, und Clemens August, später Erzbischof von Cöln, die mit Professor Katerkamp bei Stolberg in Eutin auf Besuch waren.

so rein und herzlich gut sie sind, und ich muß mich mit Gewalt zurückhalten, um meine Liebe nicht zu äußern. Gott sei mit uns, Ihr Lieben, und laß uns Alle Ihm immer näher kommen. Ich rechne darauf, daß Niemand diesen Brief sieht, ausgenommen unsere liebe Mutter. Bitten Sie sie doch, wenn sie es für gut befindet, der lieben Antoinette [1] den 495ten Brief in den Briefen des hl. Franz von Sales zu geben, wofern sie ihn nicht schon gelesen hat, er würde ihr, deucht mich, Freude machen.'

‚Ich habe', sagt sie später, ‚in dem französischen Thomas a Kempis gelesen. Diese Uebersetzung, ich gestehe es, ist mir viel angenehmer, als die, die ich kenne. In einem Buch, von dem ich letzthin an Ihren Bruder Caspar schrieb, habe ich gesehen, daß viele Menschen von allen christlichen Gemeinen durch dieses Buch sind auf den Weg der innern Heiligung geleitet worden. Ich wußte nicht, daß es auch unter den Protestanten so gekannt ist und so geschätzt wird, ich habe mich für sie darüber gefreut. Sehr merkwürdig ist es, daß überall diejenigen, die diesen Weg gegangen sind, verfolgt wurden. Einige sehr fromme protestantische Prediger sind abgesetzt worden, weil sie sagten, daß man Gott über Alles lieben müßte, und in allen Ständen und Classen sind diejenigen, die diese so simple Wahrheit, daß wir nur in Gott und in unserer Vereinigung mit Ihm Ruhe finden und den Zweck unseres Daseins erreichen könnten, für Thoren gehalten worden. Es sind unendlich viele Beispiele davon in diesem Buche.'

Die mit den Brüdern Droste gemeinsam in Italien verlebten Tage blieben der Gräfin ‚stets in süßer und zugleich ernster Erinnerung'. ‚Im Andenken unseres Zusam-

[1] der Frau des Erbdrosten.

menseins in Sorrent', schreibt sie am 30. Juli 1794, ‚haben sich unsere Gedanken heute gewiß begegnet, und wie sollten sie es nicht oft, da wir so viele Vereinigungspunkte haben. Wir haben Ein gemeinschaftliches Streben, Eine Liebe, wie sollten unsere Geister in ihren besseren Augenblicken nicht unendlich oft bewußt und unbewußt zusammentreffen. O mein geliebter Bruder und Sie, liebe Schwester Antoinette, mein Herz wird groß, wenn es an die Liebe, die uns vereint, an den Zweck, zu dem sie uns führen soll, und an das, was ihr Leben, Wärme und die Dauer der Ewigkeit geben wird, denkt! Es freut mich beinahe, daß wir jetzt getrennt sind, denn diese Empfindung, die, Gott ist mein Zeuge, in meiner Seele lebendig ist, kann sich nicht äußern, und ich würde Euch drücken, wie ich selbst gedrückt bin. Freilich würde Ihre Liebe mich tragen, wie sie mich getragen hat, und meine Unvollkommenheit würde Euch zum Besten dienen. Die Fürstin schreibt, wie wohl es ihr in Darfeld[1] geworden ist und wie sie Antoinette immer lieber kriegte. Daß unsere Hütten sich wie unsere Herzen begegnen könnten!'

Wenige Monate später trafen die Freunde für einige Zeit wieder persönlich zusammen, indem Stolberg und seine Gemahlin der Fürstin von Gallitzin und den Brüdern Droste ihren Besuch erwiederten. Auf der Reise nach Münster verweilten sie zunächst zwei Tage in Wandsbeck. ‚Claudius', schrieb Stolberg am 24. Oct. 1794 seiner Schwester Catharina, ‚geht wie ein Engel des Friedens durch das Leben, und seine Liebe zum wahren Frieden gibt ihm die

[1] auf dem bei Münster gelegenen Gute des Erbdrosten.

Kraft, gegen die Unholde des Unglaubens und der Verführung, die wie die Pest jetzt auch durch Deutschland schreiten, mit dem scharfen Schwerte des erleuchteten Wortes zu kämpfen. Der Gallitzin gehe ich entgegen mit denselben Gefühlen, wie das Kind dem hl. Christ.'

Bei der Ankunft in Münster war die Fürstin krank. ‚Daß Leiden des Körpers', heißt es in einem Briefe Stolberg's an Catharina vom 28. October, ‚ihren schönen Himmel des Geistes und der Liebe nicht trüben, weißt Du und kannst Dir vorstellen, wie wohl mir bei ihr werde. So wie zur Zeit, wenn die Linden blühen, die Bienen unablässig Honig sammeln, so sammle ich auch ein, und nur an mir kann es liegen, wenn ich nicht hybläischen Honig einsammle, über welchen die Zeit nichts vermag. Wann sie uns besuchen werde, ist ungewiß. Doch hoffe ich und diese Hoffnung ist nicht ohne Grund. In der That möchte ich nicht ohne diese Hoffnung leben. Von ihrer Liebe dürfen wir Alles erwarten, aber sie hängt nicht von ihrer Willkür, sondern von ihrer Ueberzeugung ab.' ‚Unsere Adeodata', fährt er am 4. November fort, ‚ist noch krank, doch war sie die beiden letzten Tage mehr als die Hälfte des Tages auf. Ich sehe sie mehr, als ich hoffen dürfte. Könnt' ich mit so reinen Schalen schöpfen, als die Quelle lauter ist, so würde ich ganz erneuet werden. Ihr Umgang thut mir unaussprechlich wohl.' Am 18. November schreibt er: ‚Herzlichen Dank für Deine liebevolle Erwähnung und Feier meines Geburtstages. Ja wohl, wollte Gott, daß unsere Gallitzin den nächsten mir durch ihre Gegenwart in Eutin verschönerte! Nächst Gott läßt sich auf nichts so bauen, wie auf Liebe, wie Du am besten weißt. Und bei diesem Wunsch bau' ich auf Gott und auf Liebe. Nach ihrer Art ist unsere Gallitzin izt sehr wohl. Sie grüßt herzlich, und

ich bin der Meinung, daß Gott jeden ihrer Grüße geradezu in Segen verwandelt.'

‚Auch mir', schreibt die Gräfin an ihre Schwägerin Luise am 13. November, ‚wird der Segen des Verkehrs mit der Fürstin, die mir trotz ihrer Krankheit und heftigen Schmerzen manche Stunde schenkt, immer fühlbarer. Im Umgang mit Fürstenberg wird es einem wie zur Ueberzeugung, wie sehr dieser große Mann auch mitten in seinen weltlichen Geschäften und schweren Sorgen in der Gegenwart, ich möchte sagen in der Anschauung Gottes lebt, dessen Ehre sein einziges Ziel ist. Und alle die Anderen, die wir sehen oder noch erst wiedersehen werden, sind von der Liebe zu Gott und ihrem Heiland und zu ihrer Kirche so getragen und gehoben, wie man einen solchen Kreis von Menschen anderswo wohl schwerlich antrifft.' ‚Seit meinem letzten Brief', sagt sie am 20. November, ‚sind die Tage hier wie gewöhnlich verflossen, viel zu geschwind für mein sich immer erneuendes und immer vermehrendes Bedürfniß, die Gallitzin zu sehen und zu hören. Es ist wirklich unmöglich, sich von dem immer regen Leben und Interesse ihres Umgangs einen Begriff zu machen, wenn man nicht selbst ein Zeuge davon gewesen, und da muß man sie freilich in den Augenblicken sehen, wo ihr völlig wohl wird. Denn wie Alle, deren Seele oft Einsamkeit bedarf, und die überhaupt in der Stille Nahrung ihres Geistes finden, weil er zu reichhaltig ist, um sich nicht aus sich selbst zu erneuen, hat sie oft Stunden, wo ihr Feuer sich nicht äußert, besonders mit Menschen, die sie wenig kennt.'

‚Die Größe und Liebenswürdigkeit Fürstenberg's würde für Dich auch ein großes Interesse haben. Ich habe nie einen Menschen gesehen, dessen Kenntnisse so ausgebreitet, so geordnet, dessen Kopf so luminös wäre und der hiermit

eine so große Amenität und innige Freundlichkeit verbände. Ein ähnliches Bild von ihm wäre für mich ein wahrer Schatz, denn ich weiß wenig Menschen, die ich an Schönheit mit ihm vergleichen könnte.'[1]

Nach der Rückkehr von der Reise dankte die Gräfin von Eutin aus am 17. December 1794 dem Erbdrosten und seiner Frau: ‚Es wird mir nie schwerer, an meine Freunde zu schreiben, als wenn ich sie eben verlassen habe. Wenn das Andenken des Sprechens und Sehens noch so lebendig ist, scheint der todte Buchstabe der Schrift so ein elender Behelf, daß es mir immer sehr schwer ist, meine Zuflucht dazu zu nehmen. Aber ich danke Gott, daß ich Sie, mein geliebter Adolf, und unsere Antoinette wiedergesehen, mich Ihres Glücks, Ihres Wachsens in jedem Schönen und Guten freuen konnte. Lebhafter als je fühle ich, daß unsere Liebe immer wachsen und Früchte für die Ewigkeit tragen wird. Es wird mir immer klarer, daß nur die Freunde, die man in und um Gottes willen liebt, immer unsere Freunde bleiben können, und es ist ein seliges Gefühl, sich in der Gegenwart Gottes immer der Liebe und Nähe seiner Geliebten freuen zu können. So beseligend ist diese Empfindung, daß jede andere Verbindung, die den Namen und die Larve der Freundschaft trägt und nicht diese Sanction hat, jeden Werth in unsern Augen verliert, und nur durch den Zwang, den sie uns auferlegt, empfunden wird.'

‚Wir sind', sagt sie am Schluß, ‚jetzt sehr froh und glücklich in unserm häuslichen Cirkel. Das gute Kätchen und die frohe Schaar der Kinder beleben die Wintertage, die mir ohnedem gar nicht so unangenehm sind, und ich fürchte jede Unterbrechung unserer jetzigen Existenz.'

---

[1] Dieser letzte Brief vom 20. November auch bei Hennes 474.

Alle ihre Briefe athmen den ungetrübten Genuß des Familienlebens und zeugen ‚von der immer wachsenden Freude' über Stolberg's ‚segensreiche Wirksamkeit'. ‚Es thut mir so wohl, zu sehen', schreibt sie der Schwägerin in verschiedenen Briefen, ‚mit welcher Treue Stolberg seine Berufsgeschäfte treibt, wie viel Gutes er thut und wie viel Böses er hindert.' ‚Der Herzog ist für Stolberg ein wirklich grundgütiger Mann, schenkt ihm volles Vertrauen und geht mit Eifer auf die Vorschläge ein, die ihm Stolberg wegen Verbesserung der Schulen, Freimachung der Bauern u. s. w. macht.' ‚Stolberg's Grundsatz, daß die Erholung nur nach der Arbeit wohlthue, ist die Regel unseres ganzen Hauses. Er selbst geht in treuer Arbeitsamkeit allen untergebenen Beamten voran, und Du darfst sie nur alle fragen, sie lieben ihn alle.' ‚Wie tief ihn auch die traurigen Ereignisse der Zeit im Gemüthe ergreifen, so gibt ihm doch sein unerschütterliches Gottvertrauen Muth und Kraft und jene Heiterkeit der Seele, die so wohlthut und die dunkeln Wolken verscheucht.' ‚Seine häufigen heftigen Gichtschmerzen behindern ihn in seiner Freudigkeit nicht. Ich beängstige mich manchmal wegen seiner Gesundheit, aber dann fasse ich doch immer wieder Muth, weil es mir deutlich scheint, daß Alles ihm zum Besten dienen wird.' ‚Gott wird ihm gewiß nur das senden, was seine Seele bedarf, es sei Gesundheit oder Krankheit. Es scheint mir so sichtbar, daß seine schöne Seele und sein ganzes Wesen sich täglich mehr läutert und zu Gott wendet, und da wird er ja wohl gewiß auch durch äußere und innere Veranlassungen von Oben her unterstützt werden.' „Ich denke mit zärtlicher Liebe an Deinen Mann und sehne mich oft darnach, mit ihm und mit Dir zu leben, unter seinen Augen die Kinder seines Bruders, die ich auch als die seinen betrachte, aufwachsen zu sehen. Aber wir

genießen des Guten so viel, daß ich mich fast des Wunsches nach größerem Glück schäme. Hauptsächlich dann, wenn ich an das namenlose Elend so vieler, vieler Menschen denke. Der Blick würde in dem unabsehbaren Labyrinth menschlichen Frevels umherirren, wenn er sich nicht auf das nie verlöschende, nie schwindende Licht göttlicher Liebe und Weisheit richtete. Mein Mann ist heiter und milde, wie er es immer ist, wenn seine Seele ihre eigene, wahre, natürliche Stimmung hat.'

‚Nur die politischen Dinge werfen dunkle Schatten in seine Seele. Die Zukunft des Vaterlandes erscheint ihm in immer trüberem Licht, da er auf Seiten der fürstlichen Machthaber nirgends eine rechte Erkenntniß des Uebels, nirgends mannhaftes Vorgehen, nirgends Einigkeit und aufopfernde Liebe zum gemeinsamen Vaterlande erblickt.'

Stolberg spricht sich hierüber in seinen Briefen des Näheren aus.

An H. A. von Halem.[1]

Eutin, 28. April 1793.

Ich habe, so wie Sie, mit unnachlassendem und mit entflammtem Interesse dieser großen Sache[2] zugesehen, und habe, wie Sie, große Resultate erwartet. Bis jetzt hat keines meine Erwartung getäuscht, weil meine Erwartung mir nur Ein Hauptresultat zum Ziele setzte, welchem wir seit vier Jahren mit Riesenschritten entgegeneilen. Dieses ist die auf fürchterliche Art und durch unerhörte Frevel bis zur hellsten Evidenz einleuchtend gemachte Wahrheit: daß Freiheit auf Gesetzen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Re-

[1] Vergl. oben S. 136 Note.

[2] der französischen Staatsumwälzung.

ligion gegründet werden müssen, und daß es das seltsamste aller Wagstücke war, die Verfassung einer äußerst verderbten Nation, welche man nun systematisch noch mehr zu verderben sich mit schrecklichem Erfolge bemühte, auf die Nadelspitze oder auf den idealen mathematischen Punkt einiger politisch-metaphysischen Axiome zu gründen. Liebster Halem! Das mußte ich sagen, weil ich Ihren freundschaftlichen Aufruf, Sie zu trösten, nicht anders beantworten konnte. Die Begebenheiten drängen sich jetzt so, daß die Verschiedenheit der Meinungen über diese Sache wohl fast aufhören muß, ehe ich hoffen kann, Sie diesen Sommer hier zu sehen.

Am 16. Juni 1793.

Ueber Frankreich, welches dem natürlichen, von Einigen seit vier Jahren vorhergesehenen Gange nach, dem Abgrunde entgegenstürzet, wollen wir nicht zanken. Vor vier Jahren ließ sich darüber disputiren. Zu Plinius' Zeit disputirten Gelehrte darüber, ob der Vesuv ein Vulkan sei. Die Eruption, welche den Plinius tödtete und drei Städte vernichtete, machte dem Hader ein Ende und klärte die Theorie der Vulkane auf.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 31. Oct. 1793.

Ich sehe keine Aussicht des Friedens, und da ganz Europa keine Hülfsmittel haben kann, die weder mit einer ganzen Nation von Räubern, noch mit der Assignaten unerschöpflichen Quelle und der Beraubung jedes Eigenthumes zu vergleichen, so erschöpft man sich gegen eine Hydra, deren Politik es mit sich bringt, Köpfe zu verlieren, die sich sonst auffressen würden. Wollte man auch die Schmach eingehen, die sogenannte Republik anzuerkennen, so ist ja Niemand da, mit dem man transigiren könnte. Die der Arbeit ent-

wöhnten Franzosen, welche ohnedem großentheils von Fabriken, die nun zernichtet sind, lebten, die lange Zeit nichts mehr wünschen können, als an Zahl abzunehmen, theils um Brod zu haben, theils um das Land vom Raubgesindel etwas abzuschäumen, werden und können nicht Frieden halten. Hätten sie Brod, so würden sie durch innerliche Bürgerkriege beschäftigt sein können, aber am Brode fehlt's und muß es fehlen, bis das äußerste Elend sie auf die Hälfte heruntergebracht und diese Hälfte mürbe gemacht hat. Außer der moralischen Untergrabung alles Dessen, was heilig ist, welche sie in den Herzen von so vielen Tausenden überall bewerkstelligt haben, haben sie auch selbst bei Denen, die sie verabscheuen, das Gefühl gestumpft.

Eutin, 27. Nov. 1793.

Wir erleben also izt schon Christenverfolgung in einem vor fünf Jahren noch christlichen Lande, und siegenden Atheismus mit der blutigen Intoleranz, die schon lang im Herzen der Toleranzprediger lauerte. Aber wir erleben auch Märtyrer, und ich glaube, diese Entlarvung des Teufels sei besser, als die Maskerade, bei welcher das Böse verdeckter wirkte. Die Gleichgültigkeit, mit welcher man fast überall die Gräuel der Irreligion, der Mord- und Raubsucht, die selbstgewählte schmähliche Knechtschaft einer ganzen Nation, Abscheulichkeiten, gegen welche die Laster und Thaten der Cäsaren peccadilles sind, ansieht, machen es mir evident, daß wir in der schrecklichen letzten Zeit leben und vielleicht ähnliche Gräuel selbst auch bei uns erleben werden. Die Zeitungen haben das Volk schon mit allen diesen Abscheulichkeiten bekannt gemacht, unsere Gelehrten sind verblendet von der Idee einer Größe des tiers état, welche sie doch bald dem niedrigsten Pöbel werden übergeben müssen.

Jedes sanfte Band des Anstands, der Würde, der politischen Opinion wird gelöset. Alles trägt dazu bei, die heiligen Verbindungen zu lösen. Zu kräftigen Maßregeln ist daher jede Regierung schon zu schwach und nimmt Rücksicht auf die Wünsche des Pöbels, des Pöbels, dem nichts mehr einleuchten kann, als völlige Nivellirung alles Ansehens und aller Güter wie in Frankreich und völlige Zügellosigkeit. Mich stärkt bei Annäherung dieser Zerrüttung der Gedanke, daß izt die, welche Gott getreu bleiben, sich bald öffentlich von den Schaaren des Teufels trennen müssen, und daß das Christenthum in solchen Umständen an Intension gewinne, was es an Verbreitung verliert. Heldenmüthige emigrirte Geistliche haben unter Anführung eines ihrer Bischöfe in großer Anzahl beschlossen, trotz der Guillotinen hinüber nach Frankreich zu reisen und den Abtrünnigen das Evangelium zu predigen. Wie stechen gegen diese die Baalspfaffen der Constitution in der rothen Mütze ab!

Eutin, 5. März 1794.

Die Illuminaten sind die Erstlingsopfer einer täglich allgemeiner vollendeten, in Deutschland sich durch Betriebsamkeit verborgener (doch sichtbar durch Wirkung werdenden) Agenten verbreitenden Pest, welche ohne einen Deus ex machina nicht gehemmt werden kann. Die Illuminaten, welche mir immer so verabscheuungswürdig waren als die Sanscülotten, unterminiren unsere politische, physische und, insofern Menschen das können, religiöse Existenz.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Eutin, 8. März 1794.

Wie wahr ist Ihre Anmerkung, daß sich die Vorfälle izt recht häufen, welche uns lehren sollen, nur Oben unser

Heil zu suchen! Wenn Preußen in dem Augenblick, da der Abgrund sich öffnet, um Deutschland zu verschlingen, an Eroberung in Deutschland denken und, falls ihm das gewehret wird, seinen bewaffneten starken Arm von der Grenze am Rhein zurückziehen will, so ist das so unpolitisch als ungerecht, und in doppelter Hinsicht abscheulich.

Eutin, 15. Juni 1794.

Hier sende ich Ihnen die verlangte Abschrift meiner Ode[1]. Der fürchterliche Gedanke an die West-Hunnen sucht mich heim bei Tag und bei Nacht. Die schändliche, zum Theil tückische Ruh', mit welcher fast ganz Europa der Pestverbreitung zusieht, kränkt mich am meisten und nimmt mir alle Hoffnung, daß wir Deutsche dem nahen Verderben entrinnen werden.

‚Ihre Stunde ist gekommen und die Macht der Finsterniß.' Gott lasse uns und die Unsrigen von Geschlecht zu Geschlecht Ihm anhangen, so wollen wir der Verfolgung und der Gräuel so wenig achten, wie Hiob's Roß des Köchers und der Lanze.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 15. Juni 1794.

Deine Bemerkung über den Geist der Zeit ist leider auffallend wahr. Nirgends Leben, nirgends Kraft! Nirgends Herz und Liebe! Kaltes Wissen und Dünkel, Weichlichkeit und Ansprüche auf Philosophie ohne einmal Ahnung einer Weisheit. Alles Gedächtniß und dieses dem Fürwitze fröhnend; der Fürwitz selber mit Köhlerglauben der Modephilosophie dienstbar! Selbst die Bösen bewirken den moralischen Umsturz der Menschheit ohne Talent und ohne

[1] Die Westhunnen, Gesammelte Werke 2, 119—122.

Energie, weil die Menschheit wie schwankendes Laub sich der verzehrenden Käferhorde preisgibt.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Eutin, 31. Aug. 1794.

Es thut mir leid, daß der Kurfürst die kräftige Maßregel, welche die Stände[1] ihm vorgeschlagen, nicht hat ergreifen wollen. Gleichwohl scheinet sie mir nothwendig, und wie viel Blut wäre gespart worden, welche ganz andere Wendung hätte wahrscheinlich der Krieg genommen, wenn man sich gleich aus ganzen Kräften den Feinden Gottes und der Menschen widersetzt hätte! Die Sorge dieser Angelegenheit den Kreisausschreibenden Fürsten zu überlassen, das heißt freilich bei der Form bleiben, aber in Augenblicken, wie der itzige, hat gewiß jeder Reichsstand das Recht, ja den Beruf, die Thätigkeit jener Fürsten aufzufordern, und wenn das nicht gelingen will, selber seinen Mitständen Maßregeln anzurathen und zu Einem Zweck sich kräftig mit ihnen zu vereinigen. Ist es nicht diese Maßregel, durch welche Baden, Württemberg und Hessen bisher ihre Länder gesichert haben?

Mein Bischof hat oft geäußert, daß er nichts mehr wünsche, als daß Alles in Masse aufstünde, und in der That, ich sehe nicht ein, wie man, ohne dieses zu thun, dem Höllenstrom aus Frankreich einen Damm setzen könne. Zu spät werden, fürchte ich, die Fürsten einsehen, was sie versäumten, wenn die Gutgesinnten in anderen Welttheilen Schutz suchen und sie sammt den Uebelgesinnten und dem leichten Pöbel ihrem Schicksal überlassen werden.

---

[1] zum Widerstande gegen die Franzosen.

Daß Deutschlands Fürsten mehrentheils sehr spät mit Lebhaftigkeit, Kraft und Eintracht zu nothwendigen Maßregeln schreiten, hat ihnen oft großen Nachtheil gebracht, und eben diese Art zu handeln kann ihnen izt den Untergang bringen. Es ist thöricht, sich spät aufzumachen, um ein wildes Schwein, das den Weinberg verwüstet, zu schießen; aber es ist schändlich und rasend, einer wüthenden Hyäne Zeit zu lassen, die Kinder eins nach dem andern zu verschlingen.

Eutin, 1. Oct. 1794.

Mit der vorigen Post erhielten wir einen Brief von Nicolovius aus Pempelfort, welcher uns meldete, daß Alles in dortigen Gegenden voll Furcht und Schrecken wegen der Franzosen wäre und Jacobi schon einpackte, um nach Holstein zu reisen. Weder von unserer lieben Fürstin, noch von einem von Euch bekamen wir eine Zeile. Desto ungeduldiger erwarteten wir die heutige Post, aber auch diese brachte keine Zeile von Münster. Wir sind daher auf den Gedanken gekommen, ob Ihr vielleicht rathschlüget unter Euch, ob es nicht vernünftig sein sollte, hierher zu uns zu kommen. Ihr wisset, mit welchen offenen Armen der Liebe wir Euch und die Ihrigen aufnehmen werden.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 7./18. Jan. 1795.

Ich empfinde ganz die Worte der Liebe, die Du mir im Augenblicke des beginnenden Jahres so herzlich zuriefst. Ich höre gerne den Fußtritt der eilenden Jahre, welcher uns erinnert, daß wir sind, und daß wir sein werden! Es war mir, als sähe dieses Jahr uns freundlich an und ich gehe muthig mit ihm fort. Mag es Blumen oder thränenbedeutende Perlen in den Kranz des Lebens winden! Der

Kranz selber welkt und das ist dieses Kranzes schönstes Verdienst, denn es steht ja bei uns, ihn so wieder aufleben zu machen, daß seine Blumen als ewiger Amaranth wieder aufblühen und die Thränen sich in echte Perlen verwandeln.

Wir haben nun Nicolovius ganz bei uns[1] und freuen uns sehr darüber, wie auch ihm herzlich wohl unter uns zu werden scheint. Er hat uns mit einigen ganz vortrefflichen Schriften des seligen Hamann gelabet, unter Anderem mit einem Aufsatze über das Leben dieses geistvollen und frommen Mannes, von ihm selbst.

Im häuslichen Kreise ‚verlief Alles in ruhigem friedlichem Gang' und Nicolovius glaubte: ‚Es gibt wohl keine glücklichere Familie als die Stolbergische, denn in ihr wird das Leben nach all' seinen Beziehungen in seiner vollen Tiefe und seinem vollen Ernst erfaßt und alles Leben nur allein auf Gott und Ewigkeit bezogen.'

‚Möchte doch jeder unserer Tage', schrieb die Gräfin am 5. Juni 1795 an den Erbdrosten Adolf, ‚uns jener großen Wiedergeburt näher bringen, ohne die unser Leben nur Tod ist. Es ist eine lange schmerzhafte Geburt. Doch ist sie das wohl minder für diejenigen, die mit dem Jüngling im Evangelium sagen können: „von Jugend auf habe ich die Gebote gehalten", und die nun in den Jahren der Unschuld das Kreuz auf sich nehmen und dem Erlöser folgen, als für die, die erst in der Mitte des Tages oder wohl gar später sich zur Arbeit einfinden. So kennen Sie und Ihre Antoinette die Schmerzen, welche das Streben nach dieser geistlichen Wiedergeburt begleiten, wohl

---

[1] Nicolovius war auf Stolberg's Verwendung zum ersten Secretär der fürstbischöflichen Kammer in Eutin ernannt worden.

nicht wie ich. Lassen Sie uns für einander beten. Wie innig Sie und die Ihren mir vorschweben, können Worte in der That nicht sagen. Wir haben izt noch die älteste Nichte meines Mannes bei uns, es ist ein gar liebes Mädchen von sehr edlem und schönem Charakter, die Ihnen und unserer Antoinette gewiß sehr lieb werden würde. Ich habe noch kürzlich Gelegenheit gehabt, die ganze Schönheit, Einfalt und Stärke ihrer Seele kennen zu lernen und ich glaube, daß man nicht viele ihres Gleichen an alle dem finden wird.'

Wenige Wochen später hatte die Familie wiederum den Tod eines Kindes zu beklagen. ‚Sie und Ihre liebe Antoinette', sagte Stolberg am 22. Juni 1795 in einem Briefe an den Erbdrosten, ‚und alle die lieben Ihrigen, welche ich die Unsrigen nennen darf, werden herzlichen Antheil nehmen an dem Verlust, den Sophie und ich erlitten haben. Gestern Nachmittag starb der kleine Franz [1]. Der große Gärtner pflückte diese zarte Blume mit leichter Hand. Er begießt mit himmlischer Tröstung das verwundete Herz meiner Sophie. Binnen weniger als drei Jahren verliert sie nun drei Kinder! Tief fühlte sie jeden Tod dieser Kleinen, aber auch lebendig ist das Gefühl ihrer Seligkeit in ihr. Gott beweiset an ihr die herrliche Wahrheit, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Es ist etwas Göttliches in der Oekonomie der Gnade! Indem Gott Einen ganz zu sich nimmt, zieht er die Nachbleibenden näher zu sich! Sein Name sei gelobet von den Unvollendeten hienieden, wie von den Vollendeten dort oben.'

‚Es thut mir so wohl, zu sehen', heißt es in einem späteren Briefe an denselben Freund, ‚wie Ihr Glück noch immer zunimmt, weil Ihnen Ihre Antoinette, die sie schon so von

[1] geb. am 5. Febr. 1795.

ganzem Herzen liebten, doch täglich noch lieber wird. Und das ist recht. So muß es sein! Wäre es mit diesem Leben aus, so wäre es gar nicht der Mühe werth, sich mit Liebe an Jemand zu hängen. Nun aber wissen wir, daß wir in alle Ewigkeit mit wachsender Empfindung unsere Geliebten lieben werden, und da ist es schön und gut, wenn diese wachsende Liebe schon hienieden ihren Anfang nimmt. Ja es ist nöthig, denn was als Raupe nicht kriechen kann, wird als Schmetterling nicht fliegen können.'

‚Der Flug nach Oben', schrieb er an den Bruder, ‚ist unter den Sorgen und Mühen des Amtes die einzige wahre Erfrischung. Die Amtsgeschäfte sind oft drückend genug.' ‚Mir ist sehr oft zu Muth, wie einem abgetragenen Falken. Aber es ist mir ohne Zweifel sehr heilsam, daß mir täglich hundert kleine Willchen gebrochen werden. Und billig ist es doch, daß ich nun Zinsen zahle von der manches Mal verschwendeten Zeit, über die ich bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre fast unumschränkter Herr war, und während welcher mein Wille starrer mag geworden sein, als ich mir selber bewußt war. Es will sich noch oft bei so mancher Seccatur und Ueberlauf jeder Art ein Fluch zwischen den Zähnen hervormurmeln, aber eben dann werde ich inne, daß ich der Bändigung bedarf, und wie dürfte ich die Hand verkennen, welche mich sichtbar geleitet hat und mir nun aus Liebe die Federn des Fittiches eine nach der andern bricht, den ich so oft mit übermüthigem Muthwillen erhob? Sie wird mich, wenn es mir gut sein wird, in einen stillen Winkel führen, und ich werde nicht leichtsinnig dem Ueberdruß Raum geben, um mich zu lösen, ehe sichtbare Winke mir andeuten, daß ich gelöset werden soll.'

‚Die Verbesserung des Volksschulwesens liegt mir besonders am Herzen und ich werde bei Reventlow's (in

Emkendorf) vom dortigen Schulwesen mir genauere Einsicht verschaffen.' ‚Gestern kam ich hier an', berichtet er dann dem Bruder aus Emkendorf am 9. März 1796, ‚und werde (heut' ist Mittwoch) bis Sonntag früh bleiben, um jede der beiden Schulen zweimal besuchen zu können. Die eine habe ich heute schon besucht. Es ist ein rührender und herzerhebender Anblick, wenn man die hiesigen Schulen sieht, wo der edelste Zweck, so sehr als Menschen dazu etwas vermögen, so sehr befördert wird, und wo Unschuld, Freude, Liebe aus so vielen Kindern einem entgegen lächeln. Hier ist nichts von philanthropinischem, nichts von Maschinenwesen. Alles geht von Innen aus, und die Kinder antworten auf jede Frage, die man an sie thut, auf eine solche Weise, daß man den Geist gewahr wird, welcher sie belebt, und den Verwesungsduft des todten Buchstabens nicht wittert.'

‚Kein Bemühen, keine Arbeit frommt, wenn sie nicht um Gottes willen und aus Liebe zu den Seelen geschieht. Hätte ich doch nur einen Theil dieser Liebe, wie sie der Fürstin von Gallitzin innewohnt und mitten unter ihren heftigen Körperschmerzen — denn sie ist fast fortwährend krank — ihr Wesen verklärt.'

‚Wenn man die Fürstin leiden sieht', sagt er am 17. Juli 1796 in einem Brief an seine Schwester Catharina, ‚so wird die Empfindung des Mitleids von höheren und liebevolleren Empfindungen verschlungen. Wenn ich mich in der Finsterniß, die uns umgibt, von den tobenden Wogen dieser Zeit umhergetrieben fühle, so erscheint sie mir nicht als eine auch noch Schiffende, sondern als schon auf der sichern Rhede, dem Hafen nah und mit einer Leuchte auf dem Maste. So es Gott gefällt, bleibt sie wohl noch lange auf der Rhede, um uns Andern vorzuleuchten, und nimmt

er sie vor uns in den Hafen, so wird ihr Gebet in unsere Segel hauchen.'

‚Die Briefe der Fürstin sind mir und meiner Sophie wie Gaben des Himmels.'

In verschiedenen dieser aus dem Jahr 1796 noch vorhandenen Briefe schreibt die Fürstin: ‚Gott erhalte Sie in den Gesinnungen, die Er Ihnen in Absicht Ihres Berufes einflößte, dessen Führung ein untrüglicher Weg zum Endberuf ist. Die Art, wie Sie Ihre vielfältigen kleinen Kreuzchen, wie Sie sie nennen, betrachten, ist mir Balsam in's Herz. Viele und fortdauernde kleine Kreuze sind gewiß heilsamer, als ein recht großes, und haben den Vorzug über die großen, daß sie nicht, wie diese so oft thun, den standhaften Lastträger blähen. Zwar ist es nicht sowohl des Blähens als des Reizes zur Ungeduld wegen, daß sie mir für Sie insbesondere heilsamer erscheinen.'

‚Es gibt nur zweierlei Menschen, die hienieden schon in einer Art völliger Harmonie ihrer obern und untern Willen leben: diejenigen, die durch gänzliche Tödtung ihres Gewissens mit allen ihren Kräften dermaßen Eins geworden sind mit dem Fürsten dieser Welt, daß nichts sie mehr in Befolgung ihrer natürlichen Neigungen beunruhigt, und diejenigen, die durch standhaftes Ausdauern in ihrer Richtung zum himmlischen Fürsten der Christenschaar sich, so zu sagen, mit Fleisch und Blut in Ihn verwandelt haben. Zwischen diesen beiden Classen liegen in unzählbaren Abstufungen diejenigen alle, die bei gutem Willen den Kampf des Fleisches mit dem Geiste in Vertrauen und Geduld bestehen, und zu dieser Schaar rechne ich mit Gottes Gnade uns. Bei dem Kampfe rechne ich als den wichtigsten, hauptsächlich zu bezielenden Sieg — den Sieg des allerinnerlichsten Ichs, de la pointe de l'esprit (den man mit

den Seelenkräften der Einbildungskraft, der Vernunft u. dgl. ja nicht confondiren muß) über die Eigenliebe, die des Geistes größter, heimlichster und daher gefährlichster Feind ist. Mir, mein liebster Freund, gibt dieser Feind bei jedem, besonders bei den etwas mehr auffallenden Opfern, die Gott von mir etwa fordert, so viel zu schaffen, um das Opfer vor ihren Verunreinigungen zu hüten, als dem Abraham immer das Ungeziefer geben konnte, was er sich so müd von dem seinigen wegscheuchen mußte, daß er darüber ermattet hinsank. Wollte ich nun mein bischen Kraft auch noch auf das Aeußerliche spannen, so würde ich, vollends erschöpft, das Innerliche noch schlechter besorgen und dabei nicht sicher sein, daß ich nicht gerade dadurch der Eigenliebe eine Thüre öffne. Ich habe also um so williger meine Partie darüber genommen, das ganz Dem zu überlassen, der allein unser Fleisch und Blut in das seinige zu verwandeln vermag, wenn es Zeit ist — weil ich aus langer Erfahrung bei mir immer gefunden habe, daß ich beim Bestreben auch auf das Aeußere unsäglich verloren und nichts gewonnen habe.'

‚Es ist eines der größten Opfer der Selbstverläugnung, deren ich mich fähig fühle und die ich meinem Glauben an die weisen Führungen Gottes und meiner wirklich inbrünstigen Liebe zu Julia[1] bringen kann, wenn ich es in dieser Rücksicht und im Bewußtsein, daß ich vor ihr nie wissentlich heuchle — es am Ende unbeweglich dulde und trage, daß sie gleichsam wie ein Säugling an seiner Amme an mir hinauf schauet. Bei diesem Stillhalten beruhigt mich am Ende immer wieder die Reflexion: würde es dem Dornstrauche (falls ihm Besinnung und Rede zu

[1] Gräfin Reventlow in Emkendorf.

Theil gewesen wäre) geziemt haben, Moses' hohe Beschauung, die ihm aus dem Strauche strahlte, durch irgend eine Erinnerung in Worten oder Geberden, daß er ein Dornstrauch und nicht die aus ihm strahlende Erscheinung sei, zu stören, das heißt, auch nur augenblicklich zu unterbrechen? Denn überhaupt gestört hätte er Mosen wohl durch eine so alberne Erinnerung eigentlich nicht. Reventlow gehört zu den sehr Wenigen, die ich auch ohne gemeinsame tiefere Geistesbedürfnisse der Art, wie ich selbe in Julchen finde, zu meinem täglichen Umgange gerne wählen würde, wenn mir es auferlegt wäre, zu diesem Zwecke zu wählen. Ein wahrer Israelit, in dessen Seele kein Arg ist — ein treffenderer Wahrheitssinn muß schwer zu finden sein und eine ungezwungenere Selbstvergessenheit.'

‚Vor einigen Tagen ist hier in Münster eine seltene, in Christo verborgene Seele aus unserm Kreise geschieden. Die gelassene, heitere, fast unvermerkte Art, wie diese Seele ihre Hülle abgestreift hat, beschäftigt mich oft und tief und sehr sanft! Mit welchem hell glänzenden Wahrheitsgepräge leuchtet einem bei solcher glanz- und geräuschlosen Tugend im letzten Kampf die so oft wiederholte Beantwortung der Frage — wozu dient der Weg der Dürre und Trostlosigkeit, in welcher Gott seine Geliebtesten zu leiten pflegt? Es verhilft mehr und schneller, als alle göttlichen Liebkosungen, aus der Mannigfaltigkeit in die Einheit.

‚Die Erlösete, ein stilles Klöppchen, lebte mit einer ältern Schwester, welche hier als Schulmeisterin wegen ihrer Talente sich eine Art von Ruhm erworben und mit Vornehmen und der gelehrten Classe in vielfachen Verhältnissen steht, indessen die jüngere die niedrigeren, glanzlosen häuslichen Geschäfte trieb und nur von Wenigen, wie Overberg und meiner Wenigkeit, in ihrer stillen tiefen Demuth und Gott-

seligkeit erkannt und, ihr selbst unbekannt, vorgezogen ward. Gewöhnt, überall nachzugeben und ganz vor Gottes Augen allein ihre ruhmlosen Pflichten zu erfüllen, starb sie, wie sie gelebt hatte. Erst am Ende ihres Lebens zeigte sie, wie die Silberflut im Feuerofen, den hellen Blick, der alle Umstehenden mit stiller Ehrfurcht durchdrang. Acht Tage vor ihrem Tode ward sie plötzlich von einer Pleuresie überfallen. Ihr erster Laut, in den sie in den Schmerzen ausbrach, war: Gottlob, daß Er meine Schwester mit dieser Krankheit verschont hat; des Leidens ungewöhnt, würde sie es schwerer tragen, auch habe ich besser Zeit dazu als sie. Allem Widerlichen, was man ihr vorschlug und wogegen ihre Natur sich weigerte, gehorchte sie froh, sobald man ihr sagte: Gott will es. Immer noch so bescheiden, als in den stillen Tagen ihrer Gesundheit, wollte sie, was doch zu ihrer Genesung nothwendig war, beim Husten nicht auswerfen, wenn Jemand zugegen war, sagend, sie könne sich, so unhöflich zu sein, nicht entschließen. Sie war beständig in Bewunderung der Güte Gottes, daß er sie in den Zustand gesetzt, bei ihrer Krankheit gute Bedienung und Sorge haben zu können, da doch so viele bessere Menschen, dabei noch mit Armuth geplagt, verlassen dalägen. Wer wußte das besser, als sie, die aller Armen und Leidenden Freundin war. Am achten Tag des Morgens ließ sie ganz früh nach einander ihre Hausgenossen kommen und machte mit Jedem ab, was nach ihrem Absterben zum Frieden beitragen konnte. Zuletzt um halb acht Uhr kam die Reihe an ihre Schwester, die wegen ihrer gelehrteren Beschäftigungen und vielfachen Verhältnisse sich bisher um ihre Wirthschaft nicht bekümmert hatte. Zwei Stunden lang beschäftigte sie sich mit ihr, sie von allem Hauswesen bis in's kleinste Detail zu unterrichten, sogar, welche Bügeljungfer sie zur Zeit

der Wäsche nehmen, welche Hemden, Lacken, Tischzeug zuerst verbraucht werden müßten, wo dieses und jenes läge, und dergleichen. Um halb zehn Uhr, nachdem sie diesen ganzen Morgen in solchem thätigen Liebesgebet zugebracht, ohne daß man auch nur das Geringste von dem Seufzen und Angstgebet, welches auch wohl sehr frommen Sterbenden, wenn sie bei Sinnen sind, ankommt, bemerkt hatte, sagte sie zu ihrer Schwester: Nun habe ich Dir Alles gesagt, lasse mich jetzt ruhig, eine Viertelstunde dauert es noch, dann gehe ich zu Gott. Kurz als sie dieses gesprochen, schloß sie die Augen, blieb gerade eine Viertelstunde still liegen und schlief so sanft und unvermerkt ein, daß man ihr wohl eine Viertelstunde lang allerlei unter die Nase hielt, um zu erfahren, ob sie todt oder lebendig wäre. So anmuthig und friedsam, wie sie einschlief, war ihr Gesicht noch am dritten Tage, da sie begraben wurde. Ich habe hier nur einzelne Züge, bei weitem nicht alles charakteristisch Interessante von ihrem Betragen, also nur ein sehr unvollständiges Bild hinwerfen können. Denn zur Schilderung der wahren, innern Schönheit, die aus der Harmonie aller einzelnen Theile besteht, sind weit mehr einzelne Züge nothwendig, als zur Schilderung dessen, was uns Menschen gewöhnlich als groß und schön frappirt. Diese frappanten Schönheiten sind es meistens des Contrastes wegen, wie die Gemälde, die man Nachtschatten nennt, und die auch meistens selbst Kinder und die geschmacklosesten Menschen in Bildergallerien zuerst frappiren. Mehrmals schwebte mir in diesen Tagen die Reflexion vor: wenn wir in den Zeitungen von einem Großen, einem Gelehrten, einem Feldherrn, Fürsten oder Könige läsen, daß er so wie diese sieben Tage auf dem Krankenbett zugebracht, am achten seine Leute, Adjutanten oder Staatsbediente hätte kommen lassen,

mit ihnen im kleinsten Detail Alles berichtiget, was zu den Pflichten seines Amts gehört, dann ihnen froh erklärt hätte, daß er in einer Viertelstunde seinen Gott sehen werde, sich hingelegt und zur bestimmten Zeit entschlafen wäre, was würde das für ein Gerede geben, welche Bewunderung! Und wo ist denn der Unterschied? Vielleicht beim Licht betrachtet sehr zum Nachtheil des letzteren — wie viele Beweggründe mehr! wie leicht auch schleicht sich bei solchen dem Publikum mehr zur Schau gestellten Menschen der leider so mächtige und bei ihnen meistens durch veraltete Gewohnheit zur zweiten Natur gewordene Hebel des Ehrgeizes auch in diesen letzten Actus ihres Schauspiels! O mein Freund, selig preise ich im Geiste (nicht mit der Vernunft, nicht in der Einbildungskraft, nicht im Gefühl) jede gottsuchende Seele, die Gott, es sei durch die Umstände ihrer äußeren Lage oder durch besondere innere Erfahrung, in dürren, dunkeln Wüsteneien durch's Leben führet und hiermit durch die Schmacklosigkeit der äußern Dinge ihr so zu sagen die äußern Augen, diese Organe für's Mannigfaltige, Veränderliche blendet, um dem sokratischen Auge den Staar zu stechen, das nur das Unveränderliche zu sehen vermag. Einzeln betrachtet scheint es allerdings pedantisch, gegen zuläßige äußere Vergnügen und Trostsuchereien zu reden, auch ist das eine Sache nicht, die Andern vorgeschrieben oder auch nur angerathen werden kann, als von der untrüglichen innerlich leitenden Stimme, die den Zeitpunkt der Reife für jeden kennt. Denn erlaubte Vergnügungen sich versagen, Trostlosigkeit suchen, um freudenlos und trostlos zu sein, ist eine Thorheit, aber den, der es fühlen oder wenigstens ahnen kann, von welchem Ziel der Mensch sich durch die Anhänglichkeit an diese kindischen Spielwerke entfernt, wird es wenigstens nicht wundern,

daß Gott seine Geliebten durch die dürrsten Wüsteneien führet und daß es Menschen gibt und gegeben hat, die sich lieber dadurch führen lassen, als durch die blühendsten Fluren.'

‚Ein Brief aus Amerika[1] freut mich besonders, insofern er ein unverfälschter Abdruck von unseres Missionärs Zufriedenheit mit seinem Stande ist und mich daher der Ueberzeugung von der Wahrheit seines Berufs immer näher bringt. Mit dem Grade dieser Ueberzeugung ist noch die Versicherung verbunden, daß die etwa noch unreinen Zusätze, die an seiner gegenwärtigen Glückseligkeit Antheil haben können und mögen, durch das reinigende Feuer der Gnade, die den Beruf erweckte, auch werden verzehrt werden.'

‚Ein alter Pastor von Arras, der mit uns speiste, erzählte von nicht weniger als fünfzehnhundert Menschen, die allein zu Arras in der kurzen Epoche der Regierung des Robespierre guillotinirt worden. Er nannte zwei Hauptstraßen, die dadurch platterdings ausgestorben wären, und sagte, das Blut hätte so häufig geflossen, daß es mit Pumpen aus der Guillotinenstraße mußte weggepumpt werden. Unter verschiedenen sehr rührenden Beispielen der Ergebenheit und des machabäischen Muths dieser den ganzen Tag fortdauernden Procession der Guillotinirten erzählte er auch von einer alten Frau, die von ihrer Tochter, welche ihr im Tode folgen sollte, unter'm Arm auf's Schaffot und bis an die Guillotine unter beständigem Zurufen geführt wurde: ma mère, courage — un moment encore et la couronne est à nous, und die ihr mit dem selbigen Muth, mit welchem sie die Mutter encouragirt

[1] von ihrem Sohne Mitri.

und guillotiniren gesehen hatte, auch folgte. Die Verfolgung der Emigrirten, insonderheit der Priester, hat sich jetzt wieder erneuert; mehrere, die nach Frankreich zurückgekehrt waren, sind, fortgejagt, wieder hier angelangt und erzählen von andern ihrer Mitbrüder, die neuerlich guillotinirt worden. Dem ohngeachtet bleiben nicht nur die kürzlich Zurückgekehrten und erfüllen ihre Pflichten, bis daß sie gefangen, guillotinirt oder mit Gewalt herausgejagt werden, sondern haufenweise dringen die Priester hinein an allen Ecken und Enden. Es sind mir ihrer mehrere davon bekannt. Ihre Lebensart ist folgende: sie schlafen des Tags bis gegen vier Uhr, dann essen sie und schleichen sich mit sinkendem Tage aus dem Hause. Durch gewisse Zeichen untereinander bekannt, laufen dann gleich einige Laien umher, bis zwei Stunden weit, um die Leute zu avertiren, daß ein katholischer Priester da sei. Nun geht er umher, geführt durch die Getreuen, und theilet die Sacramente der Ehe, der Taufe, der Buße oder letzten Oelung aus. Dann versammeln die Gesunden sich gegen fünf Uhr des Morgens in der größten und sichersten Scheuer, dort bringt der Priester das hl. Opfer und theilet das hl. Abendmahl aus, und sobald der Tag anbricht, schleicht er wieder in seinen Schlupfwinkel. Ein kürzlich Zurückgejagter, der auch dieses Leben seit mehreren Monaten geführt hat, erzählte, daß der Schlaf ihn zuletzt in dem Grade überwältigt hätte, daß er, um zu seinen Functionen sich wach zu machen, sich oft die Haare aus den Nasenlöchern ausgerissen habe.'

‚Welche Gräuel mögen uns noch von Seiten der Franzosen bevorstehen! Wenn kein höheres Licht in unsere Seelen fiele, wie trübe wäre aller Ausblick in die Zukunft!'

Seit dem zu Basel im Jahre 1795 ‚von Preußen mit den französischen Königsmördern abgeschlossenen schändlichen Frieden' sah Stolberg ‚ein immer größeres Verderben über Deutschland hereinbrechen'. ‚Das ganze Benehmen des preußischen Hofes', schrieb er am 27. August 1796 an seinen Bruder, ‚die bösen Eingriffe in die Rechte des Reichsadels von Franken, die Gewaltthätigkeit gegen Nürnberg, der günstige Augenblick, in welchem der Kaiser so gedrängt wird, der Geist der Zeit, welcher durch viele größere Abscheulichkeiten das moralische Gefühl abgestumpft und der schon ehernstirnigen Politik nun auch eherne Hörner gibt, Alles das macht mich glauben, daß wir Alles erwarten können. Die vielen Schriften, welche unsere alte, in vieler Absicht bei allen Mängeln ehrwürdige Staatsverfassung so beflissentlich herabwürdigten, haben auch hierzu das Ihrige beigetragen. Es ist die Zeit des Einstürzens und Umstürzens, man muß das Haupt trauernd verhüllen, dann gestärkt wieder aufstehen! Justum ac tenacem etc.'

‚Wie eine Pest haben sich', sagt er in einem andern Briefe, ‚die falschen französischen Grundsätze über Deutschland verbreitet, und das vaterlandslose Treiben der Illuminaten trägt wesentlichste Schuld an unserem Unheil.'

‚Ich sende Ihnen hier', schrieb er dem Erbdrosten, ‚eine Ode, welche Ihrem patriotischen und christlichen Sinne nicht gleichgültig sein wird. Kann man gegen die deutschen Jacobiner nicht wirken, wie man wollte, so muß doch jeder thun, was und wie er es kann, um einst auch, wenn das Elend über uns kommt, sagen zu können: dixi et salvavi animam. Arbeitet man noch gegen die Illuminaten bei Euch? Sehr merkwürdig ist die Schrift „des Freiherrn von Knigge Welt- und Menschenkenntniß", wo dieser böse Mann entlarvt wird.'

Die überschickte Ode war die ‚Kassandra‘, in der es in Bezug auf Deutschland heißt:

‚Seit sieben Erndten ward in die Zukunft mir
Der Blick geöffnet, aber Kassandra fand
Nicht Glauben, ward verlacht! wohlan dann,
Deutsche! verlachet den Enkel Hermann's!

Auf daß ihr höret bald — denn ihr achtet's nicht
Zu sehn ihr Lächeln! — daß ihr sie höret bald,
Die laute Lache der Verräther,
Die euch mit gleißendem Zauber täuschen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lang,
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
In's Labyrinth der Lehrgebäude
Führen, bei wankender Fackeln Glanze,

Bis ihres Mordbrands Gluthen von Untergang
Bis hin zum Aufgang lodern! — O sehet doch
Noch izt den gleißenden Verräthern,
Seht den Erleuchteten [1] grad in's Auge.

Merkt ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath
Enthüllet wird! wenn Lästerung brüllet! wenn
Auf Gottes Altar sich die Metze
Stellt! wenn das Blut der Gerechten fließet!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!
Verworf'ne! Abscheu lehret ihr, Furcht mich nicht!
Den Frommen mischt ihr Gift, und Häuptern
Irrender Völker den süßen Schlaftrunk!

Als Vater könnt' ich zagen! Wie blüht so schön
Um mich die lautre Unschuld! wie hoffnungsvoll!
Doch soll nicht zagen, welcher Schalkheit
Rüget, und rein ist, und Gott vertrauet!‘ [2]

---

[1] Erleuchteten = Illuminaten.

[2] Der erste Druck der Ode trägt die Unterschrift: Eutin, 3. Juni

‚Daß endlich‘, schrieb er dem Bruder am 30. September 1796 nach den siegreichen Kämpfen des österreichischen Heeres unter Erzherzog Carl, ‚die braven Oesterreicher sich als das, was sie sind, zeigen können, ist die unmittelbare Folge von der Entfernung des Lothringers Rollin, der ein Erzilluminate war, sich beim Kaiser eingeschmeichelt und mit dessen Vertrauen Allgewalt erworben hatte. Bernstorff und Ernst[1] freuen sich laut und unbeschreiblich über die Siege der Deutschen. Haugwitz soll aber sich auf schamlose Weise über jeden Vortheil der Deutschen ärgern und über jeden der Franzosen triumphiren. Wie traurig ist es indessen, daß das Reich, welches den Kaiser in der Noth verließ und einen schmählichen Frieden treulos einging, sich der Früchte dieser Siege schwerlich wird zu erfreuen haben! An Frieden, so friedfertig auch Oesterreich und England sind, ist wohl nicht zu denken, ehe das Directorium die Aufreibung seiner eigenen Armee, die es fürchtet, und nur durch Raub zu ernähren wußte, bewirkt hat. Daß der König von Preußen Nürnberg hat wieder frei geben müssen, verdankt diese alte Reichsstadt auch dem Erzherzog und den erwarteten Russen, deren Erscheinung die Politik von Haugwitz in Schranken halten, den treulosesten aller Kriege, wenn Preußen in Böhmen etwa hätte einfallen wollen, verhindern, kurz Deutschland vielleicht retten, gleichwohl verrätherisches Lamento von Seiten aller Bewunderer französischer Weisheit erregen wird.‘

‚Die herrlichen Siege der Oesterreicher‘, schrieb er gleichzeitig an die Fürstin von Gallitzin, ‚erfreuen mich über

1796. In den Gesammelten Werken 2, 142 ist sie irrig in's Jahr 1795 versetzt. Vergl. Menge 1, 49.

[1] Graf Schimmelmann.

allen Ausdruck, und mit gespannter Erwartung sehe ich den Folgen entgegen. Welch' eine Wirkung diese Niederlagen in Frankreich bewirken, davon weiß man noch nichts, aber soviel sagen alle Nachrichten, daß die sogenannte Regierung, besonders das Directorium, immer mehr verachtet werde. Alles scheint nur die erste Bewegung zum allgemeinen Aufstande zu erwarten, und dieser wird, da Franzosen ihn machen, wahrscheinlich von Affenweisheit geleitet, und beseelet sein von Tigermilde. Ohne Zweifel haben Sie gelesen, was das Directorium neulich dem Rathe der Fünfhundert bekannt gemacht, daß die Armeen im Lande nicht mehr besoldet würden wegen Mangel des Geldes, und daß man den Kranken in den Hospitälern keine Suppe mehr reichen könnte, que la victoire alimentait les troupes du dehors. Kommt nun die Nachricht der Niederlagen hinzu und ist da die Annullirung der Mandate, die Treulosigkeit der Regierung und das Elend des Landes allen offenbart; kommt hinzu, daß die Armeen sich gegen die Regierung, welche ihre Aufreibung aus teuflischer Politik beschlossen zu haben scheint, erklären, was wird es dann in Frankreich werden! Der Erzherzog Carl soll in jeder Absicht ein vortrefflicher Fürst sein.'

‚Möchten doch alle Gutgesinnten sich zu ernstem Thun zusammenschließen, dann würden unserem Volke schwere Prüfungen erspart. Die Machthaber und die Heere allein vermögen nicht zu leisten, was zu leisten Noth thut. Aber die Verblendung ist noch allenthalben groß und diese Verblendung erscheint mir wie ein göttliches Strafgericht.'

So hatte er sich auch schon früher gegen Jacobi ausgesprochen. ‚Ich erkenne den Gang der Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit der Geschichte der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast Alles theils mit verblendeten, theils mit blinden Kräften Einem Ziele der mo-

ralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet. Zweitens an der übernatürlichen Gleichgültigkeit, mit welcher, sehr wenige ausgenommen, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Gräuel mit großen Schritten herbeikommen sehen und kalt bleiben bei Frankreichs Abscheulichkeiten, die doch Alles übertreffen, was bisher Abscheuliches auf der Erde geschah. Niemals war festes Zusammenschließen derer, die es gut mit Gott und den Menschen meinen, nothwendiger. Ich weiß, wie wenig man an sich gegen den bergabschießenden Strom der Zeit vermag. Aber hie und da etwas Gutes stiften, dem Strom hie und da Einen entreißen, etwas dazu beitragen, daß die Siebentausend, die ihre Kniee vor dem modernen Baal nicht gebeugt haben, sich vereinigen, das, liebster Bruder, scheint mir jetzt unser Beruf zu sein.'

In diesem ‚Zusammenwirken der Guten' sah auch der große Fürstenberg ‚die einzige Rettung, wenn überhaupt noch Rettung möglich sei'. Weil Stolberg hierfür ‚zur Vertheidigung des Christenglaubens und der alten Vaterlandsliebe mit Wort und Feder wirke, feurig und muthvoll und ohne Rücksicht auf den Tadel so Vieler, die zum Verderben Deutschlands wirken', darum sei er, schrieb ihm Fürstenberg, seinem ‚Herzen so theuer'. ‚Sie wissen, auch ohne daß ich es sage', heißt es in einem Briefe Fürstenberg's vom 8. März 1795, ‚wie glücklich ich den ersten Tag Ihrer Bekanntschaft, jeden folgenden geschätzet habe, wie ich in Ihnen Geist, Muth, tiefe Religion und in einigen Unterhaltungen über diesen Punkt reinen, unbefangenen Wahrheit-Forschungs-Geist gefühlet habe. Mit inniger Liebe wallet mein Herz der Ihrigen entgegen.'

‚Es ist der Punkt einer Umwälzung; wenn der Herr ihn nicht zum Wahrzeichen des nahen Weltgerichts bestimmt hat, so mag es vielleicht ein nöthiges Mittel zur Reinigung

alles Fleisches sein. Circa crisin omnia pessima. Auf jeden Fall ist es eine Aufforderung für die in dieser Lage aufkeimende Jugend, ihren Geist zu stählen, in Gott zu erheben, um für ihn etwas Großes zu thun oder zu leiden. Für Ihre Frau Gemahlin meine innige Verehrung. Ich wünsche, daß mein Geschick mich endlich einmal zu Ihnen führe. Ich hätte mehrmal schier gewünscht, daß die Westhunnen mich zu Ihnen sprengen möchten. Ich liebe Sie mit Enthusiasmus.'

‚Dem Zusammenwirken der Guten zur Vertheidigung des alten christlichen Erbtheils unseres Volkes, wie zur Förderung des ächten Studiums der Alten im Geiste christlicher Weltanschauung' waren auch die Arbeiten über Plato gewidmet, welche Stolberg in den Jahren 1795 und 1796 veröffentlichte. Es sind drei Bände: ‚Auserlesene Gespräche des Platon' [1], in einer Uebersetzung, die, wenn auch zweifelhaft an manchen Stellen, von dem tiefen Eindringen Stolberg's in den Genius der griechischen Sprache und Philosophie, sowie von seiner Herrschaft über die Muttersprache ein unvergängliches Zeugniß ablegt. So lautete das Urtheil von Goethe's Schwager, Johann Georg Schlosser, eines feinen Kenners des classischen Alterthums und insbesondere der platonischen Philosophie.

Nach dem Empfange des ersten Bandes der Gespräche

[1] Der erste Band enthält: Phädros, oder vom Schönen — das Gastmahl, oder von der Liebe — Jon, oder von der Poesie. Der zweite Band: Theages, oder von der Weisheit — Gorgias, oder von der Redekunst — der erste Alcibiades, oder von der menschlichen Natur — der zweite Alcibiades, oder vom Gebete. Der dritte Band: die Apologie des Sokrates von Plato — die Apologie des Sokrates von Xenophon — Kriton — Phädon, und hierzu als Beilage den Anfang des siebenten Buches der Republik des Plato.

gestellt. Platon schaut mit weiser Trunkenheit gen Himmel, Aristoteles sieht mit durchdringendem Blick auf den Boden, als läge die ganze Natur und mit ihr der Mensch in allen seinen irdischen, also auch geselligen Verhältnissen ihm zu Füßen. Der große Maler, welcher ein sehr feiner Denker war, wollte auf zwei verschiedene Philosophien deuten.'

‚Weit umfassend, hell und tiefdringend ist die Wissenschaft des Aristoteles. Ein Eroberer wie sein Zögling, des Morgenlandes Ueberwinder, unterwarf er so zu sagen seinem Geist das Gefilde, welches seiner Beobachtung sich darbot. Man kann, glaube ich, ohne Uebertreibung sagen, daß der Stagirite für die Wissenschaft mehr erobert habe, als seit zweitausend Jahren nach ihr erobert worden, und daß ihm in Absicht auf viele Zweige der menschlichen Erkenntniß ein solcher Kranz gebühre, wie derjenige ist, der den Hippokrates ziert, diesen unsterblichen Vater der Heilkunde, in welcher er, wie große Aerzte versichern, wenig Erhebliches den Nachfolgern zu erspähen überlassen hat. Männer dieser Art übergeben dem spätesten Enkel in ihren Schriften ihren ganzen gesammelten Schatz. Sie hinterlassen baare Wahrheit in klingender Münze, deren Bild und Ueberschrift nicht nur von allen gebildeten Nationen als gültig anerkannt, sondern auch Mittel zur wissenschaftlichen Bildung annoch roher Völker wird. Solche ehrwürdige Lehrer der Menschen stehen fest auf dem unerschütterlichen Boden ihrer Erkenntniß; freudig stehen sie da, gleich dem trotzenden Antäos, diesem fabelhaften Sohne der Erde, dem die Berührung seiner Mutter immer neue Kraft verlieh. Doch fiel er besiegt dahin, als Herkules, Zeus Sohn, ihn von dem mütterlichen Staub erhob; im leichten, höheren Elemente vermochte dieser Riese nichts. Es ward seinem Ueberwinder leicht, in der Luft ihn zu ersticken.'

‚Des Sokrates Weisheit gehet aus von dem Bekenntnisse, daß er nichts wisse. Gleichwohl hatte er sich bekümmert um die Wissenschaften, und daß er tiefe Blicke hineingeworfen, erhellet aus den Platonischen und Xenophontischen Schriften. Er wollte nicht sagen, daß er mitten unter eleganten Zeitgenossen ein Idiot wäre; aber innig durchdrungen von dem Gefühle der edelsten, hienieden gehemmten Kräfte, voll von Bedürfnissen, welche die Weisheit, wie sie gäng und gäbe war, nicht stillen konnte, hoch auf Flügeln der Ahnung gehoben, achtete er gegen diese Ahnung, ja selbst gegen diese unbefriedigten Bedürfnisse das menschliche Wissen satter Sophisten so viel als nichts. Er lauschte einer leisen Stimme, die ihm tief im Innersten erscholl; einer Stimme, die er vernahm, weil er, auf's Göttliche gerichtet, dem Gewühl der niedern Bestrebungen und dem nichtigen Dunste vorübergleitender Erscheinungen des Lebens, auch dem nicht minder eitlen Tande des nur irdischen Wissens sich entzog; einer Stimme, die ihm seine Ahnungen bewährte; so bewährte, daß sein großer Geist nur in ihnen lebte, daß Stunden unbemerkt über sein Haupt dahinflogen, indem er, so wenig vom gaffenden Pöbel Athens als von belauernden jonischen Kriegern gestört, in selige Beschauung der Wahrheit sich versenkte; so bewährte, daß er unangefochten blieb von der Beschuldigung seiner Ankläger, wie vom Hohn des giftigsten Spötters einer zügellosen Bühne; so bewährte, daß er im Kerker die Seinigen tröstete, seiner Jünger Herz erhob, voll froher Zuversicht den Giftbecher trank und seiner reinen Einfalt treu, eines edlen Friedens voll, heiter und traulich scherzte wie beim Mahl, erhaben und begeistert sprach wie nach Stunden der entzückendsten Betrachtung, und seinem ganzen harmonischen Leben den schönsten Kranz der Vollendung wand, bis sein Herz ihm brach.‘

‚Wir mögen den berühmten warnenden Dämon des Sokrates erklären wie wir wollen, mögen ihn bis zu einer bloßen Vorstellung verkleinern, so wird doch selbst diese Vorstellung in der Seele des bescheidenen Weisen auf Etwas deuten, was ihn von den Gelehrten seiner Zeit unterscheidet. Viele Statuen zeugten von der Bildner Kunst, nur die Bildsäule des Memnon, Sohnes der Morgenröthe, klang von der Berührung des frühen Sonnenstrahls.‘

Um Sokrates vollständig zu würdigen, darf man ihn nicht bloß nach seinen theoretischen Lehren ohne deren Verbindung mit seinem Leben und mit seinem Tode beurtheilen: das ‚harmonische Leben des Sokrates bewährte seine Lehre, sein schöner Tod setzte sie in ihr volles Licht‘.

‚Man sage nicht, daß er mit Wahrheitsliebe habe irren und Märtyrer eines Wahnes werden können. Stiller Ernst, Einfalt, dauernder Kampf gegen die Leidenschaft bezeichnen keinen Phantasten.‘

‚Sokrates ein Phantast? Welchen Charakter hat denn die Wahrheit, wenn der Irrthum den Menschen veredelt? Wenn er ihn Bescheidenheit, Selbstverläugnung, Liebe lehret? Wenn er ihn mit Ruh' erfüllet und mit Heldenmuth? Wenn er Einheit in das ganze Dasein des Mannes bringt, dessen Spuren Jahrhunderte lang von den weisesten und besten Menschen aufgeklärter Nationen, wie Spuren einer Erscheinung aus einer bessern Welt, verehret wurden?‘

‚Sokrates ein Phantast? Dafür hielten ihn nicht die reinsten Lehrer des Heidenthums. Ich rede mit Christen! Was gehen mich die draußen an? Uns Christen bürgt seiner Lehren Uebereinstimmung mit großen Lehren unserer Religion für die Gültigkeit jener. Göttliches Geschlecht des Menschen; dessen Verfall aus ursprünglicher Würde; Versetzung in einen Stand der Prüfung; Gefahr von Seiten

der Sinnlichkeit und des Stolzes; Ohnmacht, sich zu erheben zu seiner Bestimmung, welche bestehet im Anschauen des Göttlichen, in der Liebe zu Gott und in wachsender Verähnlichung mit Gott; Nothwendigkeit und Kraft göttlicher Hülfe und des Gebetes, auf welches er beim Xenophon selbst einen Zweifler an Gottes Vorsehung verweiset, als auf das kräftigste Erfahrungsmittel, um Gottes im Herzen inne zu werden, zur Ueberzeugung zu gelangen: das sind die Hauptlehren sokratischer Weisheit, Lehren, welche durch unsre heiligen Schriften göttliches Ansehen für uns erlangen, wiewohl sie manchem getauften Heiden Thorheit, Aergerniß manchem getauften Pharisäer, manchem getauften Sadducäer auf dem Lehrstuhl Aergerniß und Thorheit sind.'

‚Aber woher', fragt er, ‚kam Sokrates zu dieser Weisheit? Hat Cicero erkannt, daß kein großer Mann ohne göttlichen Hauch das werde, was er ist, wie könnten wir an der Quelle zweifeln, aus welcher Sokrates, dessen Seele nach Wahrheit lechzte, geschöpft hat?' ‚Irret nicht, lieben Brüder', sagt der Jünger unseres Herrn, ‚alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt herab von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß.' ‚Daß aber diese Erkenntniß des Sokrates, sammt dem Willen und der Kraft, ihr getreu zu sein bis in den Tod, daß die ganze Lebens- und Todesweisheit dieses Mannes eine gute Gabe war, daran wird wohl Niemand zweifeln, dem das Gute am Herzen liegt und welcher höhere Bedürfnisse des Menschen kennt, als Befriedigung eines eiteln Vorwitzes, oder solcher Begierden, die unsere Natur hienieden mit den Thieren gemein hat.'

‚Ich gestehe, daß oft, wenn ich die Xenophontischen und Platonischen Schriften las und lesend sie beherzigte und sie

beherzigend mich gestärkt und erhoben fühlte, daß oft, sage ich, mir zu Muthe ward wie Jenem, den der göttliche Sänger in Adam's Gesicht vom Weltgerichte redend einführt:

‚Wenn mir etwas als Wahrheit begegnete, schaut' ich ihm richtend
Und langforschend in's Antlitz, und spät erst wagt' ich zu sagen:
Das ist Wahrheit! Und wenn ich in jener Irre des Wissens
Spuren, wo Gott einst wandelte, sah, so betet' ich laut an:
Das ist heiliges Land! Hier ist die Pforte des Himmels!'

‚Ein erquickendes und frisches Wehen geht aus diesen Schriften aus, es war das Wehen von der Frühe des Tages, dessen Morgenröthe schon so lang einen kleinen geweihten Winkel des Morgenlandes mit viel hellerem Lichte erfreut hatte, dessen Sonne vier Jahrhunderte nachher in vollem Glanze strahlend aufging durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, „durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens."'

Hocherfreut über diese Auffassung des Sokrates schrieb die Fürstin von Gallitzin am 10. October 1795 an Stolberg: ‚Gepriesen sei der Herr, dessen Geist uns auch im Sokrates offenbart, daß der ganze Beitrag, der zur eigenen Bildung und Beseligung in unsere Gewalt gebracht und von uns gefordert wird, darin bestehe, daß wir unaufhörlich das Ohr in uns schärfen, zu hören die warnende, leitende Stimme; die Stimme, die jedem beiwohnt, aber in Vielen durch die eigene und durch Fremdlinge, welche zu den äußern Pforten sich hineindrängten, durch Gebrauch und Mißbrauch einheimisch geworden sind, so überschrieen wird, daß ihre Gegenwart nicht mal mehr geahnet und daher nur als ein Märchen angesehen werden kann. Selig, wer diese Stimme vernimmt und ihr folgt; ihr geradezu widerstehen

ist, wie ich glaube, die Sünde wider den hl. Geist, von welcher im Evangelium die Rede ist. Eben darum halte ich es für eine väterliche Schonung unserer Schwachheit, wenn uns Gott, auch bei gutem Willen und Bestreben, vom inneren Ohr Gebrauch zu machen, oft diese Stimme nur undeutlich hören läßt, uns gleichsam einige Entschuldigung noch zu lassen, wenn wir ihr nicht — oder doch nicht schnell genug gehorchen und uns, wenn wir sie deutlich hören und nicht gehorchen, die daraus entstehende Disharmonie in uns zur unsäglichen Pein zu machen. Sie begreifen, daß ich, von dieser Stimme redend, das Gewissen nicht meine. Dieses reizt, und das ist uns nothwendig, gleichsam das innere Ohr zur auch unwillkürlichen Aufmerksamkeit. Es macht uns dessen Dasein und activen Gebrauch bekannt. Wer sich's zur Gewohnheit macht, gegen diesen Stachel zu lecken, macht sich unfähig, jene Stimme zu hören, wenn er sie auch gern hören wollte. In dem Grade aber, als er den Stachel annimmt und die Stiche, ohne zu pflastern, zur Verfeinerung seines Gefühls wirken läßt, wird er erfahren, daß das innere Ohr sowohl (obschon andersartig) als das äußere einer höheren Harmonie als des Schalles empfänglich sei. Wer aber für den Schall taub ist, der kann auch die Musik nie vernehmen. Sokrates! sein bloßer Name macht mich lebendig und bedürftig des Mittheilens für eine gegen ihn gleichgestimmte Seele. Sokrates! meine erste Liebe auf Erden, Dich hat noch nichts hienieden aus meinem Herzen verschoben. Deine heilige Spur ist die Stimme der Vorwelt, durch die Paulus die Heiden für gerechtfertigt hält.'

Sokrates rief den Athenern zu: ‚Zwar bin ich euch, ihr athenischen Männer, von Herzen verbunden, und liebe euch, aber dem Gotte werde ich mehr als euch gehorchen,

werde, so lange ich athme und das zu thun vermag, nicht unterlassen, der Weisheit nachzustreben, euch zu ermahnen, und einen jeglichen von euch, so wie ich ihn irgendwo antreffe, zurechtzuweisen. Der Gott gebeut mir solches.'

‚Was ist Proselytenmacherei', fragt Stolberg in Bezug auf diesen Ausspruch, ‚wenn dieses keine ist? Ja, Sokrates war ein Proselytenmacher! Das war sein Beruf, dem war er treu, während eines mühseligen Lebens und bis in den Tod, den er als Zeuge für erkannte Wahrheit litt. Er trug die Last, die Verfolgung, den Hohn dieses göttlichen Berufs, indeß die gepriesenen Weltweisen seiner Zeit in Fülle des Reichthums, den sie sich zugleich mit dem lautesten Beifall erwarben, des demüthigen Mannes, ohne Zweifel bitter spotteten und ihn hohnlächelnd einen Schwärmer nannten. Auch sein Zeitalter war im höchsten Grade egoistisch. Auch in Athen wimmelte es von Aufklärern, welche viel zu tolerant waren, um nicht gegen den für Wahrheit glühenden Mann mit Wuth zu eifern, der so untolerant dachte, so untolerant handelte, daß er — Sanfter, liebevoller Schatten des Sokrates! ich wende mich zu Dir, weg von den weisheitssatten Sophisten Deiner und meiner Zeit, von den höhnenden Spöttern des Heiligen; von den wüthenden Toleranzpredigern, die zum Theil schon mit der Verfolgung dräuen, welche ihre Brüder seit Jahren im Westen üben, wo die entlarvten Aufklärer die Fackel des Mordbrandes schwingen. Ich wende mich weg von ihnen, und schaue Dir nach in's Lichtreich, wo jene heiligen Proselytenmacher Dich brüderlich lieben, sie, die auch ein mühsames Leben lebten, der Bande, des Hohns, der Marter und des Todes nicht achteten, sondern umherzogen und Wahrheit verkündeten, ihrem Berufe treu und nach dem Beispiel jenes göttlichen Proselytenmachers, dessen Leben und Tod mehr

als Beispiel, dessen Leben, Tod und Auferstehung Inhalt ihrer Lehre war. Ja, dorthin seh' ich Dir nach, heiliger Schatten dort, wo Du Ruh' und Seligkeit fandest unter dem Einfluß jener Sonne der Geister, deren Glanz die Quelle der Wahrheit, deren Glut die Quelle der Liebe ist.'[1]

Sokrates erkannte den Tod nicht als ein Uebel, wie darf der Christ ihn für ein solches ansehen?

‚Es ist der wahren Philosophie, welche die Flüchtigkeit des Lebens lehret und die Unsterblichkeit hoffen läßt, es ist weit mehr des Christenthums, dessen göttlicher Stifter durch Lehre und durch That Leben und Unsterblichkeit an's Licht brachte, im höchsten Grade unwürdig, vom Tod als einem Uebel zu reden, ängstlich sich um unsere oder um die Gesundheit Anderer, als wollten und sollten wir ewig hienieden leben, zu bekümmern und — wie doch täglich fast bei allen Menschen der Fall ist — in unsern Reden diese kleinmüthige Anhänglichkeit am Leben zu verrathen. Ich weiß wohl, daß Gesundheit edler sei, als Geld, aber beide bekommen nur ihren wahren Werth durch gottgefälligen Gebrauch. Beide sind an sich nicht gut, sondern gleichgültig. Das waren sie schon den Zöglingen der Stoa, und sie sollten es nicht den Bekennern Jesu Christi sein! Diese immer und immer wiederkehrende Frage: wie befindest du dich? diese kleinmüthige Verbindung der Idee des Todes mit traurigen Begriffen entnervt die Seele, lähmt ihre Flügel, schwächt das Mark des unsterblichen Menschen und macht erstarren in unserm Innersten sowohl die Liebe zu Dem, der uns zuerst geliebt und zu seinem Anschauen berufen hat, als auch die Liebe zu den Unsern, denen wir aus weich-

[1] Vergl. Gesammelte Werke 19, 58—59.

licher Selbstsucht die Erreichung ihrer hohen Bestimmung mißgönnen und die wir so gern, so lange wir hienieden den Gefahren des Lebens unterworfen sind, gleicher Gefahr ausgesetzt sehen, um des flüchtigen Genusses eines Umgangs zu genießen, der eben dieser Denkart wegen das nicht gewährt, was er gewähren sollte!'[1] ‚Der grobe sinnliche Mensch erwartet sinnliche Freuden in einem bessern Leben. Der feinere, ich möchte fast sagen sittlich-sinnliche, denket sich höherer Freundschaft, höherer Liebe Genuß als die höchste Wonne. Aber Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist! Sokrates sehnet sich immer nach dem Umgang mit der Gottheit. Nur der Unendliche kann das Verlangen des unsterblichen Geistes stillen. Sehr schön sagt Augustin im Anfang seiner Bekenntnisse: „Du hast uns für Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir!"'

‚Nicht als ob Freundschaft und Liebe aufhören sollten, das sei ferne! Aber da die Vollendeten Gott über Alles lieben, Alles Seinetwegen und in Ihm, so entspringet dieser Liebe zu Gott jede andere Liebe; jede wird zurückgeführt auf Ihn: so wie die Alten sagten, daß alle Ströme, Bäche und Quellen dem Strom Okeanos ihren Ursprung verdankten und in ihn wieder zurückströmten. Liebe ist der Zweck ihres Daseins und ihr Element! Und diese Liebe wird sich unaufhörlich äußern auf jede nur ersinnliche Art der Mittheilung und in den mannigfaltigsten Thaten. Sich äußernd, wird sie sich üben; sich übend, wird sie wachsen und so fort in's Unendliche.'

Wenn man schon im Leben stirbt, so gibt es am letzten Lebenstage ‚wenig mehr zu sterben'. ‚Diejenigen', sagt Sokra-

---

[1] Vergl. Gesammelte Werke 19, 290.

tes, ‚welche sich auf die rechte Art mit der Weisheit beschäftigen, trachten keinem Dinge nach, als abzusterben und todt zu sein.‘ ‚Olympiodoros, ein trefflicher Scholiast aus dem fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt, macht hiebei folgende schöne Anmerkung: „Der Tod (er redet vom mystischen Tode, nicht von der Trennung des Leibes von der Seele), der Tod ist die Vollendung! Es ist ein Unterschied zwischen todt sein und sterben. Wer sich reinigen will, der stirbt, indem er sich auf den Tod übet, und sich läutert von seinen Affecten. Der Beschauliche ist schon gestorben, denn er ist von Affecten frei.“ Bei den Philosophen aus der Schule des Pythagoras findet man gleichartige Stellen, auch in Schriften des Cicero und des Seneca, Stellen, welche nicht nach dem Geschmack der neuesten Zeit sind, und ohne Zweifel, wenn jene heidnischen Namen sie nicht schützten, würden verlacht werden. Doch wird schwerlich Einer über diese Ideen spotten, der tief in seinen Busen gegriffen hat. Und hast Du das noch nicht, o Jüngling! so verlache nicht solche, die es thaten! Sprich nicht ab über Mystik in der Philosophie und in der Theologie — Dein Absprechen würde auch nur Nachsprechen sein — sprich nicht ab darüber, lieber Jüngling, ehe Du auf bequemerem Wege, wofern ein bequemer Weg dahin führet, zu einem Frieden gelanget bist, welcher höher als alle Vernunft ist. Und wollen Deine Lehrer Dich irre machen, so bedenke, daß Sokrates wie Paulus von einer göttlichen Thorheit reden, welche höher als die Weisheit der Menschen ist.‘ [1]

Am 30. Juli 1796 eignete Stolberg den dritten Theil der Platonischen Gespräche seinen Söhnen mit den Worten

[1] Vergl. Gesammelte Werke 19, 288. 147. 275.

zu: ‚Es ist dem Menschen natürlich, daß er sich gern das Schöne und das Gute, wo er es findet, zu eigen macht. Hierin sind sie sich alle gleich, so sehr sie auch in dem Begriffe von dem, was schön sei und gut, von einander abweichen. Dieser Begriff bestimmt unendlich Vieles, unter andern auch oft die Lust oder Unlust der Mittheilung.‘

‚Wer Dingen nachjagt, die so grober Art sind, daß man selber um so viel weniger davon behält, als man Andern gibt, der wird desto leichter verleitet, kärglich mitzutheilen, da schon das bloße Trachten nach solchen Dingen das Herz verenget und den Geist beschränkt, also den ganzen Menschen erniedrigt. So sehr erniedrigt, daß er oft von der Habsucht zur tieferen Stufe der Mißgunst herabsinkt; da er anfing, geizig zu sein, nun auch neidisch, oder da er ehrsüchtig war, nun auch eifersüchtig wird. Lieben Kinder! Dinge, welche durch Mittheilung abnehmen, sind, daß man nach ihnen trachte, nicht werth! Oder vielmehr haben sie nur insofern einen wahren Werth, als wir demjenigen, was wir davon entbehren können, entsagen: es sei zum Vortheil eines Andern oder auch um durch Entsagung uns zu reinigen, das heißt um desto leichter gegürtet den wahren, unsichtbaren, unwandelbaren, wesentlichen, ewigen Gütern, Gütern, welche nach der weisen Haushaltung unseres Gottes durch Mittheilung sich vermehren, nachzujagen.‘

‚Diesen Gütern jagt der Weise nach, mit dessen letzten Reden ich mich nun eine Zeitlang in Stunden der Muße beschäftigte. Während seines ganzen schönen Lebens jagte er ihnen nach und mit demjenigen Erfolge, der mit dem Streben nach dem wahrhaftig Guten immer verbunden ist. Denn auch das ist ein charakteristischer Zug jener zwar umwölkten, dennoch sich offenbarenden Haushaltung des Vaters der Geister, daß Er die auf's Flüchtige und Sinn-

liche gerichteten Wünsche der Sterblichen oft vereitelt, oft auch durch deren Gewährung uns von ihrer Eitelkeit überzeugt, daß aber jeder aufrichtige Wunsch nach wahren Gütern schon die Erfüllung in einer Blüthenknospe trägt, deren Verwahrlosung allein uns der gewünschten ewigen Frucht berauben kann.'

‚Sowie Reinigung und Veredlung seiner Seele dem Sokrates am Herzen lag, war ihm nicht weniger daran gelegen, auch Andern diese Reinigung und Veredlung zu empfehlen und sie auf den Weg der wahren Weisheit und Tugend, auf den Weg der Verähnlichung mit Gott zu leiten. Beseelet und entflammt von der feurigsten Liebe zur Urschöne, glühte er von liebevollem Verlangen, Andere mit dieser höchsten Liebe zu entzünden, und erfüllte dadurch die beiden größten und heiligsten Gebote, in denen nach dem göttlichen Spruche unseres Herrn und Meisters das ganze Gesetz und die Propheten hangen, Gebote, die ihm nicht verkündigt worden durch Schrift und Wort, die aber der Gesetzgeber selbst seinem wahrheitsdürstenden Herzen offenbaret hatte.'

‚Ich wünsche, lieben Kinder, und hoffe, daß ihr die Schriften beider sokratischen Jünger, überhaupt alle Schriften der griechischen Weisen, und ihre Dichter, deren einige auch Weise waren, dereinst in der Urschrift lesen möget. Diese Uebersetzung übernahm ich also nicht für euch. Gleichwohl rief auch sie eure Bilder oft vor meine Seele, weil überhaupt, wie bei Allem, womit die Idee des Bösen oder einer Gefahr der Seele verbunden ist, mich Sorge um euch anwandelt, so auch bei jedem Schönen und Guten, was auf meinem Wege mir begegnet, meine Kinder mein erster Gedanke sind. Ihr seid mir gegenwärtig, wenn ich die Weisen oder die Redner oder die Dichter lese; ihr, wenn ich in die

graue Vorzeit der Geschichte mich versenke; ihr, wenn unsere heiligen Schriften mich zur ernstesten Betrachtung und zur innigsten Rührung auffordern. Denn, lieben Kinder! was wir Gutes und Schönes hören oder sehen, das gehet uns nahe an! Kein edles Erkühnen müsse bekannt uns werden, ohne uns wenigstens zum Wunsche der Nacheiferung zu entflammen! Keine edle Aufopferung müsse so schwer uns scheinen, daß wir nicht wenigstens wünschen möchten, sie auch thun zu können! Durch diesen Wunsch eignen wir uns früh, auf die edelste Weise, Thaten der Helden zu und Thaten der Heiligen! Voll des Gefühles unserer Schwäche müssen wir dennoch in Vertrauen auf Den, „dessen beides Weisheit und Stärke ist — der den Weisen ihre Weisheit gibt und den Verständigen ihren Verstand", Alles anstreben, was groß und edel ist; und jede Thräne der Rührung, die das Schöne und das Gute uns entlocken, müsse wie der Schweiß des Ringers unsere Kräfte stärken, unsern Willen kräftigen!'

‚Wie Correggio nach tiefer Betrachtung eines Gemäldes von Raphael ausrief: Auch ich bin ein Maler! so muß immer in unsern Herzen das Gefühl, daß auch wir zum Guten und zum Schönen berufen sind, rege sein und bereit, in Thaten sich zu äußern!'

‚Diese Liebe zum Schönen und zum Guten, oder vielmehr — denn hinan zur Quelle müssen wir gehen! — diese Liebe zum Urquell alles Guten und Schönen, wird zur herrschenden Leidenschaft da, wo sie wirklich vorhanden ist, und verschlinget die andern Leidenschaften, deren jede sich ihrer Natur nach gegen sie empört, wie der Sonne heiliges Morgenlicht den Schein jedes unlautern Feuers. Diese Liebe allein zeuget wahre Tugend, gibt der Tugend Werth und Bestand. Ohne sie ist die Tugend, sei sie auch bunt,

gigantisch und rege wie ein Schemen auf dem spiegelnden Strome, ohne sie ist die Tugend leblos und nichtig. Sie ist nur, wie Sokrates im Phädon sagt, „ein Tausch von Lüsten gegen Lüste, von Beschwerden gegen Beschwerden", es sei nun, daß wir niedrige Vortheile, oder Lob und Ehre, oder stolzes Selbstgefühl erringen. Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist! Wäre Er aber immer unser letztes Ziel, unser Ocean, aus dem jede unserer Thaten entspränge, und auf welchen sie zurückgeleitet würde, so wäre nichts, was Menschen dachten und thaten, uns zu groß, und wie das edle Roß sich vor Schlachtbegier beim Schalle der Drommete bäumt, so würden wir mit ganzer Seele jauchzen über den Zuruf unseres göttlichen Vollenders: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist."'

‚Das Streben nach Vervollkommnung', schrieb Stolberg im August 1796 an Johann Georg Schlosser, ‚ist jedem, auch nur einigermaßen religiös gestimmten Gemüthe tägliches Bedürfniß. Liegen nicht allen ernsten Fragen, welche die Menschheit, welche den einzelnen Menschen, die Familie, die Gesellschaft, den Staat beschäftigen, religiöse Fragen zu Grunde, und wohin anders als auf Vervollkommnung geht die Religion hinaus? Ich möchte sagen, jede Religion, die den Namen verdient, aber vor allen die geoffenbarte Religion des Evangeliums und der Kirche. Gottlob, daß wir Christen sind, daß wir darum Alles thun können und sollen mit Beziehung auf Gott und unsern Heiland; daß wir stets im Lichte des Christenthums alle Weltweisheit und Größe der alten und neuen Zeit betrachten und würdigen, uns des wahrhaft Großen, wo

immer es sich finden möge, überall erfreuen können; daß wir Tugend und Unsterblichkeit nach dem rechten Maßstabe, den allein das Christenthum uns darbietet, messen können. Diese Gedanken, und alle damit zusammenhängende, beschäftigen mich Tag um Tag, sie erfüllen meine ganze Seele, und ich möchte immer ausrufen: Herr Gott, lehre mich Dich erkennen und Deine Wahrheit, mein Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.'

Ausführlicher spricht er sich über diese Fragen in einem Briefe an den Philosophen Jacobi aus[1].

‚Wem selige Unsterblichkeit einzige Triebfeder und einziger Lohn wäre, der würde doch bald durch bloße Vergegenwärtigung des Unsichtbaren, durch freien Blick in die Tiefe der Aeonen, durch Bewahrheitung des Grundsatzes: der Urheber aller Dinge stiftete einen ewigen unverbrüchlichen Ehebund zwischen Tugend und Glückseligkeit, über jede Lohnsucht erhoben werden und Hoffnung sich in Liebe veredeln sehen. Es ist der Hauptcharakter unserer Religion, von Adam an bis auf diese Zeit, es ist ihr unterscheidender, ihrem ganzen Wesen eingewebter, ja die Seele der Religion ausmachender Charakter, daß wir Alles, was wir sein und thun können, mit Beziehung auf Gott sein und thun sollen.'

‚Aus der Sparsamkeit, mit welcher im alten Testament die Unsterblichkeit nur an wenigen, aber wie leuchtenden! Stellen verheißen wird, haben Manche schließen wollen, die meisten Israeliten hätten dieses Trostes entbehrt. Gewiß ist, daß diese Idee vor den Meisten im Schatten dunkler Vorstellung stand; aber umstrahlt und durchglüht waren

[1] Vergl. den ganzen gehaltvollen Brief in F. H. Jacobi's Auserlesenem Briefwechsel 2, 148—162.

die Erzväter, waren die Israeliten von der Idee eines Gottes, der Aller Vater wäre, mit Beziehung auf den jeder beständig handeln müßte.'

„Ich freue mich jeder edlen Vorstellung, welche auf menschliche Würde und auf Gottheit deutet, wo ich sie in den Griechen und Römern finde. Meiner Meinung nach trifft das Sprüchwort wörtlich bei ihnen ein, sie hatten aus der Noth Tugend gemacht, bürgerliche Tugend, deren sie bedurften, weil der gesittete Mensch ohne sie nicht bestehen kann. Mehrentheils war ihr καλὸν καὶ ἀγαθόν, ihr honestum, dieser bürgerlichen Tugend Blüthe. Schön war's, dulce et decorum pro patria mori! Aber der schönste Kranz war Schatten der Unsterblichkeit des Namens. Und wie nichtig diese Tugend war, scheint daraus zu erhellen, daß sie bei den Griechen durch den wahrhaftig göttlichen Sokrates nicht zunahm. Mit ihm oder bald nach ihm ging die glänzende Zeit der Griechen unter. Ueppigkeit und Ungerechtigkeit erstickten jede Freiheit, jeden Adel der Nation. So auch bei den Römern, deren Tugend erlosch, als sie mit der Philosophie bekannt geworden. War der unwissende Valerius Publicola ein minder guter und großer Patriot, als der liebenswürdige Valerius Messala, des Brutus Freund? War es nicht Brutus, dieser große und liebenswürdige Mann, dieser Zögling der Stoa und der Academie, dieser Stolz des Alterthums, der sterbend ausrief: „Tugend, du bist ein Schatten! ein Name! Thoren sind's, welche dir nachgehen!" In der feierlichsten schönsten Stunde seines schönen Lebens, als er des göttlichen Platon erhabenen, Unsterblichkeit verheißenden Phädon las, gerieth Cato's großer Geist so aus aller Fassung über die Gutherzigkeit des Sklaven, der ihm den Dolch nehmen wollte, daß er ihm das Gesicht blutig schlug.'

‚Sagst Du, daß Gott im Verborgenen die Seele des Sokrates erzogen, sie hohen Ahnungen geöffnet habe u. s. w. Gut, lieber Bruder, ich glaub' es gern. Gern nehme ich mit Dir die Hamann'sche Anwendung des Paulinischen Wortes an: Ist Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott. Aber immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern der Natur und Gnade nach unterschieden von der biblischen, wie der Himmel über der Erde ist. „Denn bei Dir ist die lebendige Quelle und in Deinem Lichte sehen wir das Licht", ruft der geweihte königliche Dichter aus. Unter tausend Stellen fällt mir die eine ein. Wo ist etwas Aehnliches in allen Schriften der Griechen und Römer. „Tu fecisti nos ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te!" ruft der hl. Augustin aus. Diese Ruhe konnten die Heiden nicht finden, noch ahnen. Die heiligen Schriften allein erregen einen Durst nach der Quelle, die sie anzeigen, und diesen Durst löscht allein Gott.'

„Höher als alle andere menschliche Weisheit ist die Platonische Mystik, aber wie hohl ist sie gegen die christliche Mystik, welche auf dem historischen Grunde einen heiligen Tempel baut! Erst durch diesen Bau wird der historische Grund fest, wie er an sich ist, unerschütterlich. Der historische Glaube könnte ohne Mysticismus nicht erfordert werden. Er wird von Gott gefordert, weil Gott dem Suchenden Hülfe verheißt. Wenn Christen und Lehrer der Christen den Mysticismus nicht annehmen, so ist es nicht der Bibel Schuld. Gott verheißt an zahllosen Stellen von dem, der ihn aufrichtig suchet, sich finden zu lassen, ihn mit Seinem Geiste zu beleben, bei ihm zu wohnen. Daß wir ohne Seinen unmittelbaren Beistand nichts zum Wachs-

thum im Guten vermögen, daß das Wollen wie das Vollbringen von ihm komme, ist Hauptlehre des Christenthums; ja ich meine, diese Lehre sei ihm so ausschließlich eigenthümlich, wie die Idee allgemeiner Liebe und Demuth.'

‚Jener Mysticismus allein kann uns unumstößliche Ueberzeugung geben. Und schon der Psalmist sagt: „Das Geheimniß des Herrn ist bei denen, die ihn fürchten, und seinen Bund lässet er sie wissen." Die erhabenste Mystik der sokratischen Philosophie ist nur speculativisch; die christliche verheißt Kraft zu jedem guten Entschluß und zur Ausführung. Man räume jener noch so viel ein, man glaube, daß Gott selbst sich auf eine uns unbekannte Art dem Confucius oder dem Sokrates geoffenbaret habe, so konnten sie doch diese Offenbarung nicht mittheilen.'

‚Ich sehe in der ganzen Bibel zwei große Hauptvorstellungen, um welche sich Alles dreht: beständige und unmittelbare Beziehung auf Gott, und Hinblick auf Christum als der Menschheit Haupt und einzigen Wiederhersteller. Alle Fäden der Geschichte des Menschengeschlechts und Israels (des Menschengeschlechts, so wie die Bibel diese Geschichte behandelt), ihrer Sitten- und Glaubenslehre werden vereinigt in Einen Punkt. Diesem setzt die Auferstehung Christi das Siegel Gottes auf, und das ist unsere magna charta. Wem das Siegel unverletzt bleibt, der kann jeden Faden zurückleiten bis zum Urgewebe in Gottes Hand. Nimm das Siegel, Alles fällt auseinander. Du staunest über den Trümmern oder vielmehr Bruchstücken einer ungeheueren mosaischen Arbeit, die nun kein Gemälde, kein Ganzes ausmacht, und doch in ihren Theilen welchen Meister verrieth!'

‚Der göttliche Sokrates, Platon, Xenophon, Cicero und Andere erhoben sich auf Flügeln der Ahnung über die Systeme der Wissenschaft und über die niedrige Volksreligion.

Mit edlerer Absicht und mit besserem Erfolg, als jene Söhne der Erde, die Giganten, trugen sie Ossa und Pelion auf den Wohnplatz der Volksgötzen, den Olymp, und athmeten Aether. Unsere Weltweisen möchten gern den mystischen Sion, dessen Gipfel sie nicht erreichen können, untergraben, und auf den Ruinen des Einsturzes ihren Babylonischen Thurm erbauen. Nicht als christliche, als antichristliche Weltweise sind sie jedem Mysticismus feind.'

‚Ich sagte vorher: die Auferstehung unseres Herrn habe der ganzen Offenbarung ihr Siegel aufgedrückt. Mit Recht würde man nach achtzehn Jahrhunderten die Gültigkeit unserer magna charta anfechten, wenn nicht jenes fortdauernde Wunder der Wiedergeburt durch höhere Kraft Jedem insbesondere seinen Bund mit Gott, seine Ansprüche bestätigte. Zu einer Zeit, da Christus Wunder that, gab er ein schönes Kriterion der Wahrheit seiner Lehre an: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."'

‚Tertullian hatte die Kühnheit, zu behaupten, öffentlich in seiner Apologie des Christenthums: er wolle Jesu Lehre abschwören, wofern nicht jeder Christ, wenn man ihn vor ein Götzenbild führen würde, den inwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel sei. Das war ohne Zweifel eine große Vermessenheit! Aber jene Behauptung Christi hat sich seit achtzehn Jahrhunderten in vielen Tausenden bewährt, wird sich bewähren bis an's Ende der Tage; sie allein, diese göttliche Verheißung, macht die Annehmung des Glaubens uns zur Bedingung und zur Pflicht, indem sie der reinsten Tugend, der Tugend um Gottes willen, schon hienieden die unmittelbare Belohnung fester Ueberzeugung verspricht. Und in wie vielen Stellen wird dem,

der mit Gebet und guten Entschlüssen nach Wahrheit ringet, diese Ueberzeugung sammt der Kraft zu Ausführung der Entschlüsse verheißen!'

‚Unsere ganze Religion ist Mystik. Nimm ihr diese, sie zerfällt. Daher sie denn auch subjective bei allen den saubern Lehrern schon längst zerfallen ist, welche sie auf christliche Moral einschränken wollen, deren Beobachtung doch nur auf den Weg der Vereinigung mit Gott führen soll, in welcher sich die Tugend von selber findet.'

‚Folgendes ungefähr schrieb ich neulich an die liebe Gallitzin: Möchte doch Einer, mit der dreifachen Weihe des Philosophen, Dichters und Christen begabt, in einem Roman die Wahrheit des Augustinischen: Tu fecisti nos ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te! lebendig darzustellen den Beruf und die Kraft empfangen.'

Außer der Fürstin von Gallitzin, die ihn ‚vor allem durch ihr Beispiel äußerster Demuth und Selbstverläugnung und werkthätigster Liebe stets nach Oben zog', führte die Vorsehung ‚noch eine andere, herrlich sich selbst verläugnende, opferfreudige Christin' in seine unmittelbare Nähe. Es war die Marquise Pauline von Montagu, welche, in Folge der Revolution aus Frankreich entflohen, mit ihrer Tante, der Gräfin Tessé [1], auf dem nördlich vom Ploener See, in der Nachbarschaft Eutins gelegenen Gute Witmold lebte. Pauline faßte in ihrem Unglück den heldenmüthigen Entschluß, ‚Mittel herbeizuschaffen, um nicht bloß dem vereinzelten Elend ausgewanderter Franzosen, sondern soviel

[1] Ueber Folgendes vergl. die schöne Biographie: Anna Pauline Dominica von Noailles, Marquise von Montagu (aus dem Französischen übersetzt). Münster 1871.

Mit edlerer Absicht und mit besserem Erfolg, als jene Söhne der Erde, die Giganten, trugen sie Ossa und Pelion auf den Wohnplatz der Volksgötzen, den Olymp, und athmeten Aether. Unsere Weltweisen möchten gern den mystischen Sion, dessen Gipfel sie nicht erreichen können, untergraben, und auf den Ruinen des Einsturzes ihren Babylonischen Thurm erbauen. Nicht als christliche, als antichristliche Weltweise sind sie jedem Mysticismus feind.'

‚Ich sagte vorher: die Auferstehung unseres Herrn habe der ganzen Offenbarung ihr Siegel aufgedrückt. Mit Recht würde man nach achtzehn Jahrhunderten die Gültigkeit unserer magna charta anfechten, wenn nicht jenes fortdauernde Wunder der Wiedergeburt durch höhere Kraft Jedem insbesondere seinen Bund mit Gott, seine Ansprüche bestätigte. Zu einer Zeit, da Christus Wunder that, gab er ein schönes Kriterion der Wahrheit seiner Lehre an: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."'

‚Tertullian hatte die Kühnheit, zu behaupten, öffentlich in seiner Apologie des Christenthums: er wolle Jesu Lehre abschwören, wofern nicht jeder Christ, wenn man ihn vor ein Götzenbild führen würde, den inwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel sei. Das war ohne Zweifel eine große Vermessenheit! Aber jene Behauptung Christi hat sich seit achtzehn Jahrhunderten in vielen Tausenden bewährt, wird sich bewähren bis an's Ende der Tage; sie allein, diese göttliche Verheißung, macht die Annehmung des Glaubens uns zur Bedingung und zur Pflicht, indem sie der reinsten Tugend, der Tugend um Gottes willen, schon hienieden die unmittelbare Belohnung fester Ueberzeugung verspricht. Und in wie vielen Stellen wird dem,

der mit Gebet und guten Entschlüssen nach Wahrheit ringet, diese Ueberzeugung sammt der Kraft zu Ausführung der Entschlüsse verheißen!'

‚Unsere ganze Religion ist Mystik. Nimm ihr diese, sie zerfällt. Daher sie denn auch subjective bei allen den saubern Lehrern schon längst zerfallen ist, welche sie auf christliche Moral einschränken wollen, deren Beobachtung doch nur auf den Weg der Vereinigung mit Gott führen soll, in welcher sich die Tugend von selber findet.'

‚Folgendes ungefähr schrieb ich neulich an die liebe Gallitzin: Möchte doch Einer, mit der dreifachen Weihe des Philosophen, Dichters und Christen begabt, in einem Roman die Wahrheit des Augustinischen: Tu fecisti nos ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te! lebendig darzustellen den Beruf und die Kraft empfangen.'

Außer der Fürstin von Gallitzin, die ihn ‚vor allem durch ihr Beispiel äußerster Demuth und Selbstverläugnung und werkthätigster Liebe stets nach Oben zog', führte die Vorsehung ‚noch eine andere, herrlich sich selbst verläugnende, opferfreudige Christin' in seine unmittelbare Nähe. Es war die Marquise Pauline von Montagu, welche, in Folge der Revolution aus Frankreich entflohen, mit ihrer Tante, der Gräfin Tessé [1], auf dem nördlich vom Ploener See, in der Nachbarschaft Eutins gelegenen Gute Witmold lebte. Pauline faßte in ihrem Unglück den heldenmüthigen Entschluß, ‚Mittel herbeizuschaffen, um nicht bloß dem vereinzelten Elend ausgewanderter Franzosen, sondern soviel

[1] Ueber Folgendes vergl. die schöne Biographie: Anna Pauline Dominica von Noailles, Marquise von Montagu (aus dem Französischen übersetzt). Münster 1871.

möglich dem unermeßlichen Elend der ganzen mittellosen Emigration zu Hülfe zu kommen'. Durch Berufung an das öffentliche Mitleid, durch einen ausgedehnten Subscriptionsplan zu diesem Zweck, wollte sie das Werk der Wohlthätigkeit in ganz Europa organisiren. Sie suchte hierfür im Jahre 1795 die Hülfe Stolberg's nach, und dieser lieh ihr ‚den Glanz seines Namens, den Einfluß seiner angesehenen Stellung in den Ländern des Nordens'. Sie hatte kaum von ihrem Subscriptionsplane gesprochen, ‚als sich Stolberg sofort nicht allein mit einem Beitrag, sondern auch mit thätiger Mitwirkung an den Arbeiten, welche die Gründung des Werkes und seine Verbreitung erforderte, zu betheiligen sich erbot.' Er faßte eine beredte Adresse an das dänische Volk ab und konnte der Freundin schon nach wenigen Monaten eine beträchtliche Summe als ersten Erfolg des Unternehmens einhändigen. Die Sammlung verbreitete sich alsbald über die scandinavischen Länder und in kurzer Zeit über den ganzen Continent.

Pauline wurde im Stolberg'schen Hause aufgenommen ‚gleich jenen Fremdlingen, von denen die Bibel spricht, welche unter dem Zelte der Patriarchen immer willkommen waren, und in welchen man in der Folge göttliche Boten erkannte'. Sie war dort bald so heimisch, daß sie an allen Familienfesten Theil nehmen mußte. ‚Währte es länger, bis man sie sah, so holte Gräfin Sophie sie in Witmold ab und entführte sie freundlich ihren Arbeiten und ihrem häuslichen Kreise.' ‚Noch im zweiten Jahre besaß das Zusammensein den Reiz der Neuheit.' Für die Stolberg'sche Familie war es ‚ein besonders anziehendes Schauspiel, diese Seele zu beobachten, die immer bemüht war, Gutes zu thun, eine Pflicht zu erfüllen, dieses schwache Geschöpf, das in seinen Handlungen mit einer übernatürlichen Kraft ausgerüstet zu sein schien,

und in der Verbannung, in der Einsamkeit, trotz eigener Dürftigkeit, Mittel fand, aus der Ferne so viele Unglückliche zu nähren, zu kleiden und zu trösten.' Man mußte ‚diese Frömmigkeit, diesen Glauben, diese Tugenden bewundern, dieses Mitleid nach so vielen eigenen Leiden, diese Größe in der Erniedrigung, diese Macht in der Schwäche'.

‚Pauline', versicherte Stolberg die Fürstin von Gallitzin, ‚ist wie ein Engel Gottes in unser Haus geschickt worden, mir, meiner Sophie und den Kindern zur Erbauung und zum Segen.'

‚Ich freue mich, von Herzen freue ich mich, Ihr schönes Herz erfreuen zu können, indem ich Ihnen von der Montagu erzähle und von den Ihrigen, die theils im Himmel, theils noch hienieden sind. Während sie mit ihrem Mann in der Schweiz war, ward ihre Großmutter, ihr Großonkel, ihre Mutter und eine ihrer Schwestern hingerichtet. Von ihrer Mutter und Schwester, welche auch einen Noailles geheirathet hatte, spricht sie mit Entzücken. Die Lafayette [1], welche von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt ward, und nun in Olmütz im Gefängniß mit ihrem Manne sitzt, war eben zu jener Zeit im Kerker in Paris. Eine vierte, an einen Herrn von Grammont in Franche Comté verheirathete Schwester ist noch in Frankreich. Diese vier Schwestern haben alle Einen Sinn, den Sinn der Mutter, den himmelvollen Sinn der ersten Kirche. Die Montagu hat uns einen Brief vorgelesen, den die Grammont an sie schrieb, als sie in der Schweiz war, nach der Hinrichtung der Ihrigen. Unter anderm schreibt sie von diesen, die sie sich im Augenblicke vorstellt, als sie zum Tode geführt wurden: ‚Je suis sûre que la parole divine: Vous serez aujourd'hui avec moi au paradis,

[1] Schwester Paulinens, Gemahlin des bekannten Lafayette.

a retenti dans le fond de leurs coeurs! Je suis sûre qu'elles ont prié pour leurs bourreaux.' Die Montagu reiste von Moudon nach Lausanne zu ihrem Vater. Sie begegnete ihm und wußte noch nichts von der Hinrichtung der Ihrigen. Aber Gott hatte sie den Tag vorher so darauf vorbereitet, daß sie ihm diese Opfer im Geiste gebracht hatte. Als sie den Vater sah, befremdete sie sein verwirrtes Aussehen. Sie errieth, er sagte ihr Alles. Nach der ersten Bestürzung und sobald sie allein war, hub ihr Gott das Herz. Sie betete das Magnificat, das Gloria in excelsis und das Te Deum. Sie sagt, die Worte: der Herr hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen ꝛc., welche sie auf ihre Mutter angewandt, hätten ihr unaussprechlichen Trost gegeben. Die Mutter hat ihre Töchter von Kindheit an in der Furcht Gottes erzogen, und die vier Töchter waren immer Ein Herz und Eine Seele mit ihr. Sie sagt, nach ihrer Heirath sei sie nie sans un tressaillement de joie in's väterliche Haus getreten, und dieses Haus, l'hôtel de Noailles, ist izt eine Clubhöhle der Jakobiner! Die alte Großmutter starb im Karren, als sie zur Guillotine geführt werden sollte. Ihr hingerichteter Großonkel war der Maréchal de Mouchy. Sie, die Montagu, ist eine Großnichte des Cardinals von Noailles und eine Urenkelin des großen Daguesseau. Wie würde ich mich freuen, sie mit Ihnen bekannt zu machen!'

‚In Pauline erkenne ich die Wahrheit dessen, was Tauler sagt: wie eines Baumes Höhe aus der tiefsten Wurzel entspringet, also kommt alle Höhe des geistlichen Lebens aus dem Grunde der Demuth'

Der Freundin selbst schrieb er einmal: ‚Freuen Sie sich im Gedanken an das Gute, das Gott uns durch Sie erzeigte. Weder der Feder noch dem Worte ist ausschließlich

die Gabe der Ueberredung verliehen; sie ist über das ganze Wesen bevorzugter Seelen ausgegossen; es ist eine Atmosphäre, ein gewisses Etwas, dessen Einfluß sich in der Tiefe des Herzens fühlbar macht.'

‚Pauline bleibt meinem Hause als treueste Freundin nahe', sagte er im Juli 1796 in einem Briefe an den Bruder, dem er seine bevorstehende Reise nach Kopenhagen und Bernstorff zum Besuche der Schwester und des Schwagers ankündigte, ‚und es ist mir ein beruhigender und wohlthuender Gedanke, daß sie mich auf meiner Reise mit ihren Gebeten begleitet.'

An die Fürstin von Gallitzin.

Bernstorff, 2. Sept. 1796.

Meine Ueberzeugung neigt sich immer mehr hin zur hehren Mutterkirche; könnte ich nur einige Zweifel los werden.

Bernstorff hat mich mit einigen gedruckten Briefen von de Luc bekannt gemacht, welche einen geologischen Commentar über den Anfang des ersten Buchs Mosis enthalten, sehr scharfsinnig und in gutem Geiste geschrieben sind. Er sucht zu beweisen, und beweiset, wie mich dünkt, aus der jetzigen Beschaffenheit der Erde, daß diese jetzige Beschaffenheit evidente Folge einer großen Revolution sei, durch welche, was ehemals Wasser war, Land geworden, und daß diese zur Zeit, die Moses als Epoche der Sündfluth angibt, auch nach geologischen Gründen müsse geschehen sein. Nur beiläufig erwähnt er auch der Traditionen alter Völker, unter denen mir eine egyptische Vorstellung sehr gefallen hat: ein geflügeltes Kind sitzend auf einem Regenbogen, vor dem ein gebückter Greis anbetet. Er hätte sich auch erinnern

sollen, daß Homer an verschiedenen Stellen sagt: Zeus habe den Regenbogen den Menschen zum Zeichen gesetzet.

Bernstorff lebt und webt in religiösen Ideen und Empfindungen, die ihm auch bei der Last so großer und vielfältiger Geschäfte ununterbrochene Heiterkeit geben, und ihn so weit über die kleine Sphäre der Politik, welche Andere so leicht absorbirt, erheben. Meine Schwester theilet nach ihrer Weise und nach ihrem Charakter, aber mit gleicher Intension, seine Gedanken und Gefühle. Er sprach neulich, als wir zusammen reisten, überaus schön über kantische Philosophie und Revolutionsgeist, in denen beiden er den schon gegenwärtigen Antichrist zu erkennen glaubt. Mit Zuversicht erwartet er, daß Christus sich seines Reiches auf neue Art annehmen und mitten in der Nacht des Unglaubens sein Licht in offenbarter Herrlichkeit werde strahlen lassen. Von gewissen sonderbaren Dingen ist noch gar unter uns die Rede nicht gewesen.

An seine Schwester Catharina.

Hirschholm, 15. Sept. 1796.

Diesen Morgen zwischen sechs und sieben Uhr fuhr ich mit Gustchen in einer kleinen Chaise zuerst nach Deilighed, wo wir in dem schönen Wald und am schönen See spazieren gingen. Dann fuhren wir nach Hirschholm und besuchten gleich den Garten. Gleich nach Tisch gingen wir durch das Carusselholz nach Rondstedt [1]. Im Kruge wollten wir uns Zimmer zur Nachtruhe bestellen, aber wüst und fast leer fanden wir das Haus, welches nicht mehr Wirthshaus ist. Wir gingen dann in unser liebes Haus und besahen Haus, Hof und die Gärten. Die schönen Ulmen haben wieder

[1] Vergl. oben S. 6—7.

ein so gutes Ansehen gewonnen, als sie nach der schrecklichen Behandlung, die sie vor verschiedenen Jahren erdulden mußten, gewinnen konnten. Der Hain Mamre beschattet noch den großen steinernen Tisch. Elende Püppchen verunstalten die Gänge, in welchen unsere selige Mutter sich Gottes in der Natur und Gottes in ihrem Herzen freute, Gänge, in denen unsere Empfindungen, unsere Gedanken, unsere Phantasie ihre jugendlichen Schwünge nahmen. Die Vertheilung der Zimmer, welche schon vorhanden waren, ist bis auf die Vergrößerung des Eßzimmers dieselbe. Aber nicht ihr Ansehen. Buntscheckiger, dabei zugleich düsterer Prunk ist an die Stelle der reinen und heitern Einfalt getreten. Düsterer noch und buntscheckiger als diese sind die neuen Zimmer, denn das ganze Haus hat nun zwei Stockwerke. Wir besuchten unsern Bach, dessen Gebüsche so verwildert und so mit Dornen vermischt sind, daß er an manchen Stellen fast unzugänglich. Umsonst suchte ich mein Inselchen. Aber die Steine unserer Wasserfälle sah ich hie und da.

An die Fürstin von Gallitzin.

Hirschholm, 15. Sept. 1796.

Den ganzen heutigen Tag habe ich mit meiner Schwester Bernstorff in Gegenden zugebracht, wo ich von meinem sechsten bis zu meinem zwanzigsten Jahre lebte, in Gegenden, welche einen Charakter von Größe und Freundlichkeit — durch Meer, Wald, Seen, hügligen Boden haben, und so schön sind, wie man sie in nordischen Gegenden selten findet. Die Erinnerung der kindlichen Jahre, der süßen Naturfreuden, unserer lieben seligen Eltern, unserer theils abwesenden, theils gestorbenen Geschwister, kurz tausend Empfindungen der süßesten Wehmuth erfüllten uns und

wurden nicht nur durch die Gegend, auch durch drei alte Leute, die ich gleich wieder kannte, deren einer mich auch gleich erkannte, noch belebt. Das hiesige Landvolk hat eine besondere Herzlichkeit. Das Andenken meines seligen Vaters, welcher zuerst in Holstein und zuerst in Dänemark das Joch der Leibeigenschaft zerbrach und dem ein marmorner Obelisk allhier nach seinem Tode gesetzt ward, lebt in allen Herzen, wiewohl er vor einunddreißig Jahren starb. Als wir uns einem alten Schloßthürhüter, den ich wieder kannte, zu erkennen gaben, als Kinder vom Grafen Stolberg, sagte er mit Rührung: ‚O Gott, erfreue seine Seele!‘ Eine Bauersfrau, die wir besuchten, die ich seit sechsundzwanzig Jahren nicht gesehen, erkannte mich auch gleich. Beim Abschiede sagte sie uns: ‚Gott segne jeden Schritt, den Sie machten, um zu mir zu kommen!‘

Das alte, sehr schöne königliche Schloß, in welchem wir acht Sommer unserer Kindheit zugebracht, ist ehrwürdig in drohendem Verfall. Der vernachlässigte große Garten wird durch zunehmende Vegetation und — da er zum Theil in kühnem Geschmack angelegt ward — selbst durch Uncultur noch interessanter. Das Haus am Meer, in welchem wir nach unseres seligen Vaters Tode fünf Jahre mit unserer seligen Mutter lebten, hat durch neue Besitzer heitere Einfalt gegen buntscheckigen und dabei düstern Prunk vertauschen müssen. Die alte Linde auf einem Hügel, auf dem Carl XII. sein Zelt aufgeschlagen hatte, ward mit der Scheere geputzt. Aber noch schatteten dicke Kastanien, welche meine selige Mutter den Hain Mamre nannte.

Bernstorff, Sonnabend 17. Sept. 1796.

Gestern früh fuhren wir nach Helsingör, wo wir Sophien und einigen Neffen und Nichten sammt meinen Kindern

ein rendez-vous gegeben hatten. Von der Plattform, auf welcher Shakespeare den Geist des Hamlet erscheinen und verschwinden läßt, übersahen wir den Sund, die schwedische, mit Felsengebirg endende Küste, sahen die romantische Küste Seelands und weit hinein in die Nordsee; eine der schönsten Aussichten, die man diesseits des mittelländischen Meeres sehen kann.

Trolleburg [1] in der Insel Fühnen, 27. Sept. 1796.

Hier liegt die Hülle meiner Agnes begraben, im anmuthigsten Kirchhofe, zwischen Blumen und unter hohen Bäumen. Als sie starb, entschloß ich mich gleich, meinen damaligen Aufenthalt im Oldenburgischen zu verlassen, und weil ich die Absicht hatte, in dänische Dienste zu gehen, die Bewohner dieses Hauses und den schönen Kirchhof liebte, so sandte ich die geliebte Leiche her, um einst hier neben ihr zu schlummern. Zu ihren Füßen liegen einige Kinder dieses Hauses begraben. An dem Rasen, der ihr zu Häupten liegt, ist auf einer kleinen silbernen Tafel die Grabschrift, die ich ihr setzte, zu lesen. Ich will eine Abschrift davon beilegen [2]. Der letzte Spruch war ihr Lieblingsspruch. Der Garten, in welchem das Wohnhaus steht, verliert sich in die dunkeln Schatten des Gottesackers.

Reventlow ist einer der aufrichtigsten, edelmüthigsten und thätigsten Menschen, die ich je gesehen. Seitdem er

---

[1] Gut des Grafen Ludwig Reventlow, des Bruders von Christian's Gemahlin Luise.

[2] Die Grabschrift lautet: ‚Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.‘ Matth. 5, 8. ‚So wir im Licht wandeln, wie Er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander, und das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns frei, rein von aller Sünde.‘ I. Joh. 1, 7.

diese große Herrschaft besitzt, das heißt seit zwanzig Jahren, opfert er dem physischen und moralischen Wohl seiner Gutsunterthanen sein ganzes Vermögen, seine ganze Zeit, alle seine Kräfte mit einfältigem Herzen und mit seltener Treue. Sie ist eine sehr gute Frau, in ihrer Sphäre gleichen Sinnes mit ihm arbeitend. Er ist Nathanael in Einfalt des Sinnes mit der Geschäftigkeit der Martha. O daß die Vollendete, deren Hülle ich ihm anvertraute, ihm, wie ehemals mir, als sie mich mit glühendem Eifer an einer Schrift arbeiten sah, in's Herz hinein rufen könnte: ‚Martha, Martha, du hast viel Sorgen und Mühe, aber Eines ist Noth.' Ich sehe noch die himmlische Miene, mit welcher sie mir das zurief. Reventlow thut indessen, was er thut, um Gotteswillen, als ein treuer christlicher Dienstknecht, und solche läßt Gott ja wohl in diesem Leben noch erfahren, daß er sie freigesprochen und zur Kindschaft berufen hat.

Foburg in Fühnen, 30. Sept. 1796.

Frühe verließen wir diesen Morgen unsere Trolleburger Freunde, welche uns, besonders er, noch lieber geworden sind, als sie es schon vorher waren. Es ist mir desto größeres, ja wirklich dringendes Bedürfniß, Ihnen von ihm zu erzählen, da ich ihm in meinem letzten Briefe nicht Gerechtigkeit genug habe widerfahren lassen. Er sagte mir vorgestern, daß er beschäftigt sei, einen Katechismus für seine Gutsunterthanen zu machen, den er mir, so weit er fertig wäre, gern vorlesen wollte. Da er seit verschiedenen Jahren sich sehr viel mit der Kantischen Philosophie beschäftiget, auch sich in mancher Rücksicht mit dem Geiste der Zeit eingelassen hatte, so erwartete ich auch Zeitgeist im Katechismus.

Kiel, 1. Oct. 1796.

Der Katechismus ist nicht allein nicht im Zeitgeiste,

sondern in einem wahrhaft evangelischen Geiste geschrieben. Reventlow las ihn mir vor mit inniger Rührung. Ich bezeugte ihm meine Freude und sagte ihm, daß ich ihn für neulehrig gehalten hätte. Er sagte, daß er freilich die Kantische Philosophie sehr bewundert habe, auch noch viel Großes und Schönes darin fände, daß es ihn aber verdrieße, zu sehen, wie unsere Philosophen sich mit der Wahrheit, die das Christenthum allein in ein helles Licht gesetzt habe, als mit eigener Weisheit brüsten, da doch die Quelle, aus welcher sie schöpfen, so viel reiner und reichhaltiger sei, als ihre abgeleiteten, oft verlöschten Bächlein. Voriges Jahr sei er durch den schmerzlichen Verlust, der ihn getroffen, näher an die einzige Quelle des wahren Trostes geführt worden. Als sein jüngster Sohn, an welchem sein Herz vorzüglich gehangen, gestorben, so sei er in tiefste Melancholie gefallen. Seine Philosophie habe ihn verlassen, aber nach und nach habe sich der Trost des Evangeliums in sein krankes Herz ergossen. Nun sei er der Kraft der Religion recht inne geworden, und da habe er sich vorgenommen, die göttlichen Glaubenslehren, welche als ein dürres Gerippe im gewöhnlichen Katechismus dastehen, in ihrem natürlichen Zusammenhange und mit den Sprüchen, worauf sie sich gründen, darzustellen. Sollte auch vielleicht die Arbeit zum öffentlichen Gebrauche nicht taugen, so habe er doch den Vortheil, sich mit diesen großen Wahrheiten und mit der Schrift, auf der sie sich gründen, bekannt zu machen. Ich ermunterte ihn sehr zur Fortsetzung dieses Werkchens. Ist es nicht rührend zu sehen, wie Gott diesen treuen Dienstknecht freigelassen, auf daß er nun als Kind des Hauses freier wirke? Der gestorbene Knabe ward der Philippus, welcher diesen Nathanael hin zu Jesus führte. Sein Wirkungskreis ist sehr groß. Denn nicht nur die große Baronie, in welcher er als ein

wohlthätiger Genius waltet, sondern auch ein Schulmeisterseminarium für die ganze Provinz steht unter seiner Obhut. Er beschäftiget sich mit unermüdetem Fleiße, mit herzlicher Demuth und glühender Liebe für das Wohl von Tausenden im Leiblichen und im Geistlichen; bei ansehnlichem Vermögen lebt er mit den Seinigen in großer Einfalt, entbehret manches und spendet mit Edelmuth große Summen, wo er glaubt, daß diese Aussaat Früchte der zeitlichen oder der geistlichen Glückseligkeit und Veredlung bringen könne.

Nach seiner Rückkehr nach Eutin beschäftigten Stolberg ‚in allen freien Stunden fast lediglich theologische und kirchenhistorische Studien'. Immer tiefer wurde ihm bei dem Zerfalle des Protestantismus ‚das heiße Gefühl des Bedürfnisses, einer durch den Geist Gottes geleiteten, in der Lehre unfehlbaren Kirche anzugehören', aber ‚die Prüfungszeit dauerte lange', weil er glaubte, ‚von jedem einzelnen Lehrsatze sich Rechenschaft ablegen zu müssen.'[1]

---

[1] K. Kahnis sagt in seinem Vortrage ‚Stolberg und Voß' (Leipzig 1876) S. 19 ganz richtig: ‚Ein Zweifaches hat Stolberg zum Katholicismus gezogen: die Einheit und Festigkeit ihrer Kirche und die Macht der Heiligung, die in ihr liegt. Das erklärt sich vollkommen aus der Eigenthümlichkeit Stolbergs.' Ganz irrig aber ist, wenn er hinzufügt: ‚Arbeit, Prüfung, Forschung waren seine Sache nicht.' Voß war allerdings nicht geeignet, ‚Stolberg vom Katholicismus zurückzuschrecken' mit Worten, wie diese:

‚Fleuch, o fleuch, Stolberg, wie des Turbanträgers
Und des knoblauchduftigen Rabbis Messer,
Fleuch gebetabkugelnder Glatzenpfäfflein
Tand und Bethörung.'

Oder gar:

‚Pfaffenknecht? Abschwörest Du Licht und Wahrheit?
Am Altarschmaus dann des gebackenen Gottes

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 9. Oct. 1796.

Prideaux[1] interessirt mich unendlich, wirft durch Vergleichung und Zusammenhaltung ein helles Licht auf die heilige und auf die Profangeschichte und zeigt in jener einen Zusammenhang und in Verbindung mit der Weissagung eine solche Evidenz der Göttlichkeit, daß es hinreichen müßte, Zweifler zu belehren, wenn die Zweifel an Gottes Wort nicht mehr im Herzen als im Kopfe des Zweiflers gegründet wären. Ich fange mit diesem Buche einen Cursus der Kirchengeschichte an, die ich, wiewohl Geschichte meine Lieblingslectüre immer war, so schändlich vernachlässiget habe.

Eutin, 12. Oct. 1796.

Seit Kurzem hat sich das Kriegsglück für die gute Sache erklärt; wer weiß, was plötzlich in Frankreich auflodert. O daß eine leuchtende und wärmende Flamme Gottes die verfinsterte und erstarrte Christenheit mit neuer Kraft belebte! Wir dürfen, dünket mich, auch mit Beiseitsetzung neuer Prophezeihungen, erwarten, daß Gott sich der verirrten und verwirrten Menschheit mit hohem ausgereckten Arme erbarmen werde. Ich harre der Zeichen der Zeit, welche nach den schon vorhandenen kommen müssen. Indessen fühle ich auch, daß ich besser thäte, mich ernster und büßender um mich selbst zu bekümmern, das Directorium der fünf Sinne zu bekämpfen, die Rolle der Fünfhundert täglichen Zerstreuungen in Furcht zu jagen, und dem Rath

---

Schnaubst Du dem, was Menschen vom Thier erhebt,
Haß und Verfolgung?'

[1] H. Prideaux's The Old and the New Testaments connected in the history of the Jews and neighbouring nations. 6 voll. London 1715.

der Zweihundert alten Adamssünden nie zu lauschen, vielmehr ihn zum Stillschweigen zu bringen, um einer innern Stimme, die sich in der Stille des Herzens, welches Gott aufrichtig sucht, so gerne hören läßt, kindlich wie der Knabe Samuel zu horchen. Helfen Sie mir und den Meinigen das erflehen.

Eutin, 16. Oct. 1796.

Wir lasen die schöne Predigt im Tauler, wo die herrliche Stelle von den geistlichen Waffen steht: ‚Aber, möchte einer fragen, was sind das für Waffen? Ich will sie Dir zeigen: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid' ꝛc. In eben dieser Predigt wird gesagt: viele Fürsten wären die Pferde des Teufels. Ich erinnere mich noch der sanften Stimme unseres Väterchens[1], mit welcher er halb lächelnd die Härte der Stelle gleichsam milderte.

In diesen Tagen haben die sieben Jahrwochen des Daniel mich sehr beschäftiget. Mit unwiderlegbarer Stärke zeigt, wie Sie sich erinnern werden, Prideaux, wie vollständig und bis auf den Monat eintreffend diese Weissagung sei. Wie Vieles wird einem durch den Prideaux auch in den anderen Propheten heller! Zum Beispiel: Wenn Jesaias hundertundfünfzig Jahre vor Cyrus' Zeit diesen Helden im Namen Gottes anredet und auf den persischen Wahn von zwei Gottheiten, deren eine Ursprung des Guten, die andere Ursprung des Bösen, die eine des Lichts, die andere der Finsterniß wäre, anspielend, nach den dem Cyrus gethanen Verheißungen sagt: ‚Auf daß man erfahre, beide von der Sonnen Aufgang und der Sonnen Niedergang, daß außer mir Nichts sei. Ich bin der Herr und Keiner mehr. Der ich das Licht mache, und schaffe die Fin-

[1] Overberg's.

sterniß; der ich Frieden gebe und schaffe das Uebel.' Die Geschichte und Lehre des Zoroaster ist auch vortrefflich auseinander gesetzt, und siegreich bewiesen, daß sowohl das Mondlicht der Perser, als das von Pythagoras, der Sonne unserer Offenbarung entborgt war. Und ruhet nicht ein großer Welttheil auch izt im Schein des osmanischen Mondes, welcher Vieles von der Sonne entborgt hat?

Am 31. Oct. 1796.

Ich habe J. G. Schlosser's kleines Schriftchen gegen Kant, welches jener mir im Manuscript stückweis vorgelesen hatte, nun erst recht gelesen und große Freude daran gehabt, Freude in Absicht auf den braven Verfasser und auch in Absicht auf die Wirkung. Diese wird, hoffe ich, desto sicherer erreicht werden, da Kant sich und seine Weisheit in ihrer Blöße gezeigt und in leidenschaftlicher Bewegung die gleißende Larve hat fallen lassen, welche ihm bei seinen ungeheuern Ansprüchen auf praktische Weisheit doch so unentbehrlich ist. Gegen seinen hämischen Ton sticht, wie mich dünket, der edle Ton des mit Biedersinn für Wahrheit, nicht für sich, eifernden Schlosser noch mehr ab, als Schlosser's klarer, schöner Stil und seine lebensvollen Anspielungen auf alterthümliche Sitten und Schriftsteller gegen Kant's schwerfällige und nüchterne Pedanterei.

Hier ist ein Briefchen von Lavater, dessen baldige Zurücksendung ich mir erbitte, weil ich es gern bald beantworten möchte. Man fühlt, wie sehr er noch an den Erwartungen von äußerer Offenbarung des Christenthums in unseren Zeiten hängt. Mich dünket, ich würde sein unermüdetes Hoffen und Harren nicht nur sehr entschuldigen, sondern auch schön und erbaulich finden, wenn er nicht, wenigstens in gewissen Augenblicken, die Erhörung seines Wunderglaubens

zur Bedingung seines Glaubens überhaupt zu machen, und der Seligkeit des Glaubens, wo man nicht siehet, aus dem Wege zu gehen schien. Es erneuet sich in ihm, wie mir scheinet, sehr oft das Phänomen des Petrus, welcher den einen Augenblick auf den Wogen gehen wollte und den andern Augenblick nachher verzagte; aber wo die Liebe zum Herrn im Herzen ist, da läßt Er auch gewiß den Zagenden nicht versinken.

Die Histoire du clergé habe ich mit dem größten Interesse gelesen und mit derjenigen Freude der Bewunderung, welche das Herz weit über das Mitleiden erhebt. Wer kann Mitleiden haben mit begnadigten Auserwählten, die Gott der heiligen Schmach und der Marter für Ihn würdiget? Es sind Tropfen ihres Blutes in mein Herz gefallen! Selig die Kirche, welche izt noch solche Schaaren von Martyrern hervorbrachte!

Täglich vereinige ich mich zweimal im Geiste regelmäßig mit Ihnen im Vaterunser, und die Bitte: Dein Reich komme! wird mir immer ernsthafter, feierlicher, sehnender. Wenn ich das Vaterunser bete, so stürze ich mich im Geiste nieder zu den Füßen der ewigen Liebe, zugleich mit meiner seligen Agnes, meinen lebenden und gestorbenen Kindern, mit Sophie, Kätchen, mit Ihnen und noch einigen Lebenden und Todten. Von den Lebenden wissen Sie es allein; ob die Todten es wissen, daß ich mich dann im Geiste mit ihnen vereinige? Ich hoffe es von meiner verklärten Agnes.

Eutin, 2. Nov. 1796.

Schlosser zeigte uns einen Brief von Jacobi, welcher uns Alle betrübt hat. Indem er ihm viel Richtiges und Gutes über sein Schriftchen gegen Kant sagt, versichert er zugleich, daß er kein historischer Christ sei und nie einer sein

werde. Er sei nun ganz auf's Reine gekommen und Herder's neuestes Buch der Erlöser scheine ihm vortrefflich, weil es sein eigenes Glaubensbekenntniß enthalte. Herder's Buch habe ich nicht gesehen; wir kennen ja aber den Geist dieses Chamäleons, und es wird immer mehr Mode bei unsern protestantischen sogenannten Theologen, sich Christen zu nennen, indem sie die Geschichte des Evangeliums verwerfen und nur die Sittenlehren annehmen; den menschlichen Kräften die Erfüllung der evangelischen Forderungen aufladend und sich schmeichelnd, mit der absurdesten aller Absurditäten Eingang zu finden. Mein Bruder sprach mit Unwillen von dieser Herder'schen Schrift, die er nicht habe auslesen mögen. Schlosser sagte: Mag Jacobi seinen Herder'schen Erlöser haben, ich halte mich an den Erlöser des Johannes!

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Eutin, 14. Nov. 1796.

Sie hatten einen traurigen Tag, da die liebe Adeodata[1] mit so schrecklichen Schmerzen heimgesuchet ward. Der Gedanke an diese himmelvolle Seele erhebt und schmelzet mir zugleich das Herz, besonders, wenn ich weiß, daß unser Gott aus Liebe sie mit Leiden heimsuchet. Sie hält ihm stille, wie ein Lamm; auch wir müssen, beim innigsten Mitgefühle, seine Hand segnen, welche schwer auf ihr liegt, um sie desto überschwänglicher zu segnen. Welche Garben wird sie einst am großen Tage der Erndte darbringen, sie, an welcher kein Korn, welches aus der Hand Gottes in sie fällt, verloren geht!

---

[1] die Fürstin von Gallitzin.

An B. Overberg.

Eutin, 21. Dec. 1796.

Ich hungere und dürste nach Wahrheit, und Gott der Herr, der mich bisher barmherzig geführt, wird mich in seiner Hut behalten und, deß vertraue ich dem Allerbarmer, zur rechten Zeit den Port der Wahrheit und des Friedens öffnen. Ihre Mahnung, ehrwürdiger Vater und Freund, Nichts zu übereilen in Sachen des Glaubens, geht mir tief zu Herzen. Aber ich werde auch nicht stille stehen auf meinem mühsamen Wege, so lange Gottes gnädige Hand mich hält und leitet. Beten Sie für mich, daß ich stets nur wolle, was Gott will, und daß Er mich, wo immer es Noth thut, prüfe und läutere im Schmelztiegel der Leiden, die die Schlacken der Seele am besten erkennen lassen und am ehesten beseitigen.

Diese Leiden wurden ihm bald zu Theil.

Mitte Januar 1797 trat Stolberg im Auftrage seines Herzogs zur Beglückwünschung des neuen russischen Czaren Paul eine Gesandtschaft nach Petersburg an, auf der ihn seinem dringenden Wunsch gemäß Nicolovius begleitete.

Vor der Abreise erhielt er von der Fürstin von Gallitzin einen, sein Verhältniß zu dieser Freundin und die Freundin selbst treffend charakterisirenden Brief. Die Fürstin war krank und augenleidend, aber sie ließ sich nicht abhalten, wie in mütterlicher Sorge um ihren Sohn, mit eigener Hand in sehr undeutlicher Schrift ihm die dringende Bitte an's Herz zu legen, daß er doch ja nicht, auch nicht einmal, weder auf der Reise, noch in dem Petersburger Babylon, seine täglichen Gebete vernachläßige. ‚Die hl. Theresia',

sagt sie, ‚schreibt einem Erzbischof, der sich wegen seiner unermeßlichen Geschäfte bei ihr entschuldiget, daß er die ihm angerathene Stunde d'oraison nicht halten könne — es sei ihm gerade jener Geschäfte wegen nothwendiger als einem Andern, auf den hohen Berg des Gebetes zu steigen, weil er von jener Höhe, wo er à vue d'oiseau sähe, in einer Stunde mehr und dieß wahrer, heller in's Auge fassen, also mehr bewirken würde, als unten in zwölfen.' ‚Daß ich unsern Nathanael[1] bei Ihnen weiß, ist mir eine ganz besondere Freude für Sie und für ihn, und daß er, wie Sophie mir schrieb, so gern diese Reise unternahm, ist mir eine nicht geringere Freude für ihn. Ein Mann kann sein Weib und seine Kinder nur dann recht lieben, und ein edles Weib sich nur dann durch seine Liebe recht geadelt fühlen, wenn die Liebe ihm neue Triebfeder, nicht Lähmung wird in der ihm ganz eigentlich zuständigen Thätigkeit für's gemeine Wohl.'

Aus den Briefen, welche Stolberg während seiner Reise schrieb, können folgende Mittheilungen einen besonderen Werth beanspruchen.

An seine Gemahlin.

Rostock, 16. Jan. 1797.

Wir lesen den Giafar[2] im Wagen. Er ist mit Geist geschrieben, man liest ihn nicht ohne Interesse, aber wohl wird einem nicht dabei. Des Buches Genius schreitet in ehrbarem langen Talar einher, welcher dem, der sich nicht nach der Spur im Lande umsieht, verborgen bleibt. Gott sei mit Dir! Jedes der lieben Kinder steht mir besonders,

---

[1] Nicolovius.

[2] Klinger's Geschichte Giafar's des Barmeciden.

jedes als wäre es das einzige, vor dem Sinn. Gott segne Euch Alle!

Naugardt in Hinterpommern, 19. Jan. 1797.

Wir haben den Giafar im Wagen ausgelesen. Er hat als Dichtung sehr große Schönheiten, aber der Pferdehuf wird immer sichtbarer, der Zweck ist Anpreisung der allein den Menschen veredelnden Kantischen Philosophie. Wer diesen Zweck gutheißt, oder nicht inne wird, mag das Buch leicht mit Bewunderung, als ein wahres und hohes Werk des Genies voll geistiger Unterhaltung lesen. Noch heute fingen wir das Heimweh von Jung-Stilling an, zu welchem Nico schon ganz bekehrt ist. Es gehet ein schönes heiliges Wehen aus dem Büchlein, und uns jetzt doppelt Heimwehsüchtigen ist es daher eben nun doppelt interessant.

Danzig, 22. Jan. 1797.

In unserm Heimwehbuche sind wir jetzt in der großen Pyramide. Du siehst, daß wir eine dreifache Reise machen. Die fühlbare, welche nach Petersburg geht, oder wie ich mir lieber sage, über Petersburg, vielleicht sogar über Moskau nach Eutin; die Reise im Buche nach Samarkand, und dann die große nach der Ewigkeit, welche ich ungetrennt von Dir fortmache, mit Dir, Gottlob, Einen Gesichtspunkt habend und danach strebend. Eine dunkle Wolkensäule des Glaubens leitet uns, deren Wehen wir Gottlob vernehmen, in deren stillem Säuseln, wenn nur unser Herz zu lauschen weiß, die ewige Liebe wandelt.

Königsberg, 26. Jan. 1797.

Diesen Mittag aß ich in einer Gesellschaft von sechzehn Männern. Ich saß bei Scheffner und nicht weit von einem gewissen Kriegsrath Deutsch. Letzterer sprach als ein edler

Mann und legte ein gutes Bekenntniß ab, für welches ich ihn immer ehren und lieben werde. Nach Tisch kamen zwo unverheirathete Töchter von Hamann hin. Ihre edle Bescheidenheit, ihre herzliche Freundlichkeit gegen mich, den sie als Landsmann ansahen, mich gewiß viel besser glaubend, als ich bin, eine gewisse über sie ausgegossene Weihe rührte mich sehr.

Kant hatte gesagt, wüßte er, daß ich ihn gern sähe, so wollte er nach Tisch hinkommen. Ich ließ mich bei ihm melden und ging mit Nico hin. Er sprach interessant über Meteorologie, Träume, Diätetik, und zwar über diese als Physiolog. Er war natürlich und freundlich. Kurz, er gefiel mir — in so weit — aber wie hoch erhebt die Weihe des wahren Geistes Hamann's Töchter über den großen Weltweisen![1]

An seine Schwester Catharina.

Königsberg, 29. Jan. 1797.

Hamann's Töchter sind sehr liebe Mädchen. Mit ihnen und dem jungen Hamann brachte ich den gestrigen Abend beim Bruder von Nicolovius zu. Er ist ein sehr origineller junger Mann, voll Munterkeit und unterhaltender Laune. Im Blick hat er aber etwas Wildes, da hingegen der Vater Tiefsinn der Weisheit und hohe Ahnung im Blicke hatte. Meine Sehnsucht nach Euch läßt mir schon izt wenig Ruhe, und wie lange hin ist noch bis zum Wiedersehen!

Am 31. Jan. 1797.

Ein großer Heiliger sagt: Wenn Einer mit Redlichkeit

---

[1] Der Brief vom 26. Jan. auch bei Hennes, Stolberg in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens 11.

Gott sucht, würde Gott ihm eher einen Engel senden, als zugeben, daß er verloren ginge.

An seine Gemahlin.

In einem Kruge in Kurland, 1. Febr. 1797.

Ach daß auch eben izt die Blattern sich in Eutin verbreiten mußten! Doch die lieben Kinder und wir sind ja in Gottes Hand! Einst preisen wir ihn gewiß für den Ausgang und für diese Prüfung, selbst wenn sie noch so schwer sein sollte. Sehr zu rechter Zeit kam mir heute unser Kapitel im Kempis, das Lieblingskapitel unserer Pauline [1], das zwölfte im zweiten Buch. Schreibe oder sage ihr — möchtest Du es ihr sagen können — daß sie mir beim Lesen dieses Kapitels heute sehr gegenwärtig war. Ach, mit welcher seligen Empfindung muß sie es lesen können! Ihrer Schwester schöne Worte, la louange de celui qui me châtie, est le remède des blessures qu'il me fait, fielen mir auch dabei ein. Laß uns immer mehr nach der Fassung streben, die im Leiden solche Kraft gibt, nach der Kraft des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe!

Fern von Dir und unserm geliebten häuslichen Kreise werfe ich mir oft vor, daß ich das stille Glück der Existenz unter Euch mir zu oft durch kleine Unannehmlichkeiten trüben lasse. Mich dünket, ich wolle es nun ganz anders zu schätzen, und die Verdrießlichkeiten, die mir vorkommen, besser unter dem Fuße zu zertreten wissen, wenn ich erst wieder in Besitz der Freuden sein werde, deren Entbehrung mir so wehe thut.

Frauenburg in Kurland, 3. Febr. 1797.

Die bei weitem bösesten Wege haben wir seit gestern

[1] Marquise von Montagu.

Abend überstanden. Uebrigens ist keine Gefahr damit verknüpft, nur Aufenthalt und Ungemach; dieses verschmerzt man bald, jener thut uns wehe. Er verspätet unsere Heimkehr, verspätet auch den Augenblick, in dem wir Nachrichten aus Eutin bekommen werden. Mögen diese uns Ersatz dafür gewähren! Wir befinden uns sehr wohl. Ich darf sagen, daß uns diese sehr unangenehmen Zufälle keinen Augenblick von Ungeduld und böser Laune gemacht haben. Und doch sind wir im Herzen heimwehsüchtig. Aber eben diese wehmüthige Empfindung erhält mich vielleicht zahmer, als ich sonst sein würde. Doch nein! Ehre dem Ehre gebühret! Gott gibt mir eine Sammlung, und in der Sammlung findet man leicht die Geduld. Dazu kommt, daß Nico mit seinem stillen Sinn und lebendigem Interesse an den edelsten Dingen ein trefflicher Reisegenoß ist.

Die Ungewißheit des Ausgangs der Inoculation (der Kinder) erhält uns freilich auch weich gestimmt. Zwar wissen wir sehr wohl, wie wenig es mit dieser millionenmal erprobten Operation auf sich habe; aber dennoch wieget uns die Ungewißheit auf empfindliche Art; und da wird es Bedürfniß, was immer Wahl sein sollte, sich blindlings in die Arme unsres Vaters zu werfen. Und das thut sehr wohl!

Dorpat, 10. Febr. 1797.

Alle Beschwerden (der Reise) haben doch ihr Gutes, was mir sehr fühlbar wird. Es stehet immer nur bei uns, in einem gewissen Sinne Feigen zu lesen von den Disteln und Trauben von den Dornen; wiewohl es nicht immer bei uns steht, gleich zu schmecken, wie paradiesisch diese Feigen, welchen Nektars diese Trauben voll sind. Es sind die Früchte vom geweiheten Baume, von denen

der Schlange bange wird, und die ein Cherub uns anbietet [1].

In Petersburg wurde Stolberg von dem Kaiser und der Kaiserin ‚mit fast freundschaftlicher Güte behandelt'. Vergebens bemühte er sich ‚um die Erlaubniß, bald wieder die Rückreise in die Heimath antreten zu dürfen, denn es wurde beschlossen, daß er an den Krönungsfeierlichkeiten in Moskau Antheil nehmen sollte'. ‚Ich kann und bedarf ja auch nicht zu sagen', schrieb er am 6. März an seine Schwester Catharina, ‚wie wehe mir die Verspätung meiner Heimkunft thut. O wie gefesselt zwischen den beiden Pfeilern Raum und Zeit! Je älter ich werde, desto schwerer werden mir die Trennungen von den Meinigen, und das ist ja auch sehr natürlich. Ich fühle diese sehr tief, aber mit stillerem Schmerz als mir natürlich wäre, und so hoffe ich, daß sie als Entbehrung und Leiden nicht vergeblich für mich sein werden.'

Aber zur Reise nach Moskau kam es nicht. Am 8. März erkrankte Stolberg an einem heftigen Gallenfieber und ‚fünf Tage lang gaben die Aerzte alle Hoffnung auf' [2]. Noch am 28. März schrieb Nicolovius der Gräfin Sophie: ‚Der Graf läßt Ihnen sagen, er fühle sich fortwährend schwach und könne nicht schreiben. Aber er fühle, was Sie auch wüßten, wie un-

---

[1] Vergl. auch die Briefe bei Hennes 19—37.

[2] ‚Meinen Freund, den Herrn Grafen Stolberg', schrieb die russische Kaiserin an den Herzog von Oldenburg, ‚habe ich recht krank in Petersburg zurückgelassen. Ich habe Herrn Nicolovius gebeten, mir oft Nachricht über ihn zu geben. Wenn er mir nicht oft schreibt, verzeihe ich ihm nur, wenn er den Grafen wohlbehalten mitnimmt.' Hennes 43.

abhängig die eigentliche Lebenskraft von der physischen Stärke oder Schwäche sei. Er hätte heute aber ganz und gar das Gefühl der entstehenden Genesung. Sie möchten in seinem Namen den Kindern sagen, daß der Kranke eine Schwäche fühlen könne, wobei er nicht denken könne, was er wolle. Er könne aber immer Augenblicke finden, sich zum Lobe Gottes zu erheben. Diese Augenblicke wären die Stärkung ihres Vaters in dieser Krankheit gewesen. Auch soll ich Ihnen noch von heute früh erzählen. Der Graf ließ mich in den Psalmen aufschlagen, was ich träfe. Ich schlug auf und es war der herrliche Psalm: „Wer unter dem Schirme des Höchsten wohnt" ꝛc. Das war dem Kranken Labsal und belebende Kraft. Ich gönnte Ihnen, diese schönen Stunden mit uns zu leben, wo die Fieberträume verschwinden und der Geist sein voriges Leben gewinnt, froh sich wieder frei fühlt und den gewohnten Schwung zur Quelle des Lebens nimmt.'

Am 30. März dictirte der Kranke dem Freunde an die Gräfin: ‚Es zerriß mir das Herz, in Deinem heute empfangenen Briefe die Hoffnung zu finden, mich in der Mitte des April wiederzusehen. Meine Sehnsucht nach Dir und nach den Kindern findet nur Trost in der Vorstellung, was es sein werde, wenn wir wieder beisammen sind. Ich danke Gott von Herzen, daß er den gelehrten Wurm, der mich so lange irre geleitet, mit seinem Feuer getödtet hat, und daß das häusliche Fünkchen, nach dessen Verbreitung ich mich immer gesehnt, zu einer Flamme gediehen, welche mich durch und durch erwärmt. Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen. Das sei die Seele unserer Existenz, und ich hoffe meine Kinder um mich zu versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel.' Eigenhändig fügte Stolberg hinzu: ‚Meine Herzens-Sophia, sei heiter! Be-

denke und empfinde die Kraft unserer Vereinigung! Unser Geist vermag so wenig als irgend etwas anderes geistiger Art, sie in diesem Leben zu umfassen. Gottes Arm lege sich um Dich und Sein Flügel bedecke Dich! Sei und bleibe fest an mein Herz gedrückt.'

‚Die Aerzte', schrieb Nicolovius am folgenden Tage, ‚sehen die Krankheit wie ein Glück an, und die neue Gesundheit wird durch den Vorsatz, weniger sich anzustrengen und mehr mit den Kindern ein Kind zu werden, doppelte Dauer und Festigkeit erhalten. Bei diesem Rückblick auf das vergangene Leben und diesen lieblichen Aussichten und frommen Vorsätzen für die Zukunft ist es dem Grafen Bedürfniß, sein Herz einem Andern öffnen zu können. Wie glücklich bin ich, ihm jetzt so nahe zu sein! Sie können nicht glauben, welche rührende Freude es ist, den Genesenden nun mit neuer Kraft und aufgewachter Seele wieder froh in's Leben gehen zu sehen. Es vergeht keine Stunde, die nicht schön, ich könnte sagen geheiligt ist. Könnte ich Ihnen sagen, mit welcher Liebe Ihrer gedacht wird, von dem ersten Augenblicke an, wo die Krankheit das Denken erlaubte!' [1]

Am 5. April dictirte Stolberg weiter: ‚Dein gestern erhaltener Brief vom 15. März und Kätchens Brief, den ich zugleich erhielt, haben mich sehr beschäftigt. Ich sehe und empfinde mit Euch, welch' ein Schatz und welch' ein Segen es für unser Haus sein würde, wenn wir eine solche Person darin beherbergten, als die Madame de Sourches [2] aller Wahrscheinlichkeit nach zu sein scheint. Zwei große Schwierigkeiten sehe ich dabei. Die katholische Mission in Eutin

[1] Letzteres Schreiben auch bei Hennes 44—45.

[2] eine Emigrantin, Freundin der Marquise von Montagu.

wankt auf schwachen Füßen, und mit welchen Umständen würde es verknüpft sein, diese Person alle Sonntage nach Witmold, und wenn der See die Gemeinschaft zwischen uns und dort hemmt, nach Lübeck zu senden. Zweitens scheint's mir unmöglich, daß eine Katholikin es sollte aushalten können (eine Katholikin von solchem Eifer!), an der Erziehung von Kindern Theil zu nehmen, von Kindern, die ihr gewiß sehr lieb werden würden, ohne ihnen ihre katholischen Glaubenslehren beibringen zu dürfen. Hierüber wird sie sich ernsthaft prüfen müssen. Ihr sehet, daß ich Manches dagegen habe. Indessen wollen wir doch nicht eine Gesegnete des Herrn, die den Schutz unserer Hütte begehrt, von uns ziehen lassen, da das Ganze von Gott herbeigeführt zu sein scheint. Ueber ein ellenlanges qu'en dirat-on müssen und wollen wir uns freudig hinwegsetzen.'

‚Gottes Arm', schrieb er am Schluß mit eigener Hand, ‚lege sich um Euch! Gottlob ich weiß es, daß Er Euch umfaßt, sowie es überhaupt unverkennbar ist, mit welchem Erbarmen Er uns nachgehet, mit wie vielen Gütern seines Hauses Er uns segnet und mit Engeln in Verbindung bringt.'

Für die Gräfin Sophie war während Stolberg's Krankheit die Marquise von Montagu, welche nach Eutin eilte, ‚ein Engel des Trostes'. ‚Wie innig ich mich während jener schrecklichen Zeit', versicherte die Gräfin, ‚der treuen frommen Freundin angeschlossen, kann ich nicht ausdrücken. Gott allein weiß es, was ich ihr verdanke. Er allein weiß auch, was ich gelitten, und welche Gnaden und Erleuchtungen er mir geschenkt hat. Es gibt nur Eine Liebe, nur Eine Wahrheit. Alliebender, wahrhaftiger Gott, erfülle mich mit Deiner Liebe, führe mich in Deine Wahrheit, die Du den Menschen offenbaret hast!' Nachdem bessere Nachrichten aus Petersburg eingegangen, schrieb sie an die Fürstin von

Gallitzin am 22. April: ‚Jetzt von Stolberg getrennt zu sein, ist unaussprechlich herzzerreißend. Gott, der mir es auferlegt, wird es tragen helfen; an Ihm halte ich mich fest. Er allein weiß es, was es für mich war, in der Krankheit, in der Genesung von ihm getrennt zu sein. Doch ich muß, ich darf diesem Gefühl nicht nachhängen, meine Freude, mein Dank würden sonst getrübt werden.‘

Im Mai war die Gräfin bei Christian und Luise in Tremsbüttel auf Besuch, und verlebte dort ‚segensreiche Tage‘. ‚Die Erinnerung meines Aufenthaltes bei Euch‘, dankte sie nach ihrer Heimkehr, ‚ist tief in meinem Herzen, Ihr Geliebten, und lebt da mit vielen andern. Dieser Schatz ist mein Begleiter überall, versüßt mir viele Stunden, lebt und webt in meiner Seele und verbindet die vergangene mit der gegenwärtigen Zeit auf eine für mich sehr wohlthätige Art. Da finde ich oft den Samen zu dieser oder jener lieblichen Blume oder schönen erquickenden Frucht; oft ist dieser Samen in einer unscheinbaren stachligen Hülle, und wenn mir diese Entwicklung recht anschaulich wird, so wird auch dadurch die Hoffnung lebendiger, daß Alles, was mir jetzt dornig und hart scheint, in jedem Sinne einst früher oder später liebliche Früchte für mich und Andere tragen wird.‘ ‚Die Liebe muß wachsen und muß unvergängliche Früchte tragen.‘

‚Stolberg's Briefe‘, sagt sie später, ‚sind mir stets eine rechte Erquickung auch um seinetwillen, weil sich seine Seele darin in ihrer Liebe und Demuth vor Gott so schön offenbart. Gott der Herr hat in Allem uns sichtbar geleitet, und so bin ich fest überzeugt, daß auch diese Krankheit, wie mir, der Mitleidenden, so auch Stolberg selbst zum Heile gereichen wird. Mehr als die Freude, macht uns das Leiden reif für das, was Gott von uns verlangt.‘ Von denselben Gesinnun-

gen war Stolberg durchdrungen. ‚Der liebe himmlische Vater‘, schrieb er am 25. April an den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering, ‚hat mich mit sanfter Hand an den Rand des Grabes geführt, und ich war zu schwach, um es zu merken. Während mehr als vierzehn Tagen war meine Kraft zu denken (außer wenn ich phantasirte), fast erstorben, und ebenso der Sinn des Gefühls. Als ich begann wieder lebendig zu werden, da war mir Gott sehr gnädig. Ich that Blicke in mein voriges Leben, bis in die Kindheit hinein, und was sah ich, deutlicher als je? Links aufgethürmte schwarze Gewölke meiner Sünden, rechts die Sonne seiner Gnade, welche die Gewölke zu Wasser gerinnen machte. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen!“ Welche Gnade von Gott war es auch, es so zu lenken, daß der liebe treue Nico, dessen Gegenwart auf der Reise und in der Krankheit mir so tröstend und lieb war, mich begleitete.‘

Vom Mai an schritt Stolberg's Genesung rasch voran und er fühlte sich bald gesunder, als er seit lange gewesen. In der letzten Zeit seines Petersburger Aufenthaltes trat er dem Diplomaten von Kascheloff, der als russischer Gesandter nach Kopenhagen abzureisen im Begriffe stand, freundschaftlich näher; er bezeichnet ihn und seine Frau als ‚treffliche, im schönsten Geist des Christenthums sonnende Menschen‘. ‚Es ist doch‘, sagt er, ‚eine süße Freude, welche das Herz stärkt und erhebt, wenn man Kinder der Sehnsucht findet, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit.‘

Aus seinen fast mit jedem Posttage beförderten Briefen

an seine Gemahlin und Geschwister heben wir noch folgende Stellen hervor.

An seine Schwester Catharina.

Petersburg, 14. Mai 1797.

Kaum darf ich hoffen, meine Reise antreten zu können. Noch habe ich keine Antwort aus Moskau. Diese Prüfung gehört ohne Zweifel zu meiner Erziehung. Ich werde täglich mehr inne, wie unerzogen und ungezogen ich noch bin, wiewohl ein so alter Knabe. Wahrlich, es wundert mich beinahe so sehr, als ich mich darüber schäme. Doch schäme ich mich lange nicht genug, und diese Unscham verzögert meine Erziehung.

An seine Gemahlin.

Petersburg, 14. Mai 1797.

Fünf Posten erhielt ich heute zugleich. Eben habe ich die lieben Briefe alle gelesen. Ich las sie nach so langer Entbehrung mit ungeduldiger Freude, und habe wenig davon im Kopfe, desto mehr im Herzen behalten, das volle Gefühl der Liebe und Sehnsucht. Gottlob, daß diese endlicher, jene unendlicher Natur ist; diese die Genossin der Erde, aus welcher sie den Flüchtlingen aus dem Paradiese zuwehete, jene die Genossin des Himmels! Wie rührt es mich immer, wenn ich sehe, wie Ihr Euch in den Berechnungen meiner Heimkehr irrt. Ich gab Euch meinen Irrthum, und von solchen Irrungen, welche nicht an sich bestehende Wahrheit betreffen, aber auch nur von solchen Irrungen, kann man mit Wieland sagen:

„. . . ein Wahn, der uns beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.“

Mir hat es die lange Trennung in etwas erleichtert,

daß ich den Ausgang derselben immer für näher hielt, als er war.

Am 29. Mai 1797.

Deinen Aufsatz über Pauline, ihre Mutter und Schwestern habe ich noch nicht erhalten, wiewohl ich mir aus Königsberg alle Briefe senden lasse. Ich freue mich auch in der Seele einiger hiesigen Personen darauf, welche ihn ganz werden zu schätzen wissen, Personen, welche ich, jung wie meine Bekanntschaft mit ihnen ist, wahre Freunde nennen darf, weil sie das haben, wonach ich strebe. Und was verbindet mehr als das! Und ohne diese Gemeinschaft sind doch wahrlich Liebe und Freundschaft nur glänzende Hüllen des feinern Egoismus. Nicht nur die Braut selbst wird belebt vom heiligenden Hauch Gottes, sondern wenn von ihr gesagt ist, sie sei inwendig geschmückt, so ist auch der Schmuck (der doch nicht sie selbst ist) etwas ganz Anderes, viel Erhabeneres, als Eigenschaften natürlicher sogenannter Güte und Liebenswürdigkeit [1].

Ich lese jetzt ein Buch, in welchem sehr schöne Sachen sind, La philosophie divine. Der Autor hat sich nicht genannt, er hieß Dutoit, war Prediger in Lausanne und gab zuletzt die Amtsverrichtungen auf. Er ist es, welcher die Schriften der Guyon herausgegeben und die schönen Vorreden gemacht hat. Es ist ein sehr edler Geist in dieser philosophie divine, aber auch Manches, was mir Schwärmerei scheint. Innig verehren und lieben muß man den Verfasser. Hier sind zwei Personen, die ihn genau gekannt haben und ihn wie einen Heiligen verehren.

Hier ist ein Brief von Lavater. Es ist doch ein zwar lieber Kauz, dieser Lavater, aber dessen Gesichtspunkte mir

---

[1] Letztere Stelle auch bei Hennes 66.

durchaus fremd sind und bleiben werden. Bei andern Schwärmereien verehre ich den Grund oft viel mehr, sein Pochen auf sinnliche Ueberzeugung hat ihn, fürchte ich, oft Phänomenen Preis gegeben, wo er in der Wolke die Göttin zu umfassen glaubt. Auch eine Göttin ist Realität, aber welche? Und von wem kommt sie? Aus dem Buche des Dutoit sehe ich, daß diese Gaukeleien, gegen welche auch er sehr eifert, und die er für mehr als Blendwerk hält, sehr allgemein werden.

Petersburg, 5. Juni 1797.

Dein Brief enthält Nachrichten über die Besserung in Bernstorff's[1] Befinden. Mich dünkt, wir sollten uns bei dergleichen Gelegenheiten der Ausdrücke von Schwert über unserm Haupte, von uns erzeigter Gnade Gottes durch Genesung derer, die wir lieben (denn der Gedanke einer Ungnade im entgegengesetzten Falle ist ihm sehr nahe), und mehr solcher Ausdrücke, die alle den Tod als ein Uebel anzeigen, enthalten. Die Herrnhuter, welche doch Dutoit und Claudius, und mich dünket mit großem Recht, Kinder nennen (nicht im erhabenen Sinne, sondern weil sie in der Religion am sinnlichen Genuß der Gnade hangen), selbst die Herrnhuter, sag' ich, erlauben sich dergleichen Ausdrücke nicht, sondern sprechen von Heimgang, und begrüßen den Gottesacker mit Freude.

Eure Freude über meine Genesung will ich Euch nicht verderben, aber solltet Ihr Euch nicht hauptsächlich darum ihrer mit mir freuen, weil Gott mir Zeit zur, wenigstens noch sehr unvollendeten, Buße gab?

Am 9. Juni 1797.

Ich würde lebhafter hingerissen werden von der Unge-

[1] seines Schwagers, des dänischen Ministers.

duld und Freude, bald wieder zu Euch zu kommen, wenn nicht Bernstorff's Krankheit meinen flatternden Schwingen Gewichte anlegte. So erinnert uns Gott immer daran, daß unsere irdischen Freuden und irdischen Leiden hinfällig sind, daß wir weder als Schmetterlinge um ein Talglicht gaukeln, noch als lichtscheue Fledermäuse uns in düstre Gemäuer verkriechen sollen. In dieser kurzen Mondnacht sollen wir im Mondlichte das Licht der Sonne nicht verkennen, welchem jener seinen Glanz entborgt, und demüthig harren, ‚bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in unsern Herzen'. Dann wird ‚der Aufgang aus der Höhe' uns zu seiner Zeit dieser Lebensnacht und ihren Träumen entreißen. Der Gedanke an Gott ist Schild und Speer und hebt uns über die, wenn auch noch so großen, doch flüchtigen Leiden dieser Zeit, von denen Klopstock irgendwo so schön sagt, daß sie nur Staub sind, welcher sich wölket hinter dem Fuße des Pilgers nach Salem. Wir können nicht hindern, daß er uns den Blick auf's Ziel trübe, daß er das Auge nicht thränen mache, aber das Ziel verrücken darf er uns nicht; niederschmettern muß seiner Natur nach Staub nicht können. Es muß mit uns dahin kommen, daß wir bei jeder Gelegenheit mit voller Empfindung sagen können: ‚In dem Allen überwinden wir weit durch Den, der uns geliebet hat', und: ‚Weder Tod noch Leben, weder Hohes noch Tiefes' ꝛc. Es fällt mir, seit meiner Genesung, manchmal der Baum ein, für den der Gärtner bat, daß er noch nicht möchte abgehauen werden, ob er vielleicht noch Frucht bringen würde? Die Axt lag an der Wurzel. Aber wird er nun Frucht bringen? Frucht nach Maßgabe der Wartung und des Bodens, in dem er gepflanzt und mit so viel Sorgfalt gewässert ward? Ich hoffe, aber Gott weiß, mit Zittern! Denn nur ich selbst kenne das Maß

und die Zahl meiner Untreuen, und ich weiß, daß ich — wiewohl antipodisch entfernt von aller Heuchelei — eine gleißende Seite habe, welche alle, die mich lieben, zu vortheilhaft von mir urtheilen macht.

Petersburg, 11. Juni 1797.

Unsere Gallitzin war also wieder dem Hafen sehr nahe. Möchten wir sie bald und oft sehen, so lange sie unter uns lebt! Die Trennung durch den Ort zwischen Lebenden ist, dünket mich, viel schwerer zu ertragen, als wenn wir den Trost haben, daß sie angekommen sind. Und ich bin versichert, daß wir von unsern Geliebten, die vorangingen, nicht eigentlich getrennt sind; daß sie auf uns wirken, glaube ich; und gewiß ist die geistige Vereinigung mit ihnen edler, als aller Umgang durch Aug' und Ohr und Sinnentand. O daß ich in andern göttlichen Dingen so richtig empfände, wie ich hierin meinen sinnlichen Menschen unter das Joch der festen Ueberzeugung und des Gedankens der Ewigkeit gezwungen habe! Gegen Gedanken, welche zu solchen Empfindungen werden, darf die natürliche, d. h. sinnliche Empfindung sich nicht zu lang noch zu sehr erheben. Je unabhängiger von den Sinnen, desto freier; je freier, desto mehr schwebend in der ewig sich erweiternden und ewig wärmer werdenden Region der wahren, uneigennützigen Liebe! Es ist mir dieses so klar, daß ich die davon abweichende Art zu sehen und zu empfinden nicht wohl begreifen kann[1].

Am 19. Juni 1797.

Wofern Gott Bernstorff zu seiner Ruhe nach vieler Arbeit rufen sollte, so würde in dieser Zeit vorzüglich der Verlust für Dänemark unersetzlich und entsetzlich, und eben der Zeiten wegen für ganz Europa sehr groß sein. Gott

[1] Letztere Stelle auch bei Hennes 73.

lehre uns, daß wir in aller Absicht und mit gänzlicher Unterwerfung das: Dein Wille geschehe! aus dem Herzen beten mögen.

In Dänemark, berichtete Christian, herrsche über Bernstorff's Erkrankung ‚die allgemeinste und stärkste Betrübniß. In Kopenhagen soll auf den Straßen nur von ihm geredet und er ohne Ausnahme von Allen beweint werden. Welch' ein unersetzlicher Verlust ist's aber auch! Er soll sich jedoch mit der schönsten Ruhe und Gelassenheit nach dem Tode sehnen. Bald werde ich bei meinem Gott und bei meinem Herrn sein, hat er an Mehrere mit freudiger Ruhe gesagt. Wer könnte ihm sein Glück mißgönnen und sich nicht seiner hohen Seligkeit freuen, aber was verlieren wir und was verliert unser armes Gustchen!'

Bernstorff's ‚Worte an Gustchen: Wenn Gott dir nicht Alles ist, so bist du Nichts! sollen uns', schrieb Stolberg an seine Gemahlin, ‚zur Losung dienen; und welche Kraft haben sie im Munde des Siegers an die zurückbleibenden Streitgenossen! Die Thränen der Rührung, welche wir diesem Geliebten weinen, sollen uns nicht hindern, so gut wir können, in den Triumphgesang seines Sieges mit einzustimmen.'

Nachdem er von dem am 21. Juni erfolgten Tode Bernstorff's sichere Kunde erhalten, schrieb er weiter: ‚Also ist unser Freund und Bruder nun heimgegangen. Ich erwartete, wie mir schien, diese Nachricht mit Gewißheit; und doch ergriff sie mich, als ob ich noch sein Leben vermuthet hätte. Ich sank halb unwillkürlich auf die Kniee, faltete die Hände, schluchzte ohne weinen zu können und konnte nichts als — preisen. O wohl ihm! Wohl ihm! Mit diesem Gefühl der Liebe Gottes und der Liebe zu Ihm, als er so lebendig hatte, dem über Alles Geliebten in die Arme zu fallen, um ewig mehr geliebt zu werden, ewig mehr zu

lieben! O wohl ihm! Gustchen's Brief an die Prinzessin zu Hessen hat mich in Absicht auf sie gestärkt. Gott erbarmt sich ihrer sichtbar und wird gewiß sich ihrer noch ferner und immer mehr erbarmen. Wir Armen sind noch die Streitenden; und ich fühle täglich so oft meine Schwächen, meine Untreuen; fühle, daß ich noch da stehe, wo man fallen kann, ohne zu siegen; wie sollte ich, vergänglichen Labsals wegen, mich nicht des Sieges eines so geliebten Streitgenossen freuen!' [1]

Aehnlich spricht er sich in einem Briefe an seine Schwester Catharina aus. ‚Wohl dem Heimgegangenen und dem Häuflein der Unsrigen dort Oben, welches nun die zahllose Schaar der vollendeten Gerechten vermehrt. Und wohl auch uns hienieden, welche zwar nur in Hoffnung selig, doch ihnen nachstrebend, demselben Feldherrn huldigen, welcher, durch Leiden des Todes gekrönt, unser Haupt ward und unser Leben und unsern Tod versüßen will und heiligen! Wohl hast Du Recht, bestes Kätchen, wo bliebe man ohne Ihn und wie machen es die, welche nicht an Ihn glauben? Ja wohl wäre, wofern sie Recht hätten, Leichtsinn unsere Weisheit und Qual unser Schicksal. Aber Gott sei Dank, wir wissen, an Wen wir glauben! Er ist das Centrum, und Alle, die Ihn zum Centrum haben, sind und bleiben Eines in Einem. Die Vorangegangenen und die Folgenden, die gekränzten Sieger und die blutigen Kämpfer, alle Eine Schaar! Eine Losung! Jene Seligen sind uns viel näher, als sie es waren, denn von ihrer Seite ist die Scheidewand von Lehm eingestürzt, und verschwunden ist für sie der bunte Sinnentand, welche uns noch einkerkern und blenden. Einst werden wir erfahren, wie viel wir ihrer Fürbitte und

[1] Vergl. Hennes 80—83.

ihrer Einwirkung verdanken. Wir stehen mit ihnen in einem viel schönern Verhältnisse als mit den Lebenden, und auch hier trifft die große Wahrheit ein: Je mehr die Natur gekränkt wird, desto freier kann der Geist wirken, desto lebendiger der Hauch der Liebe sein! Selbst Christus mußte seinen Jüngern seine persönliche Gegenwart entziehen, um, vom Sinnentande sie entwöhnend, sie fähig zu machen der Feuertaufe des Geistes. Was im Verhältnisse von den Gliedern zum Haupte gilt, gilt auch im Verhältnisse von Glied zu Glied. Darum laß uns unsere Häupter erheben und uns immer fester in Liebe vereinigen. Gustchen's Brief hat auch mich gestärkt, Gott wird ihr ferner beistehen und sie kosten lassen die Kräfte der zukünftigen Welt.'

Gleichzeitig tröstete er am 5. Juli 1797 den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering, der seine Tochter durch den Tod verloren. ‚Ich wußte schon den Heimgang Ihres lieben Sophiechens. Welchen herzlichen Antheil ich daran genommen, das bedarf ich nicht Ihnen zu sagen. Ihr Brief hat mich innig gerührt und — ich darf es ja wohl sagen — auch erfreut. Denn Sie sagen ja selbst: „Mein Herz kann sich mit Freude erheben, wenn ich unser gutes Sophiechen unter den Heiligen Gottes in seiner ewigen Liebe vereinigt sehe." Was Sie mir von Ihrer lieben Antonia schöner Fassung sagen, erfreut mich auch sehr. Meine Sophie, welche schon drei Kinder von sich scheiden sah, fand immer himmlischen Trost in der evangelischen Erzählung von den kleinen Kindern, welche unser Heiland herzte und segnete und dabei sprach: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes." In der That, welche Mutter würde sich nicht freuen, wenn es möglich wäre, daß unser Heiland jetzt ihre lebenden Kinder sichtbar in die Arme nähme und segnete? Und doch, ist es

weniger erfreulich, wenn der Herr der Herrlichkeit, der nun sitzet zur Rechten des Vaters, die kleinen hingeschiedenen Kinder in seine verklärten Arme nimmt und sie herzt und sie zur Wonne ewiger Liebe einsegnet?'

Am 17. Juli 1797 kehrte Stolberg nach Eutin zurück und wurde von den Einwohnern mit lautem Jubel empfangen. ‚Gedichte, Kränze, Musik bis spät in die Nacht, mit lautem Vivat', heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin Sophie, ‚waren der Ausdruck ihrer Freude und Liebe. Stolberg war der Sachwalter jedes Bedrängten, streng gerecht, aber billig und milde in Allem, wo es auf sein persönliches Recht ankam.'

Am 27. Juli wurde ihm sein Sohn Cajus geboren, bei dessen Taufe die Fürstin von Gallitzin, Overberg und die Marquise von Montagu zugegen waren.

Auf den Besuch der Fürstin und ihres Begleiters hatte man sich in der Stolberg'schen Familie lange gefreut. ‚Ich sehne mich nach Deinem Antlitz', schrieb die Gräfin Sophie an die Fürstin, ‚nach Deinen Lehren, die meiner jetzt oft müden Seele wieder Kraft geben würden. Die große Theresia war eine fruchtbare Mutter vieler geistlicher Kinder, so wirst Du, ihre Tochter, auch mir, Deinem angenommenen Kind, zur Wiedergeburt helfen. Meine Seele hungert und durstet, erquicke sie mit einem Tropfen Wasser aus dem ewigen Born. Es wird Dir ja wohl nicht verboten werden, wie einst dem Lazarus, da er in Abraham's Schoß war, denn es ist nicht zwischen uns die Kluft, die den reichen Mann von ihm trennte. Bete für mich, daß Gott mich seinen Weg führe, daß er mir nehme, was mich von ihm trennt und was ich ihm nicht zu geben vermag. Der hl. Theresia Gebet vermochte so viel, sollte das Deinige nicht auch den Thau der göttlichen Gnade auf unser Land herbeirufen können?'

Während des längeren Verkehres ‚mit der Fürstin und Overberg und der Frau von Montagu kamen fast nur religiöse Fragen zur Sprache‘, sagt Stolberg in einem späteren Briefe an Christian Schlosser, ‚gleichsam ungesucht, denn der apostolische Overberg und die beiden Freundinnen lebten und webten nur in den höheren Regionen, und ich und meine Sophie, wir kannten auch keine höheren Interessen als die religiösen, für uns und unsere Kinder. „Prüfen Sie, aber übereilen Sie nichts“, war Overberg's steter Wahlspruch, „und vor allem beten Sie und seien Sie demüthig vor Gott, denn nur Gebet und Demuth gibt die rechte Erleuchtung und die Erkenntniß der Wahrheit.“ Ja, wäre ich so demüthig gewesen, wie Overberg, und hätte ich beten können, wie er, so hätte mir Gott die Gnade des Eintrittes in seine Kirche gewiß früher geschenkt.‘ ‚Es war noch‘, fährt er in demselben Brief fort, ‚zuviel Weltgeist in mir, während ich, von Unruhe und Zweifel gejagt, die einzelnen Controverspunkte prüfte, und der Meinung war, daß ich von jedem einzelnen mir selbst Rechenschaft ablegen müßte. Darum gingen noch Jahre hin, bevor Gott meinen gelehrten Nacken dem süßen Joche des Glaubens, worin ich mich selig finde, sich beugen ließ. Daß ich hinübergekommen über den breiten Graben, der den gelehrten Prüfer der verschiedenen Lehrsätze von dem gehorsamen Kinde des Glaubens an die Eine unfehlbare Kirche und ihre Lehre scheidet, war reine Gnade Desjenigen, der meine Sehnsucht nach der Wahrheit kannte, und eine Frucht des Gebetes jener stilldemüthigen, opferfreudigen Seelen, die Er, der Allerbarmer, in meine Nähe führte.‘

Die einzelnen Controverspunkte, wegen deren er Zweifel hegte, faßte Stolberg in einem eigenen Schriftchen zusammen und überschickte dasselbe, mit der Bitte um Auskunft, der Fürstin von Gallitzin. ‚Hier sende ich Ihnen‘, schrieb er der

Freundin am 14. Januar 1798, ‚die Darstellung meiner Zweifel. Sollte irgend ein Wort dieses Schriftchens Ihr zartes Gefühl verletzen, so bitte ich, lesen Sie, was ich über die Kirche sage. Daß uns, da wo wir stehen, nicht wohl sei, das würden Sie aus diesen Blättern sehen, wenn Sie es auch nicht wüßten. Ist Eure Kirche nicht das, wofür Ihr sie haltet, oder komme ich nicht zur Ueberzeugung, daß sie es sei, so müssen ich und die Meinigen ohne sichtbaren Hirten, ohne Pferch und Hürde auf der dürren Heide umherirren, und wie zittre ich für meine lieben Lämmchen, welche mitten unter den Wölfen aufwachsen sollen! Und woher nehme ich die Ueberzeugung, welche mir noch fehlt? Einige Schwierigkeiten liegen wie Klüfte vor mir. Sind sie nichtig, so kann ich doch nur auf Flügeln des Gebetes darüber erhoben werden; meine Vernunft hilft mir nicht darüber weg, vielmehr bäumt sie sich wie ein Pferd, dem der Graben zu breit und jenseits der Boden nicht fest scheint. Ich bin mir bei Darstellung des pro und contra keiner Unlauterkeit bewußt worden, und glaube doch auch in der That, daß das Einreden meines Fleisches und Blutes mehr als überwogen werden durch meine Sehnsucht nach der großen Gemeine. Ach wie wohl würde mir werden, wenn ich Ruhe fände in Eurer Kirche! wenn ich mich Müden lehnen könnte an das Haus Gottes, welches ist eine Grundveste und ein Pfeiler der Wahrheit! Wie wohl würde dem Armen werden, wenn er, dessen Seele doch izt schon verlanget und sich sehnet nach den Vorhöfen des Herrn, jauchzen könnte: ‚Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich Deine Altäre, Herr Gott Zebaoth, mein König und mein Gott!‘

Durch Vermittlung der Frau von Montagu trat Stolberg auch mit dem gelehrten Bischof Asseline von Boulogne

während des Jahres 1798 und 1799 in ‚eine religiöse Controverse‘ ein. Er legte demselben alle seine Bedenken vor und erhielt, wie es in einem seiner Briefe heißt, ‚von diesem heiligen Mann gediegene und lichtvolle Belehrungen‘. Diese später im sechsten Bande der Werke des Bischofs veröffentlichten Belehrungen behandeln fast sämmtliche Grundwahrheiten der Kirche [1].

Um sich den höchsten Lebensfragen und der Erziehung der Kinder, die er ‚gerade bezüglich dieser Fragen in der von Voß geleiteten Schule in großer Gefahr wußte‘, widmen zu können, entschloß sich Stolberg im Anfang des Jahres 1798, seine Aemter niederzulegen und von Eutin wegzuziehen. Er kam beim Fürstbischof um seine Entlassung ein. Aber auf Betreiben des oldenburgischen Staatsministers Grafen Holmer, der, wie er schrieb, Stolberg ‚nur mit Schmerz aus einer segensvollen Wirksamkeit würde scheiden sehen‘, ersuchte ihn der Herzog ‚um ein längeres Verbleiben im Amt‘. Für die Kinder gewann Stolberg in einem emigrirten französischen Geistlichen Namens Pierrard, früher Professor in Rheims, einen trefflichen Hauslehrer.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Am 19. Nov. 1797.

Ihr herzlicher und freudiger Zuruf hat mir wohl gethan, liebster Adolf. Ja wir wollen Einen Phalanx mit einander machen, Eine Fahne wehet vor uns, denn wir haben Einen Anführer, den Unüberwindlichen, durch den auch wir überwinden. Darum wollen wir freudig und getrost sein, und wenn auch der Teufel auf einem Drachen herangeritten käme, so wollen wir sein lachen und ihm einen Esel bohren.

Mich verlangt zu sehen, welche Folgen der österreichische

[1] Vergl. das Lebensbild der Marquise von Montagu 184—185.

Friede in Absicht auf das Reich und besonders auf Ihr Land haben werde. Ich gestehe Ihnen, daß ich darüber nicht recht ruhig bin, besorgt, daß Ihr mächtiger Nachbar sich von Ihrer Seite für die rheinischen Provinzen, die er eben an Frankreich abtreten wird, entschädigen wolle. Ein Reisender, welcher den größten Theil von Frankreich neulich gesehen, versichert, daß die Wünsche des unglücklichen Volkes nach Wiederherstellung der Königswürde immer allgemeiner und immer lauter werden.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 7. Jan. 1798.

Peinlich fühle ich die schweren Bande, die uns in diesem Kerker des Raumes und der Zeit umschlingen; umsonst schlage ich manchmal mit der Ferse gegen den Stachel der Ungeduld, bis ich endlich, wenn sie blutet, mich erinnere, daß Sehnsucht unser wahres Element hienieden ist. Dann freue ich mich, daß die Jahre, eins nach dem andern, dahinrollen und daß jedes schneller wie das vorige zu rollen scheint. Es kann mir zuweilen wehe thun, daß das Herbstlaub meines Lebens noch nicht falber wird; seh' ich aber auf meine unreife Frucht, so muß ich mich ja freuen, daß ich wahrscheinlich noch Zeit vor mir habe.

Daß posttäglich die Zeitungen mich mit ihren vergifteten Pfeilen verwunden, können Sie sich leicht vorstellen. O der Schmach dieses Friedens[1], welche noch schwärzer durch die Frevel gegen die armen Emigrirten wird. Auch die Schweizer lassen sich zu Schergen der Carmagnolen mißbrauchen, um durch Schmach und Gräuel einen Frieden zu erbetteln, den jene ihnen doch nicht lassen werden.

---

[1] zu Campo Formio.

Eutin, 10. Jan. 1798.

Diesen Morgen verließ uns unsere liebe Pauline und Sophie gab ihr bis Ploen das Geleite, von wannen sie erst morgen wieder kommen wird. Paulinens Besuch hat uns innig wohl gethan. Ach, solche Blumen in der Wüste unserer Zeit und unseres Landes hat der liebe Gott als Vergißmeinnicht, die uns an Ihn erinnern und zu Ihm führen sollen, hingepflanzt, mitten zwischen dem immer üppiger wuchernden Unkraute rund umher!

Ich muß es klagen, daß ich immer, je länger je mehr, loup garou werde. Das Sitzen und Schwatzen von diesem und jenem, auch vom literarischen Tande und selbst im Kreise ausgesuchter (aber nicht erwählter) Menschen, wird mir immer schwerer. Ich mag nicht schwatzen, wenn ich nicht schweigen darf, und muß doch mitschwatzen! Ach, es ist ein peinlicher Zustand, wenn man soweit gekommen ist, zu empfinden, wie eitel alles unter dem Monde sei, und nicht weit genug, um den nimmer versiegenden Quell vollströmend im Herzen zu haben, dessen Kühlung auch bei äußerem Zwang erfrischt und Lüftchen des Lebens selbst in die alltägliche Existenz wehen läßt und den commérage der Gesellschaften, wie offne Fenster ein dumpfes Zimmer, lüftet und belebt.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 14. Jan. 1798.

Ich wünsche zu sehr, um nicht auch zu hoffen, daß dieses Jahr, welches Du mit vielen Mühseligkeiten angefangen, ein Jahr der Freilassung für Dich werden möge! Auf diese Weise, dünket mich, könnest und müssest Du nicht mehr Jahre verleben, und je mehr ihrer herankommen, desto

mehr wird Ruhe und Freiheit des Geistes — welche bei Menschen unserer Art viel leichter als bei andern vom Gewirre rastloser Geschäfte erstickt werden — wahres, dringendes Bedürfniß. Der alte Feldherr hatte wohl Recht, der Carl's V. Frage: warum er seiner Dienste Erlassung begehrte? antwortete: Es schien mir immer, daß man zwischen dem geschäftigen Leben und dem Tode sich eine ruhige Zwischenzeit aussparen müsse.

Für jetzt — nämlich für diesen Augenblick — hat das nördliche Deutschland wohl keinen Ueberfall von den Franzosen zu befürchten. Der König von Preußen hat dieses Ungewitter abgewandt; aber die Art, wie er und sein Vater durch das reichsverderblichste Schisma die eine Hälfte von Deutschland aufopfern, um von der andern als Retter angesehen zu werden, scheint mir so treulos als unpolitisch. Das divide et impera war immer — selbst als sie noch Menschen waren — der Franzosen Grundsatz, und wie führen sie ihn izt aus? Wie ward Genua und Venedig für die feige Neutralität bestraft! Wie wird die Schweiz dafür bestraft, daß sie sich von den merkantilen Zürichern und Baslern gegen den weiseren Wunsch der Berner zur Neutralität und dann zur Verletzung aller menschlichen Rechte und Gefühle an den Emigrirten verleiten ließen! Eben diese Verletzung in Braunschweig hat auf Verlangen von Frankreich der König vom Herzoge erzwungen.

Die kalte, rohe, unmenschliche Unempfindlichkeit, mit welcher fast alle Menschen diesen Gräueln zusehen, verleidet mir das Leben unaussprechlich und thut mir meiner armen Kinder wegen, welche Zeiten der Entsagung alles dessen, was heilig ist, entgegenblühen, noch viel tiefer weh. Es kommt einen ein Grausen an, wenn man dieses weise Jahrhundert — weise wie die Metze auf Gottes Altar, welche

die Vernunft vorstellte — mit Fackel und Schwert und besoffen wie eine alte Vettel in die Grube taumeln sieht!

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 17. Jan. 1798.

Wie lechze ich nach dem „Einst"! Wer hielt' es ohne diese Aussicht in der Welt izt aus, in der Welt, deren Gräuel jeden Menschen, der nicht jedem Gefühl des Rechts und des Erbarmens entsagt hat, auf Dornen bettet und mit Schlangen geißelt. Ich las eben die neuesten Zeitungen. Wie wird uns zu Muthe sein, wenn wir diese immer mehr in moralische Fäulniß gehende Welt verlassen haben und in die ewigen Hütten aufgenommen werden, in Gefilde der Unschuld, in's Reich der Liebe, wo Gerechtigkeit und Friede sich küssen! wo wir uns sonnen werden im Licht der Sonne, deren Abglanz wir hienieden nur wie im schwachen Mondschein und durch kalte Nebel sehen! Meine Seele ist matt und krank und sehnet sich hinüber mit einem Verlangen, welches mir oft Muth und Kräfte niederschlägt. Auch ohne dieses Symptom würde jenes Verlangen mir verdächtig sein. Ich glaube nicht — ja ich darf wohl mit Wahrheit sagen — es ist nicht ganz unrein, aber gewiß ist es auch nicht rein. Es wird getrübt durch Lebensekel, den freilich diese Zeiten sehr entschuldigen, der aber doch dem nicht geziemet, der wie ich zwar dem Alter nahet, aber doch so weit zurückgeblieben ist auf der engen Straße. Die Uebelheit der Seekrankheit bringt den Reisenden nicht weiter, und die Frucht, welche unreif abfällt, weil der Wurm sie stach, wird weggeworfen.

Eutin, am Tage Agnes, 21. Jan. 1798.

Ich bin versichert, daß Sie an diesem Tage auch an meine mir nächste Schutzheilige denken, welche mir Unwür-

digem die ewige Liebe in Liebe zugesellete und deren Fürbitte — wenn ich mich deren nicht unwerth mache — mir gewiß zum überschwänglichen Segen sein kann! Ach, auch meinen und ihren Kindern! Sie, die hier ganz Liebe war, und deren Liebe so rein, so gegründet in Liebe zu Gott und dieser Liebe so unterordnet war, wie rein und glühend muß dieses himmlischen Herzens Liebe nun sein, da ihr Wandel hienieden schon im Himmel war. Die Idee der reinen Gottesliebe hatte sie weder durch Umgang mit Menschen noch durch Bücher, und als sie Fenelon im letzten Jahre ihres Lebens las, begriff sie nicht, daß mir die Idee de l'amour pur so neu wäre. Die Hoffnung, vielleicht bald umfangen von den Armen der großen, immer jugendlichen und immer gebärenden Mutter, den Herbst des Lebens zuzubringen — diese Hoffnung wird immer glühender durch Verlangen, immer lechzender durch Bedürfniß. Mein Herz schlägt dem gelobten Land entgegen; die Vernunft findet keine Furt im Jordan — werd' ich in der Wüste sterben? Meine armen Kinder auf den hohen Wogen im Sturme dieser Zeit und in dem lecken Nachen zu sehen, das ist ein schrecklicher Anblick. Ach, wann erscheint mir die Hand, die den Petrus ergriff, als er zu sinken glaubte? Zugleich wende ich auf mich den Spruch an, in welchem Paulus von solchen spricht, die da ‚lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen'.

Eutin, 24. Jan. 1798.

Ich sehe eben in der Zeitung die tolle und boshafte Aufführung des französischen Ambassadeurs in Rom und seiner Carmagnolen. Dieser Vorfall wird zum Vorwande neuer Unterdrückungen des armen Roms dienen. Die Schweizer, welche sich izt rüsten! sie, die, wenn sie zur rechten Zeit

sich den Franzosen widersetzt hätten, menschlicher Wahrscheinlichkeit nach dem ganzen Kriege die entgegengesetzte Wendung würden gegeben haben! Wie sichtbar wird den andern Nationen der Schlaftrunk gereicht, indeß die Franzosen den Taumelkelch der Wuth bis auf die Hefen ausleeren! O wer mit Weib und Kind in eine Steinritze kriechen könnte, um das unmündige Alter zu sichern! Mich dünket, ich sehe Sie mit holdem Lächeln auf die Zuflucht deuten, wo allein Sicherheit ist.

Eutin, 7. Febr. 1798.

Sie in Angelmodde zu denken, thut mir immer so wohl, denn ich bin gewiß, daß Ihnen dort unaussprechlich wohl werde. Ihnen selbst kann ich im Geiste dorthin nur sehr unvollkommen folgen, aber ich sehe Ihnen, Ihren Fußstapfen, nach und bete die Gnade Desjenigen an, der Sie dort einladet. Ich habe es sonst Ihren Carmel genannt, ich nenne es nun Ihr Bethanien und sehe Sie dort zu den Füßen des Geliebtesten unter den Geliebten. Ach, man säße doch noch lieber an der Stelle der einfältigen, demüthigen, von Liebe entbrannten Maria zu Seinen Füßen, als man Theil haben möchte an den erhabenen Offenbarungen des göttlichen Elias, wiewohl ich von meiner Jugend an eine besondere enthusiastische Verehrung und Liebe für diesen Mann Gottes habe.

Seit ich mit meinen Kindern über die heilige Schrift und über unsere Religionswahrheiten rede, ist mir manche neue Ansicht geworden. O welche Tiefe der Weisheit und der Liebe ist in diesen göttlichen Schriften! Als Kind betrübte mich manchmal die Vorstellung, daß ich meinen kleinen Wagen und meine hölzernen Pferdchen im männlichen Alter nicht mehr haben würde. So kommt mir izt zuweilen der Gedanke, daß es doch schade sei, im Himmel die

heilige Schrift nicht mehr zu haben. Ich fühle, wie kindisch das sei. Werden wir doch Ihn haben und von Ihm gehabt werden, der der ganze Inhalt der heiligen Schrift, ihr A und O ist! Durch den im Anfang Himmel und Erde geschaffen wurden und der am Ende des letzten Buchs dieser Schriften verheißt: daß Er bald kommen werde. O daß Er käme! ‚Der Geist und die Braut sprechen: Komm. Und wer es höret, der spreche: komm! und wen dürstet, der komme: und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!'

Köstlicher Zuruf: ‚Wer es höret, der spreche: komm!' O daß auch ich Ihm zurufe: komm! Er wolle mir nur den wahren Durst geben! Sie flehen auch Ihn für mich und die Meinigen an, daß Er uns den wahren, lechzenden Durst gebe! Gibt Er uns nur erst den — wer tränket dann auch lieber als Er?

Eutin, 11. Febr. 1798.

Die Zeitungsnachrichten geben mir wenig Trost über den Zustand meiner lieben Schweiz. Geschieht das am grünen Holz, was wird dem dürren werden!

Ach die äußeren Explosionen, so traurig und verheerend sie auch sind, verdienen nicht so vielen Schmerz und Unwillen, als die materia peccans, welche sie möglich macht. Was würde die französische moralische Mordbrennerei vermögen, wenn sich nicht des brennbaren bösen Stoffs so viel gesammelt hätte! Die unweise Art, wie der vorige König von Preußen dem neologischen Unfuge durch sein Religionsedict, so wie es war, hatte steuern wollen, hat vielen Schaden angerichtet. Und wie vielen Schaden richtet nicht der junge König durch die Art an, wie er sich in dem gedruckten Cabinetsschreiben an Wöllner dagegen erklärt!

Von Ihren Eutinern kann ich, dünket mich, mit Wahr-

heit sagen, daß uns oft zu Muth ist, als sollten wir verschmachten, daß wir aber glauben an die Verheißung Desjenigen, der die, welche da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, sättigen will. Fiat! Fiat!

Eutin, 14. Febr. 1798.

Die Nachricht über den Tumult in Rom, welche Sie mir mittheilen lassen, setzet die Bosheit der Franzosen in ein helles Licht. Aber man wird das Gegentheil glauben wollen. Unter den vielen Morden dieser Feinde Gottes und der Menschen stehen die moralischen Morde oben an. Sie haben unter anderm auch die Evidenz getödtet. Die Zahl der Menschen, denen noch im Kreise der Politik und der Moral Evidenz einleuchtet, ist so klein, daß ihre Stimme nicht gehört wird. Oder rufen sie, so ist es, als ob ein Herold unter Blinden und Tauben den Sonnenschein ankündigte. Wer kann bei dieser Blindheit die Hand verkennen, welche die Männer zu Sodom mit Blindheit schlug? Ach dieselbe Hand war es ja doch auch, die Blinden das Gesicht wieder gab! Es ist Erbarmen von Ihm, daß ich mich blind weiß, und daß ich im Tappen nach Seiner Hand auslange.

Eutin, Sonntag Abend, 18. Febr. 1798.

Die Zweifel über einige Controverspunkte, welche mich in Absicht auf einen gewissen großen Schritt in suspenso halten, auf der einen Seite, und auf der andern Seite das immer erneuete, geschärfte Gefühl der Gräuel unserer Zeit, ein Gefühl, welches mich bald glühend vor Unmuth, bald mürbe, ja fast verzagt macht: dieses beides zerstreut auch oft meine Kräfte des Verstandes und des Herzens und setzt mich in einen Zustand der Dumpfheit, welcher nicht gut und mir selbst zum Ekel ist.

Aber auch für diese Art von englischer Krankheit

wächset ja der Balsam in Gilead. O bitten Sie den großen Arzt, daß Er mich salben möge, auf daß ich im Anblick des Teiches von Bethesda nicht der Kraft ermangeln möge, hineinzuspringen, wenn Sein Engel das Wasser bewegt!

Eutin, 25. Febr. 1798.

Ihr Freund muß sein Amt niederlegen, um sich, so gut er kann, seinen Kindern zu widmen. Zwei Umstände machen es mir durchaus zur Pflicht: der Mangel an einem Hofmeister und der Zustand hiesiger Schule. Nach den mißlungenen Versuchen kann ich es nicht wagen, einem jungen Menschen meine Kinder zugleich zum Unterricht und zur Bildung anzuvertrauen. Nach einem Deutschen habe ich mich gar nicht umsehen können, weil unsre jungen Leute izt fast alle, mit so wenig Ausnahmen, vom Jacobinismus in Absicht auf Politik und auf Religion angesteckt sind, daß ich es nicht wagen darf, zum vierten Mal in einen Lotterietopf zu greifen, wo der Gewinnste so wenige und der Nieten so viel sind.

Wäre die Schule was sie sein sollte, so würde ich mich im Nothfall mit einem den Kenntnissen nach mittelmäßigen Menschen, wenn er vernünftig und gewissenhaft wäre, begnügen. Aber Vossens und seines Gehülfen Unterricht ist von der Art, daß ich meine Knaben nicht lange mehr die Schule darf besuchen lassen. Beide, aber vorzüglich Voß — dessen Unterricht in den alten Sprachen, was Sprachkunde und Eindringen in den Geist der besten Schriftsteller betrifft, wohl schwerlich seines Gleichen hat — sie sind so angesteckt vom Gifte der Zeit, daß sie ihn selbst ohne natürlichen Anlaß in den Unterricht einfließen lassen [1]. Daß sie Jesum

[1] So äußerte Voß z. B. bei der Erklärung des Oedipus auf Kolonos: ‚Uns fehlen auch Vergötterte — wie Achill. Wir könnten einen Hermann haben. Aber wir verließen die Religion

Christum nur für einen von Gott mit besonderen Gaben ausgerüsteten Mann ansehen, daß ihnen die Geschichten der heiligen Schrift Fabeln scheinen, daß Jehova in ihren Augen nur ein als Nationalgott von den Juden verehrtes Wesen sei, daß die Vorstellung eines Gott sühnenden Todes ihnen Thorheit und Aergerniß sei ꝛc. ꝛc., ist von meinen Knaben schon bemerkt worden. Ebenso haben sie auch schon Vossens politischen Aberwitz, seine blinde Parteilichkeit für die Franzosen, seinen citoyen Sinn ꝛc. wahrgenommen. Beides hat zwar nur die Folge gehabt, daß Vossens Ansehen bei ihnen sehr abgenommen, und in der That treibt ihn die Leidenschaft zu solchen Aeußerungen, deren Ungrund Kindern, die nicht alles häuslichen Unterrichts entblößt sind, einleuchten muß. Ich habe es ihnen zur Pflicht machen müssen, mir jedesmal anzuzeigen, wenn sie dergleichen von ihm hören, und es ward mir nicht allein nicht schwer, das Gehörte zu widerlegen, sondern sie selbst hatten es schon richtig beurtheilt. Aber wie darf ich sie gleichwohl dieser Gefahr länger aussetzen? Ich schreibe morgen an den Bischof und bitte um meine Entlassung. Ich führe die wahre Ursache an, daß ich nämlich es für meine Pflicht halte, mich ganz meinen Kindern zu widmen. Meine gute eifrige Sophie, welcher das Heil dieser Kinder wahrhaft mütterlich am Herzen liegt, bestimmte mich zu diesem Entschlusse, ehe ich die späteren, noch ärgeren Aeußerungen Vossens, welche mir izt Beschleunigung der Ausführung

unserer Väter und nahmen, ohne eigene Ausbildung, der Hebräer Religion auf. Die Heiligen — vapulantes — geben höchstens zu satyrischen Dramas Stoff. Der Philosoph kann klagen darüber.' Ein andermal: ‚Unsere Volksgottheiten sind der Teufel und die Heiligen. Aus dem erstern läßt sich etwas, aus den letzteren aber gar nichts machen.' Herbst 2, 71—72.

zur Pflicht machen, erfahren hatte. Mit Voß zu reden hilft nichts. Er hört, sobald von der Vernunft die Rede ist, keine Vernunft und ist entflammt von Fanatismus für die Aftervernunft der Zeit. Was ich von seinem Unterricht weiß, das stimmt ganz mit dem überein, was ich so oft aus seinem Munde hörte! Aber ich hielt ihn für zu gewissenhaft, oder vielmehr sein Gewissen für zu schlicht, um zu besorgen, daß er, da er in der Religion selbst nicht unterrichtet, sich in den Stunden des griechischen und lateinischen Unterrichts seinem Fanatismus so überlassen würde.

Meine Absicht ist, ein Haus in oder nahe bei Kiel zu miethen. Dann werden meine Kinder Lehrer und Meister aus der Stadt nützen können. Finde ich einen guten Hofmeister, desto besser. Aber die eigentliche Aufsicht und Bildung der Knaben übernehme ich selbst und lese auch die Alten mit ihnen. Auch zur Wahl von Kiel hat Sophie mich bestimmt, so viel angenehmer in vieler Absicht, auch besonders Paulinens Nähe wegen, ihr Ploen sein würde.

Fest entschlossen bin ich übrigens, weder zu bauen noch zu kaufen, um desto weniger zu kleben, sondern wie ein Vogel auf dem Zweige zu sitzen. Ach ich hoffe den Zweig zu verlassen, um unter dem Schatten der Flügel jener großen Gluckhenne Ruhe für mich und die Meinigen zu finden.

Wir haben einen zwar kurzen, aber doch sehr lieben Besuch von der guten Pauline gehabt, welche vorgestern kam und uns heute verließ.

Hamburg, 2. März 1798.

Ich reiste Dienstag aus Eutin, habe anderthalb sehr schöne Tage bei unserem Claudius zugebracht und bin nun hier in Klopstock's Hause. Bei Jacobi war ich gestern Mittag mit Claudius und werde heute mit Klopstock da

sein. Ich habe hier fast keinen freien Augenblick. Der liebe alte Klopstock läßt mich fast nicht aus seinem Zimmer, und ich muß doch auch so Manche hier nothwendig besuchen und hauptsächlich den einen Zweck meiner Reise, drei Zuchthäuser zu besehen, nicht verfehlen. Da wir in Eutin kein eignes haben und doch manchmal Züchtlinge, so ist's mir wichtig, diese traurigen Anstalten zu besehen, um wählen zu können.

Die Hamburger haben zwei Millionen Mark (gegen 700,000 Rthlr.) Contribution an Frankreich nach langem Hin- und Herfeilschen bewilliget. Als sie voriges Jahr oder vor zwei Jahren fünf Millionen Livres gaben, erhielten sie Brief und Siegel, daß man ihnen nichts mehr abfordern würde. Die Theophilanthropen hatten hier einen Club gestiftet, in welchem eine Collecte für die Franzosen zu Behuf der englischen Landung gesammelt werden sollte. Der Magistrat hat den Club auseinander gesprengt. Leonard Bourdon hat in die Zeitung wollen setzen lassen, er stifte einen Club für die Franzosen, mit der Ueberschrift: Temple des Français, darüber sollte die Fahne tricolore wehen. Der Censor hat die Ankündigung im Manuscript der Zeitung ausgestrichen. Izt macht der französische Consul viel Geschrei; man erwartet, was der Magistrat thun werde. Der Zweck jenes Leoparden-Clubs ist vermuthlich zwiefach. Erstens einen foyer de sentimens et projets révolutionnaires zu stiften, welcher den Norden untergraben und neu organisiren soll. Zweitens die Hoffnung, der gereizte Pöbel werde Lärm machen und den Franzosen Anlaß geben, Genugthuung zu verlangen.

Seitdem der Herr von Fürstenberg die verschiedenen Chancen unserer politischen Erwartungen hinschrieb, hat sich ja Manches entwickelt. Ueber das Unentwickelte habe ich

keine einzige bestimmte Meinung, sondern erwarte von Oesterreich, von Preußen und von dem ganzen Reich Alles, was Habsucht und Verblendung auf der einen Seite, Kleinmuth und Verblendung auf der andern dem Feinde nur einräumen können. Daß Preußen nachgebe und sich diesseits des Rheins entschädige, ist ja nun offenbar. Ach, ich vermuthe, daß nach Eueres Churfürsten Tod Münster preußisch werde. Aber was müssen wir nicht Alles vermuthen! Viel Schlimmeres als das! Die Säulen jeder Verfassung stürzen ein. Und sollte England revolutionirt werden, so wäre es gewiß um ganz Europa geschehen. Von den puissances oder vielmehr faiblesses du Nord erwarte ich izt keine Maßregel gegen Frankreich, da sie sich dem abscheulichen Decret, welches alle Handlung zerstört, stillschweigend so zahm zu unterwerfen scheinen. Ach Gott! Dein Reich komme!

Hamburg, Sonntag Nachmittag, 4. März 1798.

Ich theile Ein freies halbes Stündchen, das mir heute übrig bleibt, zwischen Ihnen und Dem, von Dem wir Alles haben. Ihnen gebe ich, wie sich's geziemt, die letzte, minder sichere Hälfte. Ach, ich bedurfte für mich dieses halben Stündchens von Einsamkeit und Stille.

Den ganzen Vormittag von früh an war ich bei Klopstock, dessen Umgang mir sehr interessant und der mir selber nun schon seit beinah vierzig Jahren so lieb ist! Den Mittag war Jacobi dort, welcher spät wegging; den Abend soll ich bei Büsch zubringen. Sie wissen, wie schwer es mir wird, den Tag in Gesellschaft zuzubringen, izt schwerer als je, da meine Sehnsucht immer glühender wird, und ich wie der Hirsch nach frischem Wasser schmachte.

Mit Jacobi geht es dießmal trefflich. Sie würden

mich nicht steif mit ihm finden. Er scheint mir entschlossen, im Sommer nach Pempelfort zurückzukehren — es wäre denn, daß der Krieg wieder anfinge — aber nicht eilig zu sein.

Mir ist sehr schwer zu Muthe! Und doch erfüllen mich oft süße Ahnungen! Mich dünket, mein Laub, meine Blüthen seien gefallen! Mich dünket, hie und da habe Frucht angesetzt, aber sie ist klein — wie vielem ausgesetzt! Es wird bald ein Jahr, daß mir die Axt an der Wurzel lag. Möge der große Gärtner nicht umsonst für mich gebeten haben! Ich darf sagen, daß mir bei keiner Sache, die nicht nahe Beziehung auf Ihn hat, recht wohl werde; aber doch vermag ich nicht, Ihn zu ergreifen, wie ich wollte. O daß ich den Saum Seines Gewandes nur endlich einmal ergreife und fest halte, bis Er mich segnet!

Neumünster, 6. März 1798.

Zu einer Zeit, da Alles einer insanienti sapientiae, wie Horaz so schön sagt, huldiget, und alles Neue dem Alten vorzieht, will es mir doch nicht in den Sinn, daß ich izt in Neumünster bin, welches für die Bedürfnisse dieser Zeit durch ein Zucht- oder Tollhaus sorget, da mich alle Bedürfnisse meines Herzens nach dem alten Münster führen sollten!

Nach dem tumultuarischen Leben in Hamburg, wo ich mir Augenblicke der Stille stehlen mußte, that mir der gestrige Abend bei unserm Claudius und der heutige Morgen dort recht wohl. Ja selbst die einsame Fahrt auf der leblosen öden Haide. Diesen Mittag war ich in dem Orte, wo ich geboren ward und den ich im sechsten Jahr meines Lebens verließ. Der Anblick des Hauses meiner Aeltern war mir lieb, und selbst des bunten steinernen großen Ro-

lands auf dem Markte, dessen Andenken weder die medicäische Venus, noch der belvederische Apollon verdrängt hatten. Seit jenen Tagen meiner Kindheit haben sich meine Ideale von Schönheit sehr verändert, aber wie ganz anders werden sie, hoffe ich, sich verändert haben, wenn einst meine Kinder mit Rührung auf das Haus ihres lange schon todten Vaters sehen! Ach warum sieht unsere Janusnatur mit den Augen des Hinterkopfs so hell in das Vergangene zurück, und vor uns starret die Nacht der Zukunft! O richten Sie meinen Blick auf den Morgenstern, der auch in dieser Nacht uns aufgehet, auf den Stern der Liebe, der uns durch Glauben und Liebe, wie jener Stern die morgenländischen Weisen, zum Geliebten führen soll.

Eutin, 11. März 1798.

Der Gräuel der Verwüstung steht nun — soll ich sagen an heiliger Stätte?[1] Mich und die Meinen hat die gestrige Zeitung erschüttert! Welches Aergerniß in der Christenheit! Und wer achtet es? Wer merket nur darauf? Wie wird die Nacht, welche die ganze Christenheit umzieht, immer dunkler? O Hüter Israels, ist die Nacht schier hin? Wölfe heulen, und Mörder lauern in den Wäldern.

Ach daß Er mir Hülfe reichte, mich aufzumachen, und licht zu werden, wenn Sein Licht kommt, daß es auch mir und den Meinigen leuchte! Daß auch über uns die Herrlichkeit des Herrn aufgehe! Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker! Ich weiß wohl, daß dieser schrecklichen Nacht eine Morgenröthe folgen wird, aber werden meine Kinder sie erleben? Bei ihrem Anblick,

[1] Bezieht sich auf die Gefangennehmung und Wegführung des Papstes Pius VI., die Plünderung der Kirchen Roms und andere dort von den Franzosen begangene Gräuel.

beim Gedanken an sie, bricht mir das Herz. O welcher Trost würde es mir sein, wenn ich sie der lieben alten und doch immer jungen, immer gebärenden und immer säugenden Mutter in den Schooß legen könnte! Gott weiß es, wie ich sie ehre und liebe, aber — Sie wissen, welche Steine des Anstoßes mir im Wege liegen. Ich vermag nicht, sie zu heben. Aber der Gedanke, daß mir vielleicht meiner Unwürdigkeit, Lauigkeit und Untreue wegen die Erkenntniß der Wahrheit nicht gegeben wird, dieser Gedanke verfolgt mich!

Eutin, 14. März 1798.

Was soll ich zuerst sagen? was zuletzt? für den lieben Brief, den ich soeben empfangen habe. Wie beruhigen Sie mir das Herz, welches sich zerquetscht fühlte durch die zwiefache Vorstellung einer weichlichen Pflichtsverletzung und einer gewaltsamen Zerreißung alter Freundschaftsbande, wodurch Voß im höchsten Grade würde sein erbittert worden. Da diese letzte Vorstellung mir tief in der Seele wehe that, und so ganz gegen meine Neigung war, so glaubte ich desto mehr auf meiner Hut zu sein, mich selbst dagegen stärken und steifen und ohne Schonen zufahren zu müssen. Uebrigens wissen Sie, daß die Sache, da ich gegen Holmer weder meinen Hauptgrund verschwiegen, noch auch ihm Schweigen auferlegt habe, nicht mehr in meiner Hand sei. Er hat meinen ersten Brief durch meinen Bruder so zu sagen mündlich beantworten lassen. Er schrieb nämlich gleich an meinen Bruder und an dessen Frau und bat sie dringend, mich zu bewegen, meinen Entschluß zu ändern. Meinen Brief an den Bischof, den ich zugleich mit einer Abschrift davon an Holmer gesandt, hatte er noch nicht abgeben wollen. Sie können sich leicht vorstellen, daß mein Bruder und meine Schwiegerin — so sehr sie auch Vossens Betragen em-

pfanden und mißbilligten — dennoch Alles anwandten, um mich umzustimmen. Ich schrieb indessen doch wieder an Holmer vollkommen im Sinne meines ersten Briefes und bat ihn dringend, meinen Brief an den Bischof diesem zu überreichen. Ich vermuthe nun, daß Holmer zugleich dem Bischof sagen werde, was ich über Voß geschrieben habe. Eine Stelle seines Briefes an meine Schwiegerin veranlaßt mich, zu glauben, daß er sich Mühe geben werde, auszumitteln, daß Voß durch eine Pension in Ruhestand gesetzt werde. Und dieses würde Voß, sobald er die Ursache nicht erriethe, ohne Zweifel mit Dank annehmen. Erräth er aber die Ursache, so wird er sehr erbittert werden. Ich erwarte nun den Ausgang und hoffe, unser lieber Vater im Himmel werde Alles zum Besten lenken. Ich wüßte nicht, daß seit verschiedenen Jahren mich etwas so geängstet hätte, wie diese Lage, und ich fühle, daß sie meinen Nerven einen starken Stoß gegeben.

Sophie und Kätchen haben sich, dünket mich, in dieser Sache sehr gut benommen, wirklich mit Erfassung der Sache, wie sie ist, ohne Wankelmuth, mit schonendem Herzen in Absicht auf Voß und doch mit Theilnehmung an meinem Entschluß. Ja Sophie, auf welche doch eine mühselige Last fallen wird, wenn wir von hier gehen, dachte und empfand nur in meiner Seele und für meine Kinder.

Mein Bruder hat zu Sophie gesagt: bei Lesung der ersten Zeilen von Holmer's Brief an ihn habe er geglaubt, ich wolle katholisch werden.

An J. J. Heß in Zürich.

Eutin, 16. März 1798.

Die Nachrichten, die über meine katholisirenden Anschauungen bis zu Ihnen gedrungen, liebster Freund, sind

ganz begründet, das läugne ich nicht. Seit vielen Jahren schon fühle ich mich hingezogen zur Einen großen Mutterkirche, die in den großen Gräueln der Zeit ihre heiligende Kraft so wunderbar offenbart. Der Einsturz des ganzen protestantischen Lehrgebäudes liegt offen zu Tage, wie groß auch die Zahl der edlen und frommen Protestanten in allen Ständen ist. Ich hege die ernstesten Zweifel an der Richtigkeit der protestantischen Lehren, finde aber auch immer noch Anstoß an manchen katholischen Lehrsätzen, und werde, deß seien Sie versichert, keinen entscheidenden Schritt thun, ohne volle Ueberzeugung. Mein offenes Bekenntniß, theuerster Freund und Bruder, bleibt in Ihrer treuen Freundesbrust verborgen. Beten Sie für mich und die Meinigen um wahre Erleuchtung; auch um Muth und Kraft, nicht zu verzagen in den Gräueln der Zeit.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 18. März 1798.

Die Pest der Revolution, welche nun meine beiden geliebten Länder, Italien und die Schweiz, zugleich so wüthend überfällt, und einen Theil unseres Vaterlandes auch schon verschlungen hat, dienet nicht dazu, mir das Blut zu versüßen. Wie wird der furchtbare Tritt der Gerichte Gottes über den Erdkreis immer hörbarer und sichtbarer! Und wie Wenige werden ihn inne! Und wenn auch ein Jesaias aufstände und aufmerksam darauf machen wollte, würde er nicht abermal klagen müssen: ‚Aber wer glaubet unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbaret?‘ Wir hier richten mit gespannter Aufmerksamkeit unsere Blicke auf Rom, d. h. auf die Weise, wie Gott das Schicksal des Papstes entwickeln und was, wenn er stirbt, erfolgen werde? Beten Sie, beten Sie für

uns um Erleuchtung und um Treue! Wie viel ruhiger würde ich leben und sterben, wenn ich meine armen Kinder in den Armen der lieben alten Mutter sähe!

Eutin, 21. März 1798.

Wie ein erquickender Thau auf dürres Land fällt, so erquickte mich Ihr lieber Brief an Kätchen. Möchte der Abbé Pierrard der meinen Kindern von Gott beschiedene Mann sein! Wenn er durch Ihre Hand an mich gelangt, so werde ich ihn mit desto freudigerem Vertrauen annehmen können. Und o wenn er bestimmt wäre, eine Mission an die Kinder und Eltern auszurichten!

Ich lese izt das Concilium von Trident, unter jedesmaliger Anrufung Desjenigen, Der uns Seinen Geist verheißen, auf daß Er uns in alle Wahrheit leite, und Der uns so gern in der Wahrheit heiligen will.

Sie wissen, daß ich Vieles in mir zu bekämpfen habe. Zu dem Vielen gesellet sich izt ein Gefühl der Bitterkeit gegen Voß, welches desto herber ist, da ich in seiner Gegenwart jeden Ausbruch so sorgfältig meiden muß. Es ist eine göttliche Vorschrift, und ich glaube diese, wie so Vieles, Ihnen zu verdanken zu haben, daß man gleich, so bald man gegen Jemand Etwas empfindet, für ihn beten soll. Wie reichhaltig sind die Schätze der Heilungsmittel für jedes Weh in der göttlichen Religion, welche so verkannt wird!

Eutin, 28. März 1798.

Endlich ist Antwort aus Oldenburg gekommen, ein langer Brief von Holmer an Sophie, in welchem er ihr schreibt, daß er mein Schreiben an den Bischof noch nicht übergeben habe. Er ist sehr dringend, um mich zu bewegen, meinem Entschlusse zu entsagen. Holmer wird so bald her-

kommen, daß ich ihm nicht mehr nach Oldenburg hinschreiben kann. Die Sache beruhet also ein Weilchen auf sich selbst.

Gestern waren wir in Witmold. Die ganze Familie Lafayette[1] war dort. Der Sohn macht der Mutter viel Freude, welche auch den Trost hat, daß ihr Mann, wiewohl selbst kein Christ, doch das Christenthum in seiner Frau und in den Kindern ehrt.

Nun sehe ich mit Verlangen entgegen, was Sie mir von Pierrard sagen werden. Ich darf Ihnen nicht verschweigen, was ich gehört habe, nämlich, daß er Verse mache. Wären sie gut, wäre er ein Dichter, so hätte man wohl früher ihn nennen gehört; und so sehr ich auch die Poesie liebe, kenne ich doch wenig Poeten, denen ich meine Söhne gern anvertrauen möchte. Und nun vollends einem französischen — wahrscheinlich mittelmäßigen, also schlechten Poeten. Solche machen weder Honig, noch haben sie einen Stachel, sondern sind — Fliegen. Aber finden Sie ihn gut, so können auch seine französischen Verse ihm bei mir nicht schaden.

Eutin, 25. März 1798.

Ich möchte mich gern, so wie ich wollte, an dem großen heutigen Feste[2], dessen Feier noch zur Zeit meiner Kindheit auch in protestantischen Ländern begangen ward, im Geiste mit Ihnen vereinigen und dem Erbarmer, der sich so tief aus Liebe für uns erniedrigte, Lob und Dank und Flehen um Gnade und Erbarmung lallen können. In einem alten Liede singen wir:

‚Der Jungfrau'n Leib nicht hast verschmäht,
Zu erlösen das menschliche Geschlecht!'

---

[1] die Frau Lafayette's war die Schwester der Marquise von Montagu.

[2] Mariä Verkündigung.

Aber die alten Lieder werden durch neue verdrängt und mit ihnen, wie veraltete Lieder, die ewigen Wahrheiten. Gott weiß, ob, wenn meine Kinder meine Jahre werden erreicht haben, die öffentliche Weihnachts- und Osterfeier in diesen Ländern noch statthaben wird!

Wir haben hier einen schneeweißen alten Emigranten, der seit dem Jahr 44 die Waffen getragen und mit seinem Ludwigskreuze als gemeiner Soldat in dem Jägercorps von Condé alle Feldzüge gemacht hat. Er ist so schwach am Leibe, wie er arm und alt ist. Seine Söhne irren umher, seine Frau und zwei Töchter schmachten in Frankreich. Gestern besuchte ich ihn, und auf meine Frage, wie es ihm ginge, antwortete er: je mets toutes mes peines au pied de la croix. Es ist ein rührender Anblick, wenn dem alten Krieger, bei Erwähnung der Gräuel in seinem Vaterlande, die Thränen über die Wangen laufen. Die seinigen wird Gott selber trocknen.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 1. April 1798.

Holmer's Brief ist mir freilich sehr unangenehm gewesen. Ich verkenne seine Freundschaft nicht und ihretwegen hielt ich ihm auch den ersten Aufschub meiner Angelegenheit gern zu Gute. Als ich ihm aber den zweiten Brief geschrieben hatte, da mußte ich erwarten, daß er meinen Auftrag ausrichten und nicht statt dessen mich überreden zu lassen suchen würde. Eigentlich hätte er auch den ersten Versuch nicht machen müssen, da ich ihm ausdrücklich geschrieben, daß ich meinen Entschluß wohl überlegt hätte. Und das konnte er mir ohnehin zutrauen. Es ist immer eine sonderbare Art von Anmaßung, wenn man nicht nur glaubt, über Pflicht und Glück eines Andern richtiger als

er zu urtheilen, sondern wenn man sich sogar erlaubt, nach eigenem Urtheil in der Sache des Andern handeln zu dürfen, ja wohl gar handeln zu müssen.

Ich bin meinen Kindern Unterricht schuldig, und darf sie auf die ungewisse Erwartung hin einer wohleingerichteten Schule und eines guten Hofmeisters nicht länger als höchstens diesen Sommer vernachlässigen. Von Morgen an werde ich ihnen täglich eine Frühstunde im Homer geben. Mehr kann ich nicht, und diese ist die einzige im Tage, in welcher ich sicher sein kann, nicht unterbrochen zu werden. Wie sehr ich als Präsident entbehrlich sei, das weiß ich. Als Vater bin ich es, bis Gott mich abruft, meinen Kindern nicht und möchte es auch nicht sein. Wäre der Schulunterricht nicht gefährlich, oder vielmehr offenbar verderblich, so wäre er doch seit Vossens Krankheit in hohem Grade mangelhaft. Ernst wird in diesem Sommer fünfzehn Jahre alt. Es ist Zeit, daß ich mich mehr, als ich izt thun kann, um meiner Kinder Unterricht, um ihre ganze Bildung bekümmere. Tausendfältig sind die Eindrücke der Mißbildung in unserer Zeit und reißend der Strom, welcher alles Gute fortschwemmt. An seinem Ufer stehend habe ich ein dringenderes Geschäft, als mit Versäumung meiner Kinder dem versiegenden Bächlein, welches meine Geschäftsmühle treibt, mit Spaten und Schaufel nachzuhelfen, so lange ihm noch nachgeholfen werden kann.

An die Fürstin von Galitzin.

Eutin, 11. April 1798.

Es hatte sich diesen Nachmittag Alles gegen mich verschworen, um mir den Augenblick zu nehmen, in welchem ich mich mit Ihnen unterhalten wollte, Deutsche und Franzosen. Diese letzten haben, wie Sie aus eigener Erfahrung

wissen, ein besonderes Talent dazu, Jemanden um sein bischen Zeit zu bringen. Und ich alter Narr lerne nie solche Gelegenheit, Geduld und Liebe zu üben, recht zu nutzen. Ach, dem, der es anzuwenden weiß, muß auch das Geschwätz des langweiligen Besuchers reich an Segen sein. Wie thöricht ist es, den Nectar verduften zu lassen und an den Hefen zu kauen!

Uebrigens ist meine Seele matt und müde, wie sie es fast nie war. Die Sache mit Voß hat mir tief in's Herz hineingegriffen, und greift noch immer ein. Jene wichtige Untersuchung, während welcher ich nun schon seit so langer Zeit die Augen des Geistes auf gewisse Punkte richte, hat mich auch in einen Zustand gesetzt, welcher demjenigen ähnlich ist, in dem man sich befindet, wenn man einen Gegenstand mit den Augen so lange fixirt, bis man alles um sich herum schwimmen und nichts mehr deutlich sieht. Jener Blinde, dem unser Heiland die Augen öffnete, sah im ersten Augenblick ‚Menschen wie Bäume'. O daß ich nach meinem itzigen Schwindel wie er sehen möge!

Eutin, Charfreitag 1798.

Der heutige Tag hat mich öfter als andere Tage hin zu Ihnen geführt. O daß ich mich im Geiste immer besser und besser mit Ihnen am Fuße des gesegneten Kreuzes vereinigen könnte! Ich bin versichert, mich dünket, ich sei es inne worden, daß Sie auch besonders heute die zahllosen und großen Bedürfnisse Ihres Freundes und der Seinigen, so wie sie nur dem allsehenden Auge Desjenigen, dem am Kreuze die Augen brachen, bekannt sind, Ihm dargebracht und um Erbarmung für uns geflehet haben!

In diesen Tagen haben Sie auch auf eine besondere Art mich bald erschüttert, bald erquickt, bei Lesung des mir von

Ihnen gesandten schönen Buches Conversions remarquables ꝛc. Ich las eben wieder die salbungsvollen litanies pour une bonne mort, die von einer gewesenen Protestantin, nachdem sie den katholischen Glauben angenommen, gemacht worden. Mich dünket, ich habe wenig so schöne Sachen gelesen. Was die Punkte der Controverse zwischen beiden Religionen betrifft, so steht mein Verstand noch immer da, wo er schon lange steht; aber immer mehr werde ich inne, daß der Geist der Salbung in viel größerem Maße über die Bekenner Eures Glaubens ausgegossen sei, als über die Bekenner des andern Glaubens. Und daher wächst mit dem Wunsche auch die Hoffnung, daß Gott mir die Zweifel, welche mir noch übrig sind, selber lösen werde.

Ich frage mich zuweilen mit Bekümmerniß, ob ich nicht etwa zu Jenen gehöre, von denen ein Apostel sagt, daß sie immer lernen und doch nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Es wird mir manchmal sehr angst. Aber ich hoffe doch, daß mir das Licht aufgehen werde, nach dem ich mich so herzlich sehne!

Ostertag 1798.

Auch heute komme ich im Geiste zu Ihnen. Es ist ein schönes und herrliches Fest, an dem man den Staub von den Füßen schütteln und sich dem Erstgebornen unter tausend Brüdern nachschwingen möchte! Oder im Staube vor ihm liegen, in ihm seinen Herrn und Gott anbeten; mit der begnadigten Sünderin vor ihm liegen, seinen Namen, wie sie den ihrigen, aus seinem Munde vernehmen und ihm ein Rabbuni! hinlallen möchte! Ach er sieht die Thränen, mit denen auch ich ihn, meinen Rabbuni, anrufe, daß er mich belehren wolle!

Ich las gestern von der Mlle Pitt, wie unaussprechlich

wohl ihr bei der Ueberzeugung[1] ward. Ich warf mich hin auf die Kniee und flehte mit dem armen Esau: Hast Du denn nur Einen Segen? Ach es überströmte mich das Gefühl der tausendmal tausend Segen, die er uns lieber geben will, als wir nehmen wollen, und ich stand mit neuer Hoffnung auf.

Eutin, 15. April 1798.

Als einen charakteristischen Zug unserer Zeit erzähle ich Ihnen Folgendes. Die Gräfin Tessé in Witmold verschrieb sich einen marmornen Kamin aus Paris. Er kam an, war modern und schön gearbeitet; man war zufrieden. Auf einmal entdeckt man an der innern Seite eine halb erloschene Inschrift und sieht, daß dieser Marmor, einer Kirche entrissen, der Großmutter des Grafen Tessé zum Grabstein gedient hatte!

Leben Sie wohl. Meine Seele ist matt. Mich dürstet nach Erleuchtung! Möge Der, Der aus Liebe für uns am Kreuze dürstete, mich tränken. Beten Sie für mich.

Eutin, 18. April 1798.

Mein kleiner Hausstand kommt mir zuweilen in dieser von Erwartungen und von Sehnsucht schwangern Zeit so vor — si parva licet componere magnis — wie das Volk Israel zur Zeit kurz vor Christi Erscheinung, da kein Prophet weissagte, da das Orakel der Bundeslade schwieg, oder doch selten sprach, da Mancher und Manche hinschmachteten, ohne noch im Alter, wie Simeon und Hanna, so glücklich zu sein, das Heil der Nation zu erblicken.

Der politische Horizont verfinstert sich immer mehr. Am geistlichen gehet mir kein neues Licht auf. Ich harre der

[1] von der Wahrheit der katholischen Kirche.

Erbarmungen des Erbarmers. Möge ich nur mit Treue harren! Ich ertappe mein Herz so oft auf kleinen individuellen Untreuen, daß mir oft, in Absicht auf die Treue im Ganzen, angst und bange wird.

Eutin, 22. April 1798.

Mich verlangt mit Angst nach der Entwicklung des Schicksals von Eurem Münsterlande. Es wird mir immer wahrscheinlicher, daß es preußisch werden soll. In unsern Gegenden beginnt man die Augen über das französische Ungeheuer zu öffnen und einzusehen, daß Europens Schicksal vom Schicksal Englands abhange, dessen entscheidendem Kampf man gleichwohl, als ob es ein Hahnengefecht wäre, mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Armen zusehen wird.

Sophie bittet Sie, für einen emigrirten Geistlichen in Segeberg, um ein katholisches neues Testament, es sei nun ein deutsches, oder die Vulgata.

Knoop [1], 28. April 1798.

Mimi's [2]) Brief an Kätchen, in dem sie uns die schöne Processionsfeier beschrieb, welche Ihr wegen der Drangsale der Kirche und ihres sichtbaren Oberhaupts gehalten habt, hat uns sehr gerührt. Glücklich, selbst unter Drangsalen, die Kirche, in welcher es etwas zu drängen gibt! Wie öde und schauervoll muß den Bewohnern Roms die Zeit der Marterwoche und Osterwoche dießmal hingeschlichen sein, unter den Entweihungen der Westhunnen! Aber eben diese öde Leere, diese Entweihungen, werden die Feier voriger Jahre wieder zurückgebracht und einen Nachgeschmack bei manchen erregt haben, die ehemals ohne Geschmack den

---

[1] Gut des Grafen Baudissin.

[2] Tochter der Fürstin.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] und [illegible]

[illegible] und [illegible]

[illegible] kann, so

Schule von [illegible] ist,

[illegible] haben [illegible]

[illegible] Gewinn. [illegible]

[illegible] wahre [illegible]

[illegible] mit diesen lieben [illegible]

zu lesen.

Das Herz ist mir so [illegible]

und Manches ist der Ko[illegible]

wird, das Herz aber oft [illegible]

Freudigkeit und Kraft mir [illegible]

Brief desto stärkender, desto e[illegible]

Mein Zustand ist noch im[illegible]

den oft betrachteten Gegen[illegible]

möge es eine [illegible]

sein

als eben diese Vernunft die Nothwendigkeit einer Kirche, die nicht irre, verkennen kann. Wollte ich — dem Wunsche und dem immer dringender werdenden Bedürfnisse meines Herzens nachgebend, mich heute in die Mutterarme der Kirche werfen — wahrlich ich könnte, ich dürfte es nicht thun! Aber Gott weiß, mit welcher Sehnsucht ich nach dem Lichte harre, welches mir leuchten und alle Fäden, die meinen Geist noch verstricken, verbrennen wolle! Ich überzeuge mich davon immer mehr, daß der Weg zur Wahrheit kein anderer als der Pfad der Heiligung sei. Und diese Ueberzeugung macht es meinem, noch in so vieler Absicht egyptischen Herzen, auf eine tief demüthigende Weise nur zu klar, weßwegen ich in einer Wüste irren, lüstern nach den Gefilden Canaans hinschauen muß, und noch über den Jordan nicht geführt ward. Ich werde — das hoffe ich zu Seiner Erbarmung — am Wege stehen und rufen, wie der Blindgeborene, bis Er mir die Augen öffnet.

Entin, 20./27. Mai 1798.

Seit dem Frühlinge 89, dem ersten nach dem Heimgange meiner Agnes, wüßte ich keinen, der mich so wenig erquickt hätte, als der dießjährige, welcher doch so fruchtbar und so schön ist. Ahnung und Sehnsucht keimen in meinem Kopf und in meinem Herzen; sie erlauben mir selten, mich an den physischen Frühlingskeimen und Schönheiten zu laben. Möge Gottes milder Thau und kräftiger Sonnenschein diese Keime entwickeln! und, um mit unserm Platon zu reden, die izt juckenden Federkeime zum Wachsthum gedeihen lassen.

Doch nicht jenes innere Keimen allein, auch, und vielleicht nur zu oft, nehmen mir die öffentlichen Begebenheiten alle Ruhe, ohne welche kein Genuß ist. Besonders schwebt mir das Weh der armen Schweizer vor dem Sinn, dieses

rigens m
haltbare
bald anbre

Unsere
ein Franzose
sich sehr zu fr
welcher mit K
hat, bis er au
von Cayenne f

Wenn ich re
und der Hoffnun
Er uns Seinen
Meinigen in alle
hörung nicht fehlen,
den. Und wäre die
mit welcher ich ihn
heiligen wolle, Er,
Wahrheit ist! Manch
auf's Herz gefallen: J
das Leben! Aber ich f
an diesem Wo

Reise, von seiner Gemahlin und mehreren Kindern begleitet, den Bruder in Tremsbüttel und die Verwandten in Wernigerode.

An seine Schwester Catharina.

Segeberg, 6. Juni 1798.

Ich vergaß meinen kleinen Thomas von Kempis zu mir zu stecken. Ich bitte Dich, bestes Kätchen, ihn mir mit der Post nach Tremsbüttel zu schicken. Es ist ein kleines blaues Büchelchen in gelbem Futteral und liegt auf meinem Schreibtische.

An die Fürstin von Gallitzin.

Zelle, 11. Juni 1798.

In Tremsbüttel ward uns sehr wohl. Mein Bruder äußerte Besorgnisse, daß wir uns entschließen möchten, zur großen Heerde überzugehen. So ängstlich in Absicht auf uns, so sanft drückte er sich über die Sache aus und wollte eigentlich nur gegen Uebereilung warnen. Ich schüttelte ihm ohne den mindesten Rückhalt mein ganzes Herz aus.

Wernigerode, 15. Juni Abends.

Seit gestern Nachmittag sind wir hier im schönen Wernigerode und bei guten Menschen. Hier wird uns wohl. Ein Geist der Ordnung und der Frömmigkeit waltet über diesem Orte seit drei Generationen, und sichtbares Gedeihen sieht man sehr deutlich auf allen Seiten. Mein Vetter ist ein sehr rechtschaffener Mann, und seine Frau voll wahrer herzlicher Frömmigkeit. Etwas Kleinliches, Sectirisches hing ehemals der wernigerödischen Frömmigkeit an. Der Strom arbeitete sich mühsam durch Manches durch und ward auch von Manchem getrübt. Jzt — wofern ich Armer davon

sprechen darf — scheint mir, daß er freier, klarer, tiefer, den Himmel reiner spiegelnd fließe.

Wernigerode, 18. Juni 1798.

Die Reise und besonders der hiesige Aufenthalt macht meine Kinder sehr glücklich. Ich genieße dadurch auch in ihren Seelen, und Gegenstände, die ich lange kannte, erhalten dadurch auch für mich den Reiz der Neuheit. Ich beginne nun erst recht die Wahrheit des Satzes, daß man in seinen Kindern wieder ein neues Leben lebe, zu empfinden. Möge ich nun auch im höheren Sinne recht zum Kinde werden!

Am 19. Juni Vormittags.

Manchesmal, wenn mir meiner Seele wegen bange um's Herz ist, richtet mich das Gefühl der Sympathie auf, welches mich immer mehr, und ich darf sagen ausschließender an Menschen zieht, welche sich vom großen Anzieher ziehen lassen.

Nachmittags.

Etwa eine Stunde nachdem ich diese Zeilen geschrieben, kam der Abbé Pierrard. Die auffallende Simplicität, Freundlichkeit und unfranzösische Bescheidenheit des Mannes gefiel uns gleich, und sein erster abord hat hoffentlich auf die Knaben gut gewirkt. Denn sie waren in großer Angst vor einem Franzosen. Als ich heute früh wieder mit ihnen von ihm sprach und ihnen Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht für diesen Märtyrer unserer Zeit einzuflößen suchte, weinte Ernst.

An seine Schwester Catharina.

Wernigerode, 22. Juni 1798.

Sowohl Eltern als Kinder gewinnen, täglich mehr gekannt zu sein, und es weht im ganzen Familienkreise ein sanfter und warmer Hauch der Liebe durch einen freien

wolkenlosen Aether. Auch muß, drinnen und draußen, jedem Unbefangenen die sichtbare Spur des Segens auffallen, welchen drei fromme Generationen herabgerufen haben und noch immer herabrufen. Auch darin gefällt mir die Existenz hier, daß wir immer fast den ganzen Vormittag für uns haben und dann der Gesellschaft dieser lieben Menschen den Rest des Tages desto besser genießen.

Die hiesigen Gegenden habe ich Dir wohl eher beschrieben. Auf einem ziemlich hohen Berge liegt das Schloß. Von einer Seite rund umher stehen theils höhere, theils kleinere Berge, hinter denen sich noch viel höhere erheben, und hoch raget der Brocken über alle hervor. Das schönste Grün kleidet die Thäler, die Berge sind mehrentheils mit Laub, doch auch mit Tannen bedeckt. Auf der andern Seite eine große, von jeder Fruchtbarkeit und mit großen Dörfern bedeckte Ebene. An sehr vielen Stellen sieht man diese beiden so verschiedenen und dadurch sich hebenden Aussichten zugleich. Die Stadt, wenigstens dreimal so groß als Eutin, liegt unten am Schloßberge in einem sehr fruchtbaren Thal.

Der Abbé[1] fährt fort, mir sehr zu gefallen. Still, heiter, freundlich und sehr bescheiden, scheint er mir auch einen recht guten Tact zu haben. Gestern Vormittag haben die Knaben einen Spaziergang mit ihm gemacht und sie scheinen gegenseitig recht zufrieden mit einander zu sein. Er ist gewiß von Herzen fromm und in einem nicht gemeinen Geiste, ja man sieht, wie diese Frömmigkeit seine natürlichen sehr guten Anlagen sehr veredelt. Uebermorgen werden wir mit der ganzen Familie communiciren und den Tag darauf, Montag früh, unsere Reise fortsetzen.

---

[1] Pierrard.

... dem Waisenh...
des Stifters (dessen...
lich schönen Ausdru...
langsamer, ist mit ...

An di...

Es hat Pierrard be...
gebet nicht in Gegenwa...
dünket, eine gewisse Sc...
Art und auch das mit ...
diese Scham begleitet ja ...
man ungern von Zeuge...
überrascht wird. Aber ...
Menschenscheu auch oft un...
losen falschen Veilchen sch...

Wir waren im schönen ...
Thäler, die ich je sah, umgeb...
nigfaltiger Schön...

bei welcher uns sehr wohl ward, und fuhren durch zauberische Gegenden bei halbtrübem Himmel wieder heim. Manches und Manches, Voriges, Gegenwärtiges und Künftiges ging vor uns vorüber, und zuletzt verweilten wir bei dem wichtigsten Gegenstande, bei der großen Frage, welche uns noch immer unbeantwortet bleibt, und bei welcher wir, so wichtig sie auch ist, dennoch mit Ruhe der Seele (nicht mit träger Ruhe des Verstandes) die Antwort erwarten könnten, wenn wir nicht immer besorgen müßten, daß es an uns liege, wenn uns die bestimmte Antwort noch nicht geworden ist. Geängstet von Zweifeln, wiewohl anderer Art, aber doch von Zweifeln, ermannte sich Asaph. ‚Israel hat dennoch Gott zum Trost'; aber er setzt hinzu: ‚wer nur reines Herzens ist'. O bitten Sie Gott, daß er unsre Herzen reinige, so wird uns die Erleuchtung, deren wir bedürfen, nicht fehlen.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Carlsbad, 19. Juli 1798.

Habe ich auch lange geschwiegen, so blieb ich Euch doch immer im Geiste treu und nah, theilte in der Stille mit Euch, was Euch insbesondere betrifft, und vereinigte mich oft mit Euch im Geiste zu den Füßen des Wohl- und Wehvertheilers, dessen Weh aber auch, wenn wir es der liebenden Absicht des Gebers gemäß empfangen, selbst beim Empfange schon sich in Wohl verwandelt.

Wir haben bisher eine in mehr als einer Absicht interessante und angenehme Reise gehabt, und der hiesige Aufenthalt hat vor anderen Brunnenkuren den Vortheil einer außerordentlich schönen und mannichfaltigen Gegend, welche wir auch fleißig durchwandeln. Wir mögen wohl freilich dadurch daß wir die Comödie nie, und die gesellschaftlichen

Kreise sehr selten besuchen, als Sonderlinge erscheinen lassen uns das aber wenig anfechten und freuen uns schönen Natur und unsrer Freiheit. Der Abbé Pi gewinnt immer mehr unsre ganze Achtung und Vert Ein stiller edler Geist belebt ihn, und mich dünket, reine Frömmigkeit müßte Allen, die ihn viel sehen, auff in hohem Grade streng gegen sich, hat er eine Mild Freundlichkeit, welche, immer mit sanftem Ernst verbu aus einer höheren als Temperamentstugend quillen, ihres günstigen Einflusses auf die Kinder nicht ver werden.

Ich mag der öffentlichen Zeitbegebenheiten nicht erwä und kann nicht daran denken, ohne daß mir selbst in d Augenblick die Hand vor Aerger zittert. Nun auch A den Feinden Gottes und der Menschen verrathen! letzte Großmeister, der erste deutsche Großmeister des Ord hat nun auch diese Schmach auf unsre Nation gebr Durch sein Bubenstück haben die Franzosen einen gr Schritt zur Erreichung ihres allzerstörenden Endzweckes than. Aber warum gräme und ärgere ich alter Narr noch immer über das, was Gott zuläßt! Ihm, Ihm A und vorzüglich uns selbst, ohne Rückhalt total und fre zu überlassen, ist ja doch die einzige Weisheit. Dazu w Er uns verhelfen.

An die Fürstin von Gallitzin.

Carlsbad, 26. Juli 1798.

Warum muß ich ohne Sie diese schönen Gegenden du wandeln? Ohne Sie die mit Laub- und Nadelholz bedeck Höhen, die fruchtbaren Thäler, die Ströme und gethürm Felsen sehen? Ohne Sie die frommen Capellchen auf Fe spitzen und die hohen, hehren Kreuze auf den Gipfeln

Berge? Es ist sehr wohlthuend für's Herz, wenn es mitten n frohgeöffneten, aber unbestimmten Gefühl, welches große nd schöne Natur hervorbringt, plötzlich durch die Erheinung des Denkmals der höchsten Liebe ergriffen wird. Das wäre dem armen Menschen die ganze herrliche Natur, ls vorübergleitende Schemen einer laterna magica, wenn ym dieses heilige Kreuz nicht Leben und Seligkeit sicherte? Nag der großen Welt, welche mitten zwischen den Höhen nd Tiefen großer Natur sich einen regelmäßig bepflanzten uchten Promenadenplatz auszumitteln wußte, das Kreuz ugubre scheinen, uns wird es, durch Gottes Gnade, willommen erscheinen, wenn es pranget in der großen Siegesahne des Tages, an welchem Berge und Thäler in einander die Wachs zerrinnen.

Dicht bei unserm Hause hat Peter der Große, welcher ie hiesige Kur gebrauchte, ein Denkmal ganz in seinem Geiste gestiftet. Ein vorspringender großer Felsen hemmte en Gang zwischen den Häusern und dem Strom. Er urchschnitt ihn senkrecht und öffnete Bahn. Oben auf dem felsen steht ein Kreuz.

Hier wechseln friedliche Gerüchte so schnell mit kriegerichen, wie die Witterung in bergigten Gegenden. Beide keln mich an, weil sich dasjenige nicht zeiget, was den Frieen sichern, den Krieg mit Erfolg krönen, beide ehrenvoll nachen muß.

Dem Buchhändler Fauche in Hamburg sind die bei ihm orhandenen Exemplare von Barruel's Mémoires pour ervir à l'histoire du Jacobinisme abgekauft worden, um, die er nachher erfahren hat, sie zu verbrennen. Mit der Treue wird die Sache des Mörders von Anfang und des Lügners von Anfang betrieben! Wie sollte da Frankreichs Basiliskenei nicht in Europa ausgebrütet werden?

An seine Schwester Catharina.

Carlsbad, 3. Aug. 17[illegible]

Ich habe wenig Männer von solcher lautern Frömmigkeit, wenige, deren ganze Natur so durch und durch durch die Gnade geläutert worden, gesehen, wie Piemont. Noch nie haben wir die allermindeste Regung von Eitelkeit oder vom leisesten Egoismus, noch nie die mindeste Unlauterkeit irgend einer Art an ihm bemerkt. Mit einem solchen Manne muß Segen Gottes in's Haus kommen.

An seinen Bruder Christian.

Carlsbad, 13. Aug. 1798

Zu wiederholten Malen haben theils die Nürnberger, theils die Prager Zeitungen uns die Nachricht von einer großen Siege[1] des Admiral Nelson über Buonaparte's Flotte gegeben. Wäre diese Nachricht wahr, so würde sie vielleicht entscheidend auf die Entschlüsse der Cabinette wirken und sie würden es wagen wollen -- sich und Europa zu retten. Fahren sie, selbst durch Piemont's Beispiel gewarnt, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei fort, dem Friedenssystem mit dem wüthenden Feind, der keinen Frieden halten will, anzuhangen, so ist es in wenigen Jahren mit Europa aus. Aber wie darf man hoffen, daß sie irgend Etwas zu sehen anfangen sollten, was so lange schon evident war? Uns bleibt nur übrig, an aller menschlichen Hülfe zu verzweifeln, auf alles irdische Glück Verzicht zu thun und in den Phalanx uns zu ordnen, welchem die Kräfte der Hölle erliegen müssen.

[1] bei Abukir.

An seine Schwester Catharina.

Dresden, 18. Aug. 1798.

Eben komme ich vom Minister Gutschmied, der ein sehr ehrwürdiger und interessanter Greis von 77 Jahren ist. Noch voll Feuers und guten Geistes. Gestern war Fürst Repnin in Dresden. Gern hätte ich diesem wirklich großen und sehr ehrwürdigen Manne, dessen kraftvolle Activität izt für die gute Sache Europens gegen Frankreich eifert, meine Hochachtung bezeugt, aber ich ehrte seine Zeit, weil ich ihn ehre, und hielt mich zurück.

An die Fürstin von Gallitzin.

Brauna in der Lausitz, 27. Aug. 1798.

Seit vier Tagen sind wir hier auf Sophiens Gute, wo wir viel Freude haben, und nicht ohne tiefe Rührung und Gefühl der unverdienten Gnade den sichtbaren Segen im Physischen und Moralischen erkennen. Alles gedeihet außerordentlich. Die Gutsunterthanen finden sich glücklich, der Pächter ist zufrieden und wird von ihnen geliebt; jene wissen nicht, auf wie vielfältige Weise sie Sophien ihre Liebe zeigen sollen, und die Schule übertrifft unsre Hoffnung um sehr Vieles. Der Schulmeister ist ein Mann, an welchem Overberg Freude haben würde. Den Gutsinspector kenne ich schon lange als einen sehr wackern Mann, und der Justitiarius hat im ganzen Lande das Lob außerordentlicher Geschicklichkeit und Redlichkeit. Ja, was in unsren Zeiten in protestantischen Ländern am seltensten gefunden wird, der Prediger ist ein christlicher Mann, welcher sich des Heils seiner Gemeine annimmt.

Ich erhielt gestern hier einen Brief von Freund Katerkamp, datirt vom 16., aus dem ich mit Schmerzen sehe,

Feiern zusahen. O daß ich Ihre Procession hätte sehen, sie mit den Blicken und mit der Sehnsucht eines wehmüthigen Herzens begleiten können!

Hensler will mich nach Carlsbad schicken. Wofern ich hinreisen muß, so wird Sophie mit reisen, und wir nehmen Ernst und Andreas, Julie und Christian [1] mit uns. Ich kann mich izt von den großen Knaben nicht mit Ruhe trennen, und wiewohl ich auf der Reise Weniges mit ihnen vornehmen kann, so versäumen sie auch, so wie izt die Schule von Eutin ist, auf der einen Seite nicht viel, sondern haben vielmehr auf der andern Seite einen wichtigen negativen Gewinn. Meine griechischen Stunden mit ihnen machen mir wahre Freude. Es ist ein schönes Gefühl für mich, mit diesen lieben Buben den Homer in der Urschrift zu lesen.

Emkendorf, 2. Mai 1798.

Das Herz ist mir so voll! Und da mir durch Manches und Manches izt der Kopf beschäftiget und beunruhiget wird, das Herz aber oft sich sehr geängstet fühlet, so daß Freudigkeit und Kraft mir oft hinsinken, so war mir Ihr Brief desto stärkender, desto erquickender.

Mein Zustand ist noch immer der des Hinstarrens auf den oft betrachteten Gegenstand. Die Dämmerung — o möge es eine Morgendämmerung, keine Abenddämmerung sein — ist immer dieselbige. Die Nacht sinket nicht tiefer ein, es gehet mir aber auch kein neuer Stern auf. Ich richte meine Blicke gegen den Aufgang, und ich hoffe auf den Allbarmherzigen, daß Seine Sonne mir aufgehen werde. Einige meiner Scrupel sind auf Dinge gegründet, welche meine Vernunft ebenso wenig mit der heiligen Schrift reimen,

[1] geb. am 26. Febr. 1796.

als eben diese Vernunft die Nothwendigkeit einer Kirche, die nicht irre, verkennen kann. Wollte ich — dem Wunsche und dem immer dringender werdenden Bedürfnisse meines Herzens nachgebend, mich heute in die Mutterarme der Kirche werfen — wahrlich ich könnte, ich dürfte es nicht thun! Aber Gott weiß, mit welcher Sehnsucht ich nach dem Lichte harre, welches mir leuchten und alle Fäden, die meinen Geist noch verstricken, verbrennen wolle! Ich überzeuge mich davon immer mehr, daß der Weg zur Wahrheit kein anderer als der Pfad der Heiligung sei. Und diese Ueberzeugung macht es meinem, noch in so vieler Absicht egyptischen Herzen, auf eine tief demüthigende Weise nur zu klar, weßwegen ich in einer Wüste irren, lüstern nach den Gefilden Canaans hinschauen muß, und noch über den Jordan nicht geführt ward. Ich werde — das hoffe ich zu Seiner Erbarmung — am Wege stehen und rufen, wie der Blindgeborene, bis Er mir die Augen öffnet.

Eutin, 20./27. Mai 1798.

Seit dem Frühlinge 89, dem ersten nach dem Heimgange meiner Agnes, wüßte ich keinen, der mich so wenig erquickt hätte, als der dießjährige, welcher doch so fruchtbar und so schön ist. Ahnung und Sehnsucht keimen in meinem Kopf und in meinem Herzen; sie erlauben mir selten, mich an den physischen Frühlingskeimen und Schönheiten zu laben. Möge Gottes milder Thau und kräftiger Sonnenschein diese Keime entwickeln! und, um mit unserm Platon zu reden, die izt juckenden Federkeime zum Wachsthum gedeihen lassen.

Doch nicht jenes innere Keimen allein, auch, und vielleicht nur zu oft, nehmen mir die öffentlichen Begebenheiten alle Ruhe, ohne welche kein Genuß ist. Besonders schwebt mir das Weh der armen Schweizer vor dem Sinn, dieses

edlen, einfältigen, heroischen Hirtenvölkchens, in dessen ehemals so ruhige Thäler der Phalanx eingefleischter Teufel eindringt! O es ist nicht immer leicht, sich mit voller Empfindung zu sagen: Obmutui, quia tu fecisti! Uebrigens muß ja wohl unfehlbar eben dieser schnelle unaufhaltbare Fortgang des Bösen auf einen herrlichen, vielleicht bald anbrechenden Tag deuten, welcher dieser Nacht folgen soll.

Unsere Julia [1] trug uns auf, Ihnen zu sagen, es werde ein Franzose in ihr Haus ziehen, auf den sie Ursache habe, sich sehr zu freuen. Es ist ein Deportirter weltlichen Standes, welcher mit Kraft und mit Gluth gegen das Böse geeifert hat, bis er aus dem Lande gebracht und in den Sümpfen von Cayenne sein Leben bald zu beschließen bestimmt ward.

Wenn ich recht mit Inbrunst des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, sowie täglich mit den Lippen betete, daß Er uns Seinen Geist senden möge, welcher mich und die Meinigen in alle Wahrheit leiten wolle, so könnte die Erhörung nicht fehlen, und die Nacht der Zweifel müßte schwinden. Und wäre diese Bitte erhöret, so würde es auch jene, mit welcher ich ihn anrufe, daß er uns in Seiner Wahrheit heiligen wolle, Er, dessen Wort, Er, welcher selbst die Wahrheit ist! Manchesmal sind mir die herrlichen Worte auf's Herz gefallen: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! Aber ich fühle, daß ich in jedem Sinne nur an diesem Wege stehe, daß Seine Wahrheit mir noch nicht klar, Sein Leben noch nicht belebend sei.

Auf Verordnung des Arztes mußte Stolberg im Sommer 1798 nach Carlsbad in's Bad und er besuchte auf der

[1] Gräfin Reventlow

Reise, von seiner Gemahlin und mehreren Kindern begleitet, den Bruder in Tremsbüttel und die Verwandten in Wernigerode.

An seine Schwester Catharina.

Segeberg, 6. Juni 1798.

Ich vergaß meinen kleinen Thomas von Kempis zu mir zu stecken. Ich bitte Dich, bestes Kätchen, ihn mir mit der Post nach Tremsbüttel zu schicken. Es ist ein kleines blaues Büchelchen in gelbem Futteral und liegt auf meinem Schreibtische.

An die Fürstin von Gallitzin.

Zelle, 11. Juni 1798.

In Tremsbüttel ward uns sehr wohl. Mein Bruder äußerte Besorgnisse, daß wir uns entschließen möchten, zur großen Heerde überzugehen. So ängstlich in Absicht auf uns, so sanft drückte er sich über die Sache aus und wollte eigentlich nur gegen Uebereilung warnen. Ich schüttelte ihm ohne den mindesten Rückhalt mein ganzes Herz aus.

Wernigerode, 15. Juni Abends.

Seit gestern Nachmittag sind wir hier im schönen Wernigerode und bei guten Menschen. Hier wird uns wohl. Ein Geist der Ordnung und der Frömmigkeit waltet über diesem Orte seit drei Generationen, und sichtbares Gedeihen sieht man sehr deutlich auf allen Seiten. Mein Vetter ist ein sehr rechtschaffener Mann, und seine Frau voll wahrer herzlicher Frömmigkeit. Etwas Kleinliches, Sectirisches hing ehemals der wernigerödischen Frömmigkeit an. Der Strom arbeitete sich mühsam durch Manches durch und ward auch von Manchem getrübt. Izt — wofern ich Armer davon

sprechen darf — scheint mir, daß er freier, klarer, tiefer, den Himmel reiner spiegelnd fließe.

Wernigerode, 18. Juni 1798.

Die Reise und besonders der hiesige Aufenthalt macht meine Kinder sehr glücklich. Ich genieße dadurch auch in ihren Seelen, und Gegenstände, die ich lange kannte, erhalten dadurch auch für mich den Reiz der Neuheit. Ich beginne nun erst recht die Wahrheit des Satzes, daß man in seinen Kindern wieder ein neues Leben lebe, zu empfinden. Möge ich nun auch im höheren Sinne recht zum Kinde werden!

Am 19. Juni Vormittags.

Manchesmal, wenn mir meiner Seele wegen bange um's Herz ist, richtet mich das Gefühl der Sympathie auf, welches mich immer mehr, und ich darf sagen ausschließender an Menschen zieht, welche sich vom großen Anzieher ziehen lassen.

Nachmittags.

Etwa eine Stunde nachdem ich diese Zeilen geschrieben, kam der Abbé Pierrard. Die auffallende Simplicität, Freundlichkeit und unfranzösische Bescheidenheit des Mannes gefiel uns gleich, und sein erster abord hat hoffentlich auf die Knaben gut gewirkt. Denn sie waren in großer Angst vor einem Franzosen. Als ich heute früh wieder mit ihnen von ihm sprach und ihnen Vertrauen, Liebe und Ehrfurcht für diesen Märtyrer unserer Zeit einzuflößen suchte, weinte Ernst.

An seine Schwester Catharina.

Wernigerode, 22. Juni 1798.

Sowohl Eltern als Kinder gewinnen, täglich mehr gekannt zu sein, und es weht im ganzen Familienkreise ein sanfter und warmer Hauch der Liebe durch einen freien

wolkenlosen Aether. Auch muß, drinnen und draußen, jedem Unbefangenen die sichtbare Spur des Segens auffallen, welchen drei fromme Generationen herabgerufen haben und noch immer herabrufen. Auch darin gefällt mir die Existenz hier, daß wir immer fast den ganzen Vormittag für uns haben und dann der Gesellschaft dieser lieben Menschen den Rest des Tages desto besser genießen.

Die hiesigen Gegenden habe ich Dir wohl eher beschrieben. Auf einem ziemlich hohen Berge liegt das Schloß. Von einer Seite rund umher stehen theils höhere, theils kleinere Berge, hinter denen sich noch viel höhere erheben, und hoch raget der Brocken über alle hervor. Das schönste Grün kleidet die Thäler, die Berge sind mehrentheils mit Laub, doch auch mit Tannen bedeckt. Auf der andern Seite eine große, von jeder Fruchtbarkeit und mit großen Dörfern bedeckte Ebene. An sehr vielen Stellen sieht man diese beiden so verschiedenen und dadurch sich hebenden Aussichten zugleich. Die Stadt, wenigstens dreimal so groß als Eutin, liegt unten am Schloßberge in einem sehr fruchtbaren Thal.

Der Abbé[1] fährt fort, mir sehr zu gefallen. Still, heiter, freundlich und sehr bescheiden, scheint er mir auch einen recht guten Tact zu haben. Gestern Vormittag haben die Knaben einen Spaziergang mit ihm gemacht und sie scheinen gegenseitig recht zufrieden mit einander zu sein. Er ist gewiß von Herzen fromm und in einem nicht gemeinen Geiste, ja man sieht, wie diese Frömmigkeit seine natürlichen sehr guten Anlagen sehr veredelt. Uebermorgen werden wir mit der ganzen Familie communiciren und den Tag darauf, Montag früh, unsere Reise fortsetzen.

---

[1] Pierrard.

Leipzig, 27. Juni 1798.

Gestern kamen wir noch früh genug nach Halle, um das Pädagogium etwas im Detail und im Allgemeinen das Waisenhaus besehen zu können. Jenes gefällt mir so so — aus dem Waisenhaus ist gewiß der gute und große Geist des Stifters (dessen Portrait auch durch seinen außerordentlich schönen Ausdruck uns rührte) nach und nach anfangs langsamer, izt mit zunehmender Schnelligkeit gewichen [1].

An die Fürstin von Gallitzin.

Dresden, 1. Juli 1798.

Es hat Pierrard befremdet, daß die Knaben ihr Morgengebet nicht in Gegenwart des Bedienten beten wollten. Mich dünket, eine gewisse Scham begleite das tête à tête jeder Art und auch das mit Gott. Man will allein sein. Eben diese Scham begleitet ja auch gute Handlungen, bei denen man ungern von Zeugen beobachtet und mit Verwirrung überrascht wird. Aber freilich liegt die Schlange feiger Menschenscheu auch oft unter dem Grase und neben geruchlosen falschen Veilchen scheinbarer Bescheidenheit verborgen.

Dresden, 3. Juli 1798.

Wir waren im schönen Tharand, einem der schönsten Thäler, die ich je sah, umgeben von Bergen, welche mit mannigfaltiger Schönheit geschmückt sind, und wo wir von Einer Höhe, zwischen einstürzenden Trümmern eines alten Schlosses, in drei Thäler zugleich hinabsahen. Den größten Theil des Tages brachten wir bei der Gräfin Werthern zu,

[1] Auch bei Hennes, Stolberg in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens 91—92.

bei welcher uns sehr wohl ward, und fuhren durch zauberische Gegenden bei halbtrübem Himmel wieder heim. Manches und Manches, Voriges, Gegenwärtiges und Künftiges ging vor uns vorüber, und zuletzt verweilten wir bei dem wichtigsten Gegenstande, bei der großen Frage, welche uns noch immer unbeantwortet bleibt, und bei welcher wir, so wichtig sie auch ist, dennoch mit Ruhe der Seele (nicht mit träger Ruhe des Verstandes) die Antwort erwarten könnten, wenn wir nicht immer besorgen müßten, daß es an uns liege, wenn uns die bestimmte Antwort noch nicht geworden ist. Geängstet von Zweifeln, wiewohl anderer Art, aber doch von Zweifeln, ermannte sich Asaph. „Israel hat dennoch Gott zum Trost'; aber er setzt hinzu: ‚wer nur reines Herzens ist'. O bitten Sie Gott, daß er unsre Herzen reinige, so wird uns die Erleuchtung, deren wir bedürfen, nicht fehlen.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Carlsbad, 19. Juli 1798.

Habe ich auch lange geschwiegen, so blieb ich Euch doch immer im Geiste treu und nah, theilte in der Stille mit Euch, was Euch insbesondere betrifft, und vereinigte mich oft mit Euch im Geiste zu den Füßen des Wohl- und Wehvertheilers, dessen Weh aber auch, wenn wir es der liebenden Absicht des Gebers gemäß empfangen, selbst beim Empfange schon sich in Wohl verwandelt.

Wir haben bisher eine in mehr als einer Absicht interessante und angenehme Reise gehabt, und der hiesige Aufenthalt hat vor anderen Brunnenkuren den Vortheil einer außerordentlich schönen und mannichfaltigen Gegend, welche wir auch fleißig durchwandeln. Wir mögen wohl freilich dadurch daß wir die Comödie nie, und die gesellschaftlichen

Kreise sehr selten besuchen, als Sonderlinge erscheinen, wir lassen uns das aber wenig anfechten und freuen uns der schönen Natur und unsrer Freiheit. Der Abbé Pierrard gewinnt immer mehr unsre ganze Achtung und Vertrauen. Ein stiller edler Geist belebt ihn, und mich dünket, seine reine Frömmigkeit müßte Allen, die ihn viel sehen, auffallen: in hohem Grade streng gegen sich, hat er eine Milde und Freundlichkeit, welche, immer mit sanftem Ernst verbunden, aus einer höheren als Temperamentstugend quillen, und ihres günstigen Einflusses auf die Kinder nicht verfehlen werden.

Ich mag der öffentlichen Zeitbegebenheiten nicht erwähnen, und kann nicht daran denken, ohne daß mir selbst in diesem Augenblick die Hand vor Aerger zittert. Nun auch Malta den Feinden Gottes und der Menschen verrathen! Der letzte Großmeister, der erste deutsche Großmeister des Ordens, hat nun auch diese Schmach auf unsre Nation gebracht. Durch sein Bubenstück haben die Franzosen einen großen Schritt zur Erreichung ihres allzerstörenden Endzweckes gethan. Aber warum gräme und ärgere ich alter Narr mich noch immer über das, was Gott zuläßt! Ihm, Ihm Alles, und vorzüglich uns selbst, ohne Rückhalt total und freudig zu überlassen, ist ja doch die einzige Weisheit. Dazu wolle Er uns verhelfen.

An die Fürstin von Gallitzin.

Carlsbad, 26. Juli 1798.

Warum muß ich ohne Sie diese schönen Gegenden durchwandeln? Ohne Sie die mit Laub- und Nadelholz bedeckten Höhen, die fruchtbaren Thäler, die Ströme und gethürmten Felsen sehen? Ohne Sie die frommen Capellchen auf Felsspitzen und die hohen, hehren Kreuze auf den Gipfeln der

Berge? Es ist sehr wohlthuend für's Herz, wenn es mitten im frohgeöffneten, aber unbestimmten Gefühl, welches große und schöne Natur hervorbringt, plötzlich durch die Erscheinung des Denkmals der höchsten Liebe ergriffen wird. Was wäre dem armen Menschen die ganze herrliche Natur, als vorübergleitende Schemen einer laterna magica, wenn ihm dieses heilige Kreuz nicht Leben und Seligkeit sicherte? Mag der großen Welt, welche mitten zwischen den Höhen und Tiefen großer Natur sich einen regelmäßig bepflanzten feuchten Promenadenplatz auszumitteln wußte, das Kreuz lugubre scheinen, uns wird es, durch Gottes Gnade, willkommen erscheinen, wenn es pranget in der großen Siegesfahne des Tages, an welchem Berge und Thäler in einander wie Wachs zerrinnen.

Dicht bei unserm Hause hat Peter der Große, welcher die hiesige Kur gebrauchte, ein Denkmal ganz in seinem Geiste gestiftet. Ein vorspringender großer Felsen hemmte den Gang zwischen den Häusern und dem Strom. Er durchschnitt ihn senkrecht und öffnete Bahn. Oben auf dem Felsen steht ein Kreuz.

Hier wechseln friedliche Gerüchte so schnell mit kriegerischen, wie die Witterung in bergigten Gegenden. Beide ekeln mich an, weil sich dasjenige nicht zeiget, was den Frieden sichern, den Krieg mit Erfolg krönen, beide ehrenvoll machen muß.

Dem Buchhändler Fauche in Hamburg sind die bei ihm vorhandenen Exemplare von Barruel's Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme abgekauft worden, um, wie er nachher erfahren hat, sie zu verbrennen. Mit der Treue wird die Sache des Mörders von Anfang und des Lügners von Anfang betrieben! Wie sollte da Frankreichs Basiliskenei nicht in Europa ausgebrütet werden?

An seine Schwester Catharina.

Carlsbad, 3. Aug. 1798.

Ich habe wenig Männer von solcher lautern Frömmigkeit, wenige, deren ganze Natur so durch und durch wäre durch die Gnade geläutert worden, gesehen, wie Pierrard. Noch nie haben wir die allermindeste Regung von Eitelkeit oder vom leisesten Egoismus, noch nie die mindeste Unlauterkeit irgend einer Art an ihm bemerkt. Mit einem solchen Manne muß Segen Gottes in's Haus kommen.

An seinen Bruder Christian.

Carlsbad, 13. Aug. 1798.

Zu wiederholten Malen haben theils die Nürnberger, theils die Prager Zeitungen uns die Nachricht von einem großen Siege[1] des Admiral Nelson über Buonaparte's Flotte gegeben. Wäre diese Nachricht wahr, so würde sie vielleicht entscheidend auf die Entschlüsse der Cabinette wirken, und sie würden es wagen wollen — sich und Europa zu retten. Fahren sie, selbst durch Piemont's Beispiel gewarnt, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei fort, dem Friedenssystem mit dem wüthenden Feind, der keinen Frieden halten will, anzuhangen, so ist es in wenigen Jahren mit Europa aus. Aber wie darf man hoffen, daß sie irgend Etwas zu sehen anfangen sollten, was so lange schon evident war? Uns bleibt nur übrig, an aller menschlichen Hülfe zu verzweifeln, auf alles irdische Glück Verzicht zu thun und in den Phalanx uns zu ordnen, welchem die Kräfte der Hölle erliegen müssen.

---

[1] bei Abukir.

An seine Schwester Catharina.

Dresden, 18. Aug. 1798.

Eben komme ich vom Minister Gutschmied, der ein sehr ehrwürdiger und interessanter Greis von 77 Jahren ist. Noch voll Feuers und guten Geistes. Gestern war Fürst Repnin in Dresden. Gern hätte ich diesem wirklich großen und sehr ehrwürdigen Manne, dessen kraftvolle Activität izt für die gute Sache Europens gegen Frankreich eifert, meine Hochachtung bezeugt, aber ich ehrte seine Zeit, weil ich ihn ehre, und hielt mich zurück.

An die Fürstin von Gallitzin.

Brauna in der Lausitz, 27. Aug. 1798.

Seit vier Tagen sind wir hier auf Sophiens Gute, wo wir viel Freude haben, und nicht ohne tiefe Rührung und Gefühl der unverdienten Gnade den sichtbaren Segen im Physischen und Moralischen erkennen. Alles gedeihet außerordentlich. Die Gutsunterthanen finden sich glücklich, der Pächter ist zufrieden und wird von ihnen geliebt; jene wissen nicht, auf wie vielfältige Weise sie Sophien ihre Liebe zeigen sollen, und die Schule übertrifft unsre Hoffnung um sehr Vieles. Der Schulmeister ist ein Mann, an welchem Overberg Freude haben würde. Den Gutsinspector kenne ich schon lange als einen sehr wackern Mann, und der Justitiarius hat im ganzen Lande das Lob außerordentlicher Geschicklichkeit und Redlichkeit. Ja, was in unsren Zeiten in protestantischen Ländern am seltensten gefunden wird, der Prediger ist ein christlicher Mann, welcher sich des Heils seiner Gemeine annimmt.

Ich erhielt gestern hier einen Brief von Freund Katerkamp, datirt vom 16., aus dem ich mit Schmerzen sehe,

daß Sciatik, zum Friesel gesellet, Sie heimsucht. Wie unermüdet hämmert der große Goldschmied an Ihnen! Wie rastlos schmelzet der große Schmelzer!

An seine Schwägerin Luise.

Brauna, 29. Aug. 1798.

Mit großem Interesse habe ich Lally's Leben Strafford's gelesen. Der Geist, welcher diesen großen Mann zum Tode verdammte, spukte als ein Kobold dem Geiste unserer Zeiten vor, welcher unter einer andern Larve noch schamloser Alles, was gut und heilig ist, mit Füßen tritt. Mit sehr großer Rührung habe ich auch Clery's Journal gelesen, in welchem der gute und durch Charakter wie durch Denkart wahrhaftig große Ludwig in einem schönen Lichte erscheint. Sein Testament ist gewiß eine der merkwürdigsten und schönsten Urkunden unserer Zeit.

An seine Schwester Catharina.

Bernsdorf [1], 31. Aug. 1798.

Morgen treten wir, so Gott will, unsere Herrnhut'sche Reise an. Unser achttägiger Aufenthalt in Brauna ist uns in vieler Absicht angenehm und interessant gewesen. Gewiß war er nicht unfruchtbar, weder in Absicht auf unsere eigenen Angelegenheiten, noch auch — und vorzüglich — in Absicht auf die Gutsunterthanen, besonders in Absicht auf die Schule, auf Pflege der Kranken und Ertheilung der Freiheit und des Eigenthums, welche letzten beiden Punkte hier zu Lande, wo beide ohnehin nicht sehr eingeschränkt sind, viel leichter

[1] in der Lausitz, ein Gut des Grafen Sigismund von Redern, des Bruders der Gräfin Sophie.

als in Holstein einzurichten waren. Es ist eine gute und freundliche, dabei fleißige und gesittete Art von Menschen[1].

An die Fürstin von Gallitzin.

Bernsdorf, 10. Sept. 1798.

Gestern Abend kamen wir, nach neuntägiger Reise, von unsrer Herrnhut'schen Excursion wieder hier an. Noch gestern früh nahmen wir Theil an der Litanei und den Vormittag an der Predigt in einer ihrer Gemeinen, welcher Bruder Baumeister vorsteht. Ich konnte es nicht unterlassen, ihm zu sagen, wie es mich bei dem hohen, christlichen Sinn der Gemeine befremdete, daß sie einen so hohen Werth auf die fühlbaren Empfindungen, oder, wie sie es ausdrücken, auf die fühlbare Nähe des Heilands legten. Es scheine mir, daß theils dieses Gefühl sehr leicht Illusionen unterworfen sei, theils, aus höherer Gnade, nach Erfahrung so vieler Heiligen, ihnen oft entzogen würde. Endlich könne diese Anforderung auch Anlaß zur Heuchelei geben, da sich die Brüder und noch mehr die Schwestern schämen würden, die Frage: Ob sie denn auch in der seligen Nähe des Heilandes sich fühlten? oft zu verneinen. Ich weiß, daß die Vorsteher und Vorsteherinnen im tête à tête ihren Pfleglingen diese Frage oft vorlegen. Baumeister nahm meinen Einwurf mit vieler Liebe auf, versicherte mich aber, daß sie weit entfernt seien, Rührungen, Thränen ꝛc. für sichere Zeichen der Begnadigung zu halten. Indessen befriedigte mich die Erklärung des lieben Mannes nicht ganz. Aber das Siegel der Kindschaft Gottes tragen sie an der Stirne und ein unbefangener Philosoph, wofern es deren izt gibt, würde bekennen müssen, daß ihre lebendige Tugend sich zum kantischen

[1] Dieser Brief auch bei Hennes 94.

Imperativ verhalte, wie des Leonidas Heldenhäufchen zu einem Paragraph der Tactik.

Eutin, 19. Sept. 1798.

Ich habe mich entschlossen, meine Knaben aus der Schule zu nehmen, und werde es morgen durch Ernestine ihrem Manne beibringen. Sie hat diesen Sommer zu Kätchen gesagt: so sehr es auch ihren Mann befremde, daß ich einem Katholiken, einem Emigrirten, ja einem katholischen Priester meine Kinder anvertrauen wolle, so müsse er doch selber wünschen, daß ich sie aus der Schule nähme, da er wohl wisse, wie ich über seinen Unterricht denke. Ich bitte Gott, daß Er mir Worte weisen Glimpfes in den Mund legen und mein Herz zu dieser Unterredung mit Liebe salben wolle; denn ich habe immer gegen Erbitterung zu kämpfen, so oft diese Saite auch nur leise erschüttert wird.

Am 20. Sept.

„J'ai vu l'impie adoré sur la terre,
Pareil au cèdre il portait jusqu'aux cieux
Son front audacieux;
Il semblait à son gré gouverner le tonnerre,
Foulait aux pieds les ennemis vaincus,
Je n'ai fait que passer — il n'était déjà plus!

Wenigstens ist er nicht mehr aufgebläht vom Stolz seiner Siege, dieser kirchenräuberische und mit dem Blute seiner Mitbürger sowohl als fast wehrloser Feinde befleckte Buonaparte, dem nun im Angesicht der hohnlachenden Egypter ohne Zweifel sein hungerndes oder gefesseltes Heer Flüche zuruft, wenn nicht etwa das Schwert der Araber sie fraß und die Krokodile mit ihren Leichen vergiftete. Hoch lebe der wackere Nelson mit seinen kühnen Britten! Freude über diesen so schön erfochtenen Sieg ist mir wie Oel in das Mark der Gebeine gedrungen und verjüngt mich. Dazu kommt nun die vereitelte Expedition der Landung in Eng-

land. Wie werden diese Niederlagen auf der einen, und der Mord jener biedern Schweizer, des harmlosen aber kühnen Hirtenvölkchens, auf der andern Seite wirken?

Als Robespierre bei seiner Gefangennehmung verwundet ward, rief ihm der Thäter zu: il est un être suprême! Mich dünket, es müsse nun dem verruchten Volke von allen Seiten her, am lautesten vom Nil und von Irland her, zuschallen: il est un être suprême!

An seinen Bruder Christian.

Emkendorf, 7. Nov. 1798.

Mit welchem Herzen Du besonders heute meiner gedenkest, das weiß und empfinde ich. Möge Gott zu Deinen Wünschen für mich Ja und Amen sagen! Ach die Wünsche geliebter Todter und Lebender sind so viele Federn in meinen Flügeln, auf denen ich mich zum Ursprung und zum Ziel dieser frommen, heiligen Wünsche erheben würde, wenn meine Schwere und Trägheit mich nicht immer sinken ließen!

Eutin, 18. Nov. 1798.

Es ward uns schwer, uns aus Emkendorf loszureißen. Wer die Kraft des Christenthums in unserer Freundin[1] Fortschritten nicht inne wird, der möchte auch leicht nach kantischer Weise in der Schöpfung keinen Schöpfer sehen.

‚Der Sterne feiernd Chor
Rief Er aus Nichts hervor,
Hosiannah!
Auch Seelen schuf
Sein Allmachtsruf,
Er schuf sie und Er schafft sie um!‘

Wir fanden, als wir heimkamen, Baggesen — die Rakete!

[1] der Gräfin Julia Reventlow.

— dessen Kinder und Schwiegermutter bei Jacobi. Sie sind, Gott weiß warum, in Paris gewesen. Er schildert mit schrecklichen Farben den dort herrschenden theoretischen und praktischen Atheismus. Uebrigens ist sein Urtheil über politische Dinge noch immer grundlos und oft albern. So sehr er auch die Bosheit der Franzosen, in der Schweiz verübt, verabscheut, so hält er es doch mit den Narren, welche gegen den Krieg waren, da doch nur diese durch Aufschub des Krieges das Land theils absichtlich, theils aus Feigheit in's Verderben stürzten.

In vollen Versammlungen, wozu die Jacobis, Vossens, Nicolovius kommen, liest Soltau die Nachmittage seine herrliche Uebersetzung des Don Quixote, von welcher er schon ein gutes Fünftheil vollendet hat.

Bei sehr schönem Talent ist Soltau einer der anspruchslosesten Menschen und voll Treue und Edelmuth und von einer so gefälligen als fruchtbaren Laune.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 6. Jan. 1799.

Am heutigen holden Feste haben Sie gewiß mit vorzüglicher Liebe an Ihr hiesiges Häuflein gedacht, und uns sammt unsrer Julia[1] dem neugeborenen Kinde dargebracht. Hätte man doch nie aus diesen heiligen Weisen Könige gemacht! Das Wunder wird dadurch kleiner, denn eher werden Könige ihrem Thron, als Philosophen ihrem Dünkel entsagen.

Wir lasen heute im Taulerus die letzte der vier Predigten, welche diesem Feste gewidmet sind. Mich dünket, ich kenne keine schönere.

[1] Gräfin Reventlow.

Indem ich, was mich betrifft, fast nur beichten kann, so darf ich doch sagen, daß meine Sehnsucht nach einem Sterne, der im Herzen aufgehen und mich zu Ihm führen soll, auf daß ich — zwar weder Gold noch Weihrauch oder Myrrhen — aber ein geängstetes oder zerknirschtes Herz Ihm darbringen möge, lebendiger und unruhiger wird.

Eutin, 20. Jan. 1799.

Welche schreckliche Ereignisse in Italien, von Turin bis Neapel! Wie offenbar ist es, daß die Gerichte Gottes seine und der Menschen Feinde zur Züchtigung und, Gott gebe, zur endlichen Reinigung von Europa waffnen. Es ist ihre Stunde und die Macht der Finsterniß! Daher die egyptische Nacht, in welcher das Wiener Cabinet tappet und unentschlossen blieb, als es einen so entscheidenden Schlag zu Europens Rettung in Italien thun konnte!

Eutin, 26. Jan. 1799.

Auch heute, wie oft schon, ist mir durch Sie Gutes widerfahren, indem ich Gustchen [1] Ihren schönen Aufsatz über unsere verewigte Antoinette [2] vorlas. Es ist so lieblich, wenn man denen im Geiste nachblickt, die man hienieden liebte, und die nun, die Glücklichen, heimgegangen sind. Und so lehrreich, zurück auf die irdische Wallfahrt solcher Seelen zu sehen, welche so unbefleckt wie diese durch's Leben gingen. So lehrreich durch Beschämung. Die sichtbare Stärkung von Oben, welche unserm lieben Adolf ward, und die Empfindung, mit welcher er die Nachricht ihres Heimgangs erfuhr — o wie ist es möglich, daß so viele Menschen an solcher Stärkung, an solchem Himmelsthau

[1] der Schwester, verwittweten Gräfin Bernstorff.

[2] die Gemahlin des Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

nicht den göttlichen Geist der Lehre Jesu erkennen und ihr wenigstens mit dem Verstande huldigen! Daß sie blind bleiben gegen die geoffenbarte Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!

Die Gräfin Sophie fügte hinzu:

Meine geliebte mir von Gott gegebene Mutter, Du weißt es gewiß nicht halb, wie Gott das Band, das meine Seele an Dich fesselt, immer fester zieht. Es ist, als wenn er selbst in der Entfernung diese Liebe nährte und mehrte und Dich mir gegenwärtig machte. Was Stolberg so schön auf der ersten Seite dieses Blattes sagt, fällt mir oft so gewaltig auf's Herz, daß mir ist, als könnte man die höchste Wahrheit selbst der Vernunft unwiderleglich beweisen. Aber das soll nicht sein, auf daß wir suchen und anklopfen und flehen mögen. Der Zustand meiner kranken Julia [1] ist immer derselbe. Meine Hoffnung, sie zu behalten, erhält sich oft Tage lang, und dann überfällt mich wieder eben so gewaltig der Gedanke, daß Gott diese schöne zarte Blume frühe zu sich nehmen wird. Mich dünkt, daß dann eigentliche Freude nicht mehr in mein Herz kommen könnte, aber danken werde ich Gott so lange ich danken kann, daß er mich Elende würdigte, mich zur Mutter dieses Kindes zu machen.

Eutin, 3. Febr. 1799.

Was sagen Sie, was sagt unser lieber Fürstenberg zu Italien, welches man kalt und ruhig, als sähe man ein Ballet tanzen, in Trümmer einstürzen sieht? Zu Ehrenbreitstein, das man sich während eines langen, einseitigen Waffenstillstands nehmen läßt? Neue Erfindung unserer Zeit, ein einseitiger Waffenstillstand, kraft dessen der

[1] geb. am 10. Dec. 1790.

schamloseste Uebermuth mit der gewaffneten Rechten nach Gefallen schaltet und waltet und mit der Linken die wehrlose Rechte unseres täglich mehr entartenden Vaterlandes hält! Wer die Bibel nicht hört, den sollten die Zeitungen izt belehren, daß es Zeit sei, Dem Könige zu huldigen, Dessen Reich nicht von dieser Welt ist! Wie oft singt mir eine sehnsuchtsvolle Stimme im Herzen die schönen Worte unseres Claudius:

‚O du Land des Wesens und der Wahrheit,
Unvergänglich für und für,
Mich verlangt nach dir und deiner Klarheit,
Mich verlangt nach dir!‘

Eutin, 6. Febr. 1799.

Heute vor neunzehn Jahren verlor ich eine sehr geliebte Freundin [1], die erste Frau von unserer Julia ältestem Bruder. Ihr Tod schmerzte mich mehr, als mich bis dahin noch etwas geschmerzt hatte. Es war eine schöne Seele und mit jeder Grazie geschmückt. Es war die Emilia, welche meiner seligen Schwester Bernstorff einige Jahre nachher himmlisch lächelnd im Traum erschien und ihr zu folgen winkte. „Wohin, Emilia? etwa zu den ewigen Hütten?“ — „Und wenn ich Dir nun dahin zu folgen winkte?“ — „O ja, gern würd' ich folgen, doch würde ich Kummer haben über meinen Mann und meine Kinder.“ — „O dort machen uns die Unsrigen keinen Kummer!“ Sie verschwand und meine Schwester erwachte. Einige Wochen nachher, im Februar 1782, erzählte sie mir und einigen Andern diesen Traum, und den vierten August folgte sie der geliebten Freundin zu den ewigen Hütten [2].

Ich mache gern einen Halt auf meiner Pilgerbahn und

---

[1] Emilia, Gräfin von Schimmelmann, vergl. S. 109—112.
[2] Vergl. S. 127—132.

sehe zurück auf diesen Tag vor neunzehn Jahren. Wie Vieles hat mich Gott seitdem erleben lassen! Wie viel Ursache für mich zum tiefsten Hinsinken vor Scham und Reue! Zum glühendsten Danke für so viele Gnaden bei all' meinem Undank! Schwerlich stehen mir noch neunzehn Jahre auf meiner Laufbahn bevor, und wie vieles habe ich nachzuholen! Gott hat mich seitdem mit Engeln in menschlicher Bildung in heilige, ewige Verbindung gebracht, deren einige von oben her mir winken, ihnen nachzufolgen zu den ewigen Hütten, andere noch hienieden sichtbar wallen, mich ermuntern und stärken.

Eutin, 13. Febr. 1799.

Wir sind hier wie vergraben im Schnee, und die vorigen Tage war alle Zufuhr, sogar die Posten waren gesperrt. Die Noth ist sehr groß, da eben der Winter, welcher das Holzbedürfniß so vergrößert, den armen Leuten das Aufsammeln des dürren Holzes in den Waldungen wegen des tiefen Schnees unmöglich macht. Bei gehemmter Zufuhr stocken Verkehr und Gewerbe, und in dumpfer Unthätigkeit starren viele Menschen vor sich hin, je nachdem es ihre Gemüthsart mit sich bringt, verzagend, murrend oder verzweifelnd. Es ist sehr traurig. Doch sieht man auch schöne Beispiele von Mitgefühl und hülfreicher Thätigkeit.

Unsere kleine Julia fährt fort, mehrentheils fast gar keinen Appetit zu haben. Flechten in den Kniekehlen, wie sie von Kindheit an oft gehabt, stellten sich vor einigen Tagen wieder ein und sind noch da, aber das innere Uebel scheint gleichwohl nicht abzunehmen. Indessen ist sie außerordentlich froh, sanft und voll Liebe. In ihrem zarten Herzen wirket offenbar die Gnade mit vermehrter Kraft, und sowohl Sophie als ich sind desto mehr geneigt, zu glauben, daß Gott das liebe Kind zu sich nehmen wolle.

Eutin, 20. Febr. 1799.

Die Nachricht von Neapel[1] und die hinstarrende Verzagtheit der europäischen Mächte, das einzige England ausgenommen, sind entsetzlich. Wer hier die unsichtbare Hand verkennt, welche den Völkern Medusens Haupt vorhält und sie in Stein verwandelt, an dem würden auch alle Wunder verloren sein!

Eutin, 10. März 1799.

Meine Unruhe ist immer dieselbe, mein Verlangen dasselbe, mein tägliches Gebet dasselbe. Wissentlich lege ich der Wahrheit nichts in den Weg, aber ich kenne die Schwäche und Tücke meines Herzens und bin desto mißtrauischer gegen mich, da ich weiß, wie leicht ich in anhaltendem Forschen par paresse d'esprit erliege und tausend Considerationen und Considerationchens, auch ohne daß ich ihrer ganz inne werde, mich fesseln können. Indessen lasse ich wissentlich und wollend nichts aufkommen, was mich von der Wahrheit, nach welcher ich dürste, abhalten kann. Und trotz meiner zahllosen Untreuen fühle ich, daß mein Herz von der Liebe Dessen, der mich zuerst geliebet und sein Blut für mich vergossen, mehr und mehr belebet werde. Beim Gedanken an Ihn, bei dem Laut seines gebenedeiten Namens, in dem alle Kniee auf Erden, unter der Erden und über der Erden sich beugen sollen, wird mir wohl. Die Vorstellung, daß vielleicht meine Kinder, oder einige unter ihnen, nicht zu seiner Heerde dereinst gehören möchten, ist mir Quelle beständiger und bitterer Unruhe. Was nicht Beziehung auf ihn hat, wird mir immer fremder und leerer. Und so hoffe ich auf ihn, daß er mich und meine Sophie, deren Durst nach ihm so er-

[1] über den Einzug des französischen Generals Championnet in Neapel und dessen Plünderungen.

staunlich zugenommen hat, und meine Kinder mit, wo nicht durch uns, zu seinen Quellen leiten wird. An Sophien zeigt er mir, auf eine mich so beglückende als beschämende Weise, den Reichthum seiner Gnaden und Erbarmungen. Sie ist der Ueberzeugung viel näher als ich.

In diesen Tagen hatten wir eine Erscheinung unserer lieben Paulina, welche wir in einigen Monaten nicht sehen werden. Sie reist nach Holland, wünscht so herzlich, bezweifelt es aber, auf dieser Reise nach Münster zu kommen.

Eutin, 12. März 1799.

Ich kann über die Zweifel, welche sich gegen mich thürmen, nicht kommen, wo Gott mich nicht erleuchtet. Wenigstens scheint es mir so. Ach, ich verlange nicht Zeichen, noch andere Wunder, als das Wunder der Erleuchtung, und dieses darf und soll man ja hoffen, wenn man es von seiner Seite nicht an Untersuchung fehlen läßt, noch auch der Wahrheit mit Willen Etwas in den Weg legt. Wir werden uns nicht in falsche Ruhe wiegen lassen, so lange wir auf diesen Wogen der Zweifel schweben, und bitten mit herzlichem Flehen, daß die Hand, welche den Petrus auf den Wogen ergriff, auch uns nicht sinken lasse.

Am 20. März 1799.

Heute las uns Jacobi das Ende eines Briefes an Fichte vor, in welchem sehr viel Schönes ist. Er spricht mit vieler Wärme über die Vermessenheit der Fichtischen Philosophie und über die Seligkeit der totalen Abhängigkeit von Gott, gründet auch, wie er meint, seine ganze Philosophie auf die Liebe. Ihm flossen die Thränen, als er las. Mir flossen inwendig Thränen, und es fiel mir ein, was Sie manchmal von unserm lieben Jacobi sagten, daß eben seine Schönheit ihm so gefährlich sei. Ach es kann wohl nur

die Fackel des Christenthums uns mit den Krümmen unseres labyrinthischen Herzens genug bekannt machen, um uns zu zeigen, wie hinter dieser schönen Liebeslarve unser armes Selbst laure!

Am 24. März, Ostertag 1799.

Ich bin meiner armen Seele wegen oft sehr angst und bange. In Absicht auf Herz und Kopf fühle ich mich gichtbrüchig wie der achtunddreißigjährige Kranke am Teiche Bethesda. Ich sehe, gleich ihm, das Wasser des Heils in Bewegung und bleibe kraftlos liegen. Heute, am schönen Feste des Jubels und des Triumphs, ist mir das Herz so schwer gewesen und meine Augen füllten sich oft mit Thränen.

Am 27. März 1799.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Franzosen damit umgehen, im Schleswig'schen eine Landung zu machen.

Schenk schreibt aus Rastatt an Jacobi (er geht täglich mit Dohm um): der Kaiser von Rußland habe 45,000 Mann umsonst an Preußen angeboten, wenn es der Coalition beitreten wolle. Das nie zu thun, sei Preußen aus Mißtrauen gegen Oesterreich entschlossen. Es werde aber die Demarcationslinie verstärken, zu Gunsten des Reichs in drohendem Tone mit Frankreich sprechen, und wofern das nicht fruchte, oder die Oesterreicher geschlagen würden, zu den Waffen greifen; kriegführend, ohne irgend in Verbindung mit andern Mächten zu treten.

Am 28. März 1799.

Ich freue mich, daß Ihnen meine Schmerzensode[1] ge-

[1] die Ode: ‚Erwartung des Friedens', in den Gesammelten Werken 2, 167—170. Sein Bruder Christian schrieb darüber aus Hamburg am 15. März 1799: ‚Deine schöne Ode hat mich entzückt

fallen hat. Glühender von Vaterlandsliebe, wie jetzt, wo das Vaterland so unglücklich, fühlte ich mich noch nie. Ach, welches Unglück steht noch unserm armen Volke bevor!

---

ihres wahren, hohen und frommen Inhalts und ihres poetischen Schwunges wegen. Ja, wohl sollten wir uns mit dem Schwerte umgürten und gegen diese Ungeheuer ziehen. Welcher Trost bliebe uns in dieser Noth und dieser Schmach unseres Vaterlandes und in der Erwartung des Jammers und der Gefahr aller Art, die uns und unsere Kinder bedrohen, wenn wir die Hand Gottes erkennen, uns unter ihr demüthigen, aber unser Auge emporheben wollten in der festen Ueberzeugung, daß nach diesen uns genugsam angekündigten Gräueln der letzten Zeiten ein schönerer Tag aufgehen und unser, wenn wir treu bleiben, harren werde, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat. Mir scheint's, man müsse sich in freiwilliger Verstockung verblenden, wenn man diesen über unsere Fürsten und ihre Räthe ausgegossenen Schwindelgeist nicht erkennen will, der selbst das einzigste Triebwerk, das sie sonst bewegt, den Egoismus, in ihnen lähmt. Sie sehen, wie sie von ihren Thronen gestürzt werden und doch ist an keinen Bund, an keinen ernsten Widerstand zu gedenken. Ist's nicht, als habe der böse Feind eben zu dieser wichtigen Stunde durch den Tod des Churfürsten von Baiern noch einen neuen Erisapfel unter unsere Fürsten geworfen? Klopstock ist sehr wohl und sehr heiter, er hatte an Deiner Ode eine gar große Freude und Du wirst ihn an der Idee recht erkennen, daß er sie dem portugiesischen Gesandten, eben dem, der in Paris im Temple gefangen gesessen, als erste Lehrstunde im Deutschen vorlesen will.' Beachtenswerth in politischer Beziehung sind Christian's Briefe aus Berlin, wo er längere Zeit im Hause des Ministers von Haugwitz lebte. ‚Haugwitz', schreibt er am 24. April 1799, ‚ist sehr beschäftigt, arbeitet viel selbst, aber auf eine freie Art, indem er die Dinge mit seinen Untergeordneten bespricht und Aufsätze machen läßt, doch dictirt er auch viel. Gegen mich und mit mir ist er ganz der Alte. Panin sagte mir vor ein paar Tagen, er wäre izt sehr zufrieden und wüßte auch wohl, daß Jener nicht immer so könnte, wie er wollte. Wenn man Haugwitz beschuldigt, nicht so, wie er's sollte, gegen die Franzosen zu sein, so thut man ihm Unrecht; er weiß es ganz, wie böse

Eutin, 3. April 1799.

Ich habe angefangen, Bossuet's Histoire des variations des églises protestantes zu lesen. Ich stehe, wo ich schon so lange stand. Doch dünket mich, mit Gewiß-

---

und wie gefährlich sie sind, allein man schlägt sich nicht zur Coalition, theils weil man, wie Du weißt, wenig Vertrauen in Oesterreich setzet, theils weil man kein genaues Bündniß mit Rußland wagt, und theils, weil das Andenken des unglücklichen Feldzugs von 1792 einen panischen und zwar einen bleibenden panischen Schrecken hinterlassen hat. Haugwitz ist gleichwohl überzeugt, daß es doch zwischen Preußen und Frankreich zum Kriege kommen werde. Der unglückliche Schritt des Kaisers Paul, ein Embargo auf die Hamburgischen Schiffe zu legen, thut vielen Schaden, auch seufzen alle Gutgesinnten laut darüber. Er gibt dadurch dem hiesigen Cabinette selbst den Vorwand, daß es, im Mißtrauen gegen ihn, die Truppen nicht von der russischen Grenze ziehen könne. Hat er doch im Sinn, seine Flotte an den hiesigen Gestaden kreuzen und sich auf der Danziger Rhede versammeln zu lassen. Hätten ihm die Franzosen jenen Schritt mit Hamburg eingegeben, so hätte er nicht ungünstiger ausgedacht werden können. Man sagt, die berühmte Schauspielerin Madame Chevalier habe über Paul viel Macht und zwar dadurch, daß sie die Schöne eines Favorit-Türken sei, von dem Du wohl gehört hast. Der Mann der Chevalier ist ein Hauptwerkzeug des verruchten Callot d'Herbois gewesen und hat an den Gräueln in Lyon viel Theil genommen; der ist izt in Petersburg. Auch hat de Luc einen Brief von seinem Bruder aus Genf bekommen, darin dieser schreibt, Madame de Staël habe kürzlich gesagt, die Franzosen hätten so gute Zugänge in Petersburg, daß sie ihrer Sache gewiß wären. De Luc ist ein gar redlicher und frommer Mann, voll Eifers für die gute Sache, er ist hier mit geheimen Aufträgen der königlichen Familie von England. Er geht hier im Hause aus und ein.' Am 25. April heißt es weiter: ‚Vorgestern bin ich in Potsdam gewesen und habe den König allein gesprochen. Unter anderm sagte ich ihm: „Sicherlich sind Ew. M. auch überzeugt, daß die Franzosen kein anderes System haben, als den Trieb, so viel Böses zu stiften, wie nur immer möglich ist." Er antwortete mir mit vieler Wärme:

heit sagen zu können, daß mein Wunsch, mit ungefärbter Aufrichtigkeit zu forschen, sehr aufrichtig, ernst und rege sei. Ich greife nie zu einer Controversschrift, ohne Gott

---

„Ja das weiß Gott, davon bin ich überzeugt; ihr ganzes Verlangen geht dahin, überall so viel Böses zu thun, als ihnen nur möglich ist.“ Er empfing mich sehr freundlich. Die Vortheile der Oesterreicher machen hier ganz allgemein sehr große Freude, die Jedermann laut bezeugt.‘ Am 21. Mai: ‚Es wird sich bald entscheiden, ob der König irgend etwas für die gute Sache thun werde. Haugwitz hat ihm ein Memoire gegeben, mit dem Du gewiß sehr zufrieden sein würdest, und es ist durch ein zweites noch unterstützt worden. De Luc ist vollkommen damit zufrieden.‘ Am 25. Mai: ‚Ich habe Dir in meinem letzten Briefe gesagt, daß Haugwitz ein sehr gutes Memoire an den König übergeben und darin auf die Nothwendigkeit gedrungen habe, daß man sich hiesigerseits der Befreiung von Holland thätig annehmen und zu dem Ende die Truppen der Demarcations-Linie merklich vermehren, sie an der niederländischen Grenze zusammenziehen und alsdann von Frankreich in einem peremptorischen Ton die gänzliche Räumung seiner Truppen aus Holland verlangen müsse. Dieses auch mündlich unterstützte Memoire ist lange ohne Antwort geblieben. Darauf hat das Cabinet ein zweites, von den drei Ministern Finkenstein, Albensleben und Haugwitz unterschriebenes, gleichfalls von Haugwitz aufgesetztes, übergeben, welches bis izt auch ohne Antwort blieb. Der König reiste von hier nach Potsdam, wo er nur einen Tag blieb, ohne die Minister zu sehen, und es schien, daß nichts geschehen würde. Gestern Abend hat er einen General-Adjutanten zu Haugwitz gesandt, um ihm sagen zu lassen, die Wichtigkeit der Sache erfordere, daß er bei den Unterredungen mit dem Herzog von Braunschweig zugegen sei; er müsse also nach Minden kommen. Die Unschlüssigkeit des Herzogs hat bis izt allen Schaden gethan. Er lauert vorher, wie diejenigen denken, die den König umringen, und wagt nicht, seine eigene Meinung vorzutragen. Ich sehe es für ein großes Glück an, daß Haugwitz hinreist. Kascheloff wird Dir gewiß schreiben, daß Panin und Greenville besonders die letzte Zeit sehr zufrieden mit Haugwitz gewesen sind. Aber man vermag oft wenig. Du fragst mich nach dem Churfürsten

um Erleuchtung jedesmal, daß ich in ihr lese, anzurufen. Ich bin aber so bekannt mit den Gründen pro und contra, daß mir so leicht keine neuen vorkommen. Aber ich hoffe, daß Gott mir die Wahrheit in Seinem Lichte zeigen werde. Furcht vor Irrthum bändigt meinen Leichtsinn, straft meine Untreue, spornt meine Trägheit.

Am 7. April 1799.

Sophie hat mit gestriger Post einen sehr lieben Brief von unserer Paulina aus Holland bekommen. Sie hat dort nicht nur die Schwester Adrienne (die Frau von Lafayette), welche lange in hiesigen Gegenden gewesen, sondern auch ihre Schwester Rosalie (die Frau von Grammont), die ihr dort rendez-vous gegeben, wieder gesehen. Von dieser haben Sie verschiedene Briefe an Paulina gelesen. Es ist eine Himmlischgesinnte. Versunken in einen innern Himmel, wird sie selbst in Frankreich des Getümmels und Gräuels kaum gewahr, und ist neulich von Adrienne's Mann sehr darüber ausgelacht worden, daß sie die fünf Directoren nicht mit Namen zu nennen wußte; in einem höheren Sinne glücklich als der Mann, welcher, Louvois und Colberg begegnend, sie, weil er sie nicht kannte, nicht grüßte. Heureux mortel, sagte Colberg, il ne connoit ni Louvois ni Colbert!

---

von Baiern. Im Anfange war er sehr aufgebracht gegen Oesterreich, und war wohl nicht weit davon entfernt, sich mit Frankreich verbinden zu wollen. Man hat ihm aber von hier aus auf das Stärkste und Ernstlichste aufgegeben, Alles, was er wider Oesterreich haben möchte, zu vergessen und gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich zu machen. Leider ist sein Factotum Montgelas ein wahrer und ächter Illuminat, und ein noch ärgerer soll sein Gesandter Zetto in Paris sein. Ueberhaupt, dieß sagt mir Haugwitz, sollen die Illuminaten wieder die vorzüglichen Stellen in Baiern besetzen.'

Jacobi erzählte uns neulich einen interessanten Zug des großen Condé. Als er, Schlacht zu liefern, einst sein Pferd bestieg, zitterte er am ganzen Leibe. ‚Tu fais bien‘, sagte er, ‚de trembler, ma chair, car tu sais où je vais te mener.‘ Unser Herr von Fürstenberg hat ihm die Anecdote erzählt, und wir möchten gerne wissen, wo sie steht. Ich bitte, fragen Sie ihn danach.

Eutin, 14. April 1799.

Ich schrieb neulich, daß ich Bossuet's Histoire des variations etc. angefangen. Wenn ich auch nicht das große Interesse zu dieser Lectüre brächte, welches sie für mich izt von der größten Wichtigkeit macht, so würde sie immer noch viel Interessantes und Anziehendes haben. In seiner Art (und diese Art ist gewiß sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt) scheint mir dieses treffliche Buch ein großes Meisterstück. Und ein unbefangener Leser muß nicht nur die Ordnung bei Behandlung des verwickelten Inhalts, nebst dem Scharfsinn und der allumfassenden Gelehrsamkeit des großen Schriftstellers, sondern auch die Gründlichkeit, ja candeur des Bischofs in der Controverse bewundern und lieben. Ich bedarf nicht, Ihnen zu sagen, welche Freude ich mir daraus mache, Ihnen dieses zu schreiben. Indessen muß ich doch auch sagen, daß mir noch große Steine, welche gleich jenem des heiligen Grabes wohl nur eine himmlische Hand heben und abwälzen kann (wofern sie wirklich den Eingang zu besserer Ueberzeugung sperren), im Wege liegen.

Eutin, 8. Mai 1799.

Souza gehört zu der Klasse von Menschen, welche Jacobi und dessen Schwestern mit der Benennung reiner Menschen bezeichnen, weil sie, ohne Spuren inneren Kampfes, ohne Runzeln der Buße, einer scheinbaren und

gefälligen Lebensweisheit sich befleißigen und unbefangen von der Lehre, welche Aergerniß und Thorheit ist, mit dem Verstande und mit dem Herzen viel Liebliches aufzufangen und von sich abzustrahlen wissen. Unter ihrer angenehmen Heiterkeit wird man doch manchmal Spuren derjenigen Melancholie inne, deren Grund sie nicht nachspüren mögen und gern einer Unpäßlichkeit zuschreiben. Jacobi selbst, so heiter er sich auch zu machen sucht und oft so erscheint, wird, wo ich nicht sehr irre, diesen Winter von innerer Schwermuth mehr als sonst heimgesucht. Er und die Seinigen sind gegen uns sehr freundschaftlich, doch sind wir gegenseitig zu oft in dem Fall, uns vor einander verschließen zu müssen. Durch einen Dritten erfahre ich, daß er einen Coalitionsplan im Kopfe umhertrage, vermuthlich zwischen Theisten und Christen gegen Atheisten. Aber wer möchte sich mit Girondisten gegen Sanscülottes oder mit Einäugigen gegen Blinde verbünden? Er ist entschlossen, sich hier niederzulassen, wenn er ein Haus finden kann.

Am 14. Mai 1799.

In meinen Studien über kirchengeschichtliche Vorgänge der neuesten Zeit bilden mir die seichten Bestrebungen des Febronius und seiner Anhänger ein widerwärtiges Capitel. Selbst Jacobi, mit dem ich über diese Dinge sprach, ist ganz meiner Ansicht [1].

---

[1] In F. H. Jacobi's Werke 2, 334 heißt es: ‚Dieses hörte ich Lessing sagen: Es wäre unverschämte Schmeichelei gegen die Fürsten, was Febronius und was die Anhänger des Febronius behaupteten, denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papstes wären entweder keine Gründe, oder sie gälten doppelt und dreifach den Fürsten selbst.‘

Eutin, 19. Mai 1799.

Der Besuch der Kascheloffs[1] ist eine wahre Wohlthat, die uns Gott widerfahren läßt. Beide sind sehr liebe Menschen, parfaitement bien nés et bien renés. Es ist für solche, wie ich bin, ermunternd und zugleich tief beschämend, solche, wie sie sind, in denen das Werk der Erbarmungen Gottes crescendo fortgeht, nach dem Zwischenraum einiger Jahre wieder zu sehen.

Am 22. Mai 1799.

Diesen Vormittag haben uns unsere liebe Kascheloffs verlassen. Ich habe sehr wenig Menschen gesehen, welche so seltene Trefflichkeiten von übernatürlichen Gaben vereiniget hätten und in denen diese Trefflichkeiten, durch's Feuer der Heiligung, so schön ineinander verschmolzen worden. Sie reisen nach Carlsbad. Wären sie doch vorigen Sommer dort gewesen! Aber wie darf ich klagen, da ich mit Beschämung und Anbetung den himmlischen Vater nicht genug preisen kann, daß er mich mit Seelen in Verbindung gebracht hat, welche mir so schön auf dem Pfade der Nachfolge seines Sohnes vorleuchten!

Eutin, 29. Mai 1799.

Vorgestern Abend, beim Thee, überraschte uns unsere liebe Paulina, deren Besuch wir erst einen oder zwei Tage später erwarteten.

In manchen Gegenden von Frankreich sollen nun die Priester so selten geworden sein, daß sie in großen Districten heimlich umhergehen und oft in Wäldern übernachten müssen. Man sieht neuen Ausbrüchen der Wuth gegen sie und gegen die Adeligen entgegen. Bei fast allgemeinem

[1] die er im Jahre 1797 in Petersburg kennen gelernt hatte, vergl. S. 411.

Wunsche nach einer Contrerevolution, soll sowohl dort als in Holland die torpeur der Verzagtheit unglaublich groß sein. Doch mag sich ohne Zweifel nach den herrlichen Siegen beider kaiserlichen Heere die Stimmung sehr verändert haben. Wäre nur die scheußliche und räthselhafte Geschichte in Rastatt [1] nicht vorgefallen! Wenn ein rechtschaffener Mann von Schurken ermordet wird, so ist das in der Welt Ordnung; wenn aber Bösewichter, wie Bonnier, durch schändlichen Meuchelmord fallen, so ist das eine Art von scheußlicher Mißgeburt in der moralischen Welt, wo einem Grauen und Ekel anschaudern.

Eutin, 5. Juni 1799.

Ich mache mir eine Freude d'raus, zu sagen, daß der treffliche Abbé [2], von dem Sie wohl mit Recht schreiben, daß er ein Segen für mein Haus sei, nach und nach immer mehr die Achtung und Liebe der Knaben erwirbt. Es ist auch nicht anders möglich. Er trägt ein Siegel an der Stirn, welches nicht zu verkennen ist. Solche reine Prätensionslosigkeit, solche Heiligkeit im Wandel muß Achtung und Liebe gewinnen.

Heute oder morgen in acht Tagen wird mein Fürstbischof kommen, und meiner kranken Freiheit noch einige Federn aus gelähmten Flügeln rupfen. Ach was wäre daran gelegen, wenn der Schaden der gebundenen Psyche nicht viel tiefer läge!

Eutin, 9. Juni 1799.

Gott wolle mir sein Licht, welches leuchtend erwärmet, seine Glut, welche erwärmend leuchtet, aus Gnade und Barmherzigkeit verleihen. Gedenke ich meiner vielen täg-

[1] die Ermordung der französischen Gesandten.

[2] Pierrard.

lichen Untreuen, meiner öftern Zerstreuung und Lauigkeit, so muß die Furcht, daß die Nebel, welche meinem Herzen entsteigen, mir das Licht verbergen, desto lebhafter in mir werden. Auf der andern Seite läßt mich doch auch mein Durst nach Erkenntniß, mich dünkt, ich dürfte sagen, mein Durst nach Ihm, nicht so einschlummern, daß ich fürchten könnte, er werde mir im Glanze seines Angesichts, von mir ungesehen, mich nicht segnend, vorübergehen.

Meine Seele harret auf ihn, so oft auch meine Untreue dieses Harren unterbricht. Schlummere ich ein, so wird mir nicht wohl in meinem Schlummer, und bald weckt mich das Gefühl der Unruhe. Mich dünkt, es könne mir nur wohl werden durch ihn und in ihm und meine Sehnsucht nach ihm nehme zu. Die Furcht, daß der Feind die List brauche, uns, um uns von dem Bestreben, welches eben izt uns obliege, abzuziehen, falschen Frieden in's Herz gebe und uns manches Andere schön gelingen lasse, diese Furcht treibt mich zu Dem, der den Feind in eben dem Augenblicke überwand, als er für mich sein Blut vergoß, und ich flehe zu ihm um Erbarmung, um Gnade, um Wahrheit, um Liebe. Flehen Sie mit mir.

Eutin, 16. Juni 1799.

Folgendes schreibt mir meine Cousine aus Wernigerode: „Herder hat nach der Erscheinung des gotteslästerlichen Manifestes von Bonaparte gleich von der Kanzel gepredigt, daß Jesus Christus, der gekreuzigte und der auferstandene, Gottes und Menschen Sohn, wahrer Gott sei, den auch die Hölle nicht überwältigen könne. Seit dieser gehaltenen Predigt predigt er alle Sonntage, da er zuvor, wie ihm das Predigen leicht wurde, fast nur einmal des Jahres predigte; izt aber ist er fast jedesmal krank nach gehaltener Predigt und hält sie demungeachtet. Dem Herzoge und seiner Ge-

mahlin soll er zugeredet haben, in die Kirche und zum heiligen Abendmahl zu gehen. Sie thut's, ihn hält des Pöbels Spott davon ab.'

Diese unerwartete Veränderung hat mich so sehr verwundert als gefreut. Da ich ihn als Chamäleon kenne, welches jede Farbe spielen kann, so wage ich noch nicht ganz zu trauen. Mich dünket, er wäre dem von ihm so lang irregeleiteten Publikum und der Ehre Gottes schuldig, wofern er nämlich bessern Sinnes geworden, sich laut in einer Schrift zu erklären, um desto mehr, da Fichte seine Philosophie entschuldigt, indem er sich auf Ausdrücke in Herder's Schriften beruft, welche, Fichtens Behauptung nach, atheistischer sein sollen als die seinigen.

Eutin, 30. Juni 1799.

Jacobi scheint izt sehr vergnügt zu sein, so sehr hat es ihm in Kiel gefallen. Michaelis wird er hinziehen. Wer, wie er, aus eigner Erfahrung weiß, wie wenig die feinste Philosophie einer Sehnsucht, die nach etwas Besserm langen möchte, genüget, dem wird das Schulgeschwätz der kielschen Afterphilosophey und leeren Polyhistorey wenig Labsal gewähren. Was ich an ihm verliere, das wissen Sie; auf der andern Seite aber machte er mir und den Meinigen, durch die vielen Besucher, die er immer nach sich zieht, die Existenz zu sausig. Es heißt sogar, daß er den berühmten Jean Paul, dessen Weisheit mir ein verschlossenes Buch bleiben wird, weil so viele seiner Einfälle mich bald anekeln, bald mich empören, zum Besuch hergebannt habe.

Seitdem unser Jacobi der Hoffnung, zu einer lebendigen Quelle zu gelangen, entsagt zu haben scheint, mag er wohl mit heimlichem Grausen die Löcher, die er sich selber gräbt und grub, ansehen, wiewohl er immer eifrig fort gräbt, so

wie Spieler immer noch auf die Karte setzen, wenn sie das Ihrige verspielt haben. Er ist gesellig, aber weniger froh als er war; gegen uns freundschaftlich, aber weniger offen.

Entin, 7. Juli 1799.

Meine Unruhe ist groß, und ich schmachte nach Wahrheit und zittre vor den Ausflüchten und Eingebungen meines Herzens. Doch weiß Gott, daß ich ihn oft des Tages um Erleuchtung, um seinen Geist anflehe, und daß ich aus dem Labyrinthe, in dem ich mich befinde, ohne ihn mich nicht herausfinden, ohne sein zweischneidiges Schwert diesen gordischen Knoten nicht lösen kann. Ich preise die Glieder Eurer großen Gemeine selig und sehne mich nach gleichem Glück. Ich weiß, was die Kirche lehrt. Und eben in verschiedenen Lehren bleiben mir Schwierigkeiten, welche groß genug sind, es mir, bis Gott mich erleuchtet, wofern ich irre, unmöglich zu machen, ein Bekenntniß abzulegen, wie nur die festeste Ueberzeugung es ablegen kann und darf.

Ich bin mir keiner Unlauterkeit hiebei bewußt. Es ist mir ernst um meiner Seele Rettung, welche durch Unlauterkeit in dieser Untersuchung in die äußerste Gefahr kommen müßte. Der Anblick der Meinigen, Sophiens, die fast an der Schwelle steht, meiner Kinder, die ich als Christen unter Heiden, wo sie der Hülfsmittel, die bei Euch so kräftig sind, beraubt sein werden, zurücklasse — will mir manchmal das Herz brechen. Aber ich kann ohne feste Ueberzeugung den großen Schritt nicht thun. Möge dieser Zustand mich tiefer in's Gebet, tiefer in die Buße stürzen, so wird er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, sich meiner erbarmen. Beten Sie für mich.

Am 21. Juli 1799.

Da sitze ich an einem Tage, an welchem es regnet, als

sollte sich eine neue Sündflut über dieses sündenbelastete, scheidende Jahrhundert ergießen, in meinem Kämmerchen, welches sonst so freundlich, in diesem trüben Wetter aber so dunkel ist, wie eine Höhle. Meine Seele ist matt und müde.

Was ich neulich von Herder's Sinnesänderung geschrieben habe, muß irrig sein. Er hat die Confirmation des Erbprinzen von Weimar drucken lassen, welche ganz im Sinne des neologischen, nichtchristlichen Christenthums ist. Sein neuestes Werk, die Meta-Kritik, habe ich nicht gesehen, werde es wohl auch nicht sehen, wenigstens nicht lesen. Der Beifall, den es bei gewissen Leuten findet, beweiset mir hinlänglich, welcher Art es sei.

Wegen meiner schwankenden Gesundheit muß ich nach Doberan in's Seebad gehen. Sophie und mehrere Kinder, auch Pierrard, werden mich begleiten.

Doberan, 4. Aug. 1799.

Wir kamen gestern Nachmittag hier an und haben gemächlich mit eigenen Pferden die Reise zurückgelegt. Ich bin mit Ernst und mit dem Abbé geritten. Zum Theil hatten wir schlechtes Wetter, vielen Regen; weil ich aber den Kopf in diesen Tagen ganz ruhen ließ, so focht mich das böse Wetter wenig an und gab mir nur vorübergehende Gicht in den äußeren Theilen. Ich bin versichert, daß wenn ein Geist der Heiligung mich beseelte, welcher meine Affecte bändigte, ich weit gesunder sein würde, es wäre denn, daß das heilige Feuer der Läuterung an meinem Marke zehrte, so wie izt so oft Affecte aller Art daran zehren. Ach, Gott wolle dieses Feuer in mir anzünden! Mich begehrt nach dem lebendigen Begehren, welches Gott nicht unerhört läßt!

Einige Stunden nach unserer Ankunft wurden wir dem Herzog vorgestellt und aßen an einer großen table d'hôte

von 150—80 Personen, an welcher der Herzog immer mit ißt, obwohl die Herzogin ihre besondere Tafel hat. Diese table d'hôte ist über allen Ausdruck sausig und ungezogen, daher wir auch schon beschlossen haben, wenigstens die Abende uns Essen in unsre Wohnung bringen zu lassen.

Doberan, 11. Aug. 1799.

Nun sind wir schon eingewohnte Badegäste und haben uns auch, da das Wetter endlich uns zu begünstigen angefangen, schon ziemlich bekannt mit den anmuthigen Gegenden gemacht. Sie sind reichhaltiger als die Gesellschaft. So einförmig in ihrer gesuchten Buntschäckigkeit der Existenz scheinen mir immer solche Gesellschaften, daß mir ist, als fände ich immer dieselbe an jedem Hofe und in jedem Bade. Ach, nirgends würde Diogenes seine Laterne auslöschen können! Alle scheinen so nüchtern und so satt! So belangweilt unter der Leere des Lächelns, oder unter der noch ekelhaftern Leere feierlicher Richtigkeit, wie Andere belangweilend. Ich weiß wohl, daß hie und da im Haufen Einige sein mögen, denen Sehnsucht nach dem Bessern im Herzen schlägt, und gewiß ist die gute liebenswürdige Herzogin [1] eine solche, aber außer ihr ist uns Niemand der Art vorgekommen. Alle scheinen so ganz — aber wer weiß besser als Sie, die Sie als Diotima in der großen Welt verschmachteten und gewiß auch oft die platten kleinen großen Welten, deren die hiesige eine ist, sahen, wie erbärmlich das Alles ist. Ach, und die Hände, welche Himmel und Erde erschufen und welche sich am Kreuz ausspannen ließen, öffnen sich nun, alle diese zu empfangen, wenn sie nur kommen und Leben und volle Gnüge nehmen wollten!

[1] von Mecklenburg.

Gewiß ist leider die Nachricht, daß alle preußischen Minister dem Könige vergebens die Nothwendigkeit des Krieges vorgestellt haben. Er beharret, unerschüttert wie ein — bei dem angenommenen System des Friedens, zu dem er ohne Zweifel von Leutchen, die wohl wissen warum, verführt wird.

An die Gräfin Julia von Reventlow.

Doberan, 14. Aug. 1799.

Ich weiß nicht, warum mir heute die Gedanken in der Feder, gleich wie dicke Tinte, stocken, indem ich an Dich schreibe. Mich dünket, ich habe Dir, Herzensjulchen, doch immer so viel zu sagen! Aber eben darum stockt es. Unser Schreiben, unser Sprechen, unser Denken, unser Empfinden ist alles Stückwerk, und der mehr ahnenden Seele stockt es nicht nur im Gänsekiel, auch in der Miethkehle, welche ihr zu ihrer Pilgerschaft hienieden geliehen ward, im Miethhirn und im Miethherzen, dessen Klopfen, wie eine Kukuksuhr auf den Gang einer Sonne, die uns noch nicht scheint, deutet.

Da ich glaubte, daß ich hier außer dem Bade auch den Driburger Brunnen trinken würde und mir daher nur ebenso viel Zeit übrig bleiben möchte, als ich dem griechischen Unterricht meiner Söhne widmen würde, so nahm ich fast nichts für mich zum Lesen mit. In der hiesigen Leihbibliothek fand ich nur ein Buch, nach dem ich in der Noth auslangen konnte, von Jean Paul. Seine Schriften kommen mir vor, wie gewisse indianische Bilder von Hexen, die auf Ungeheuern reiten und sehr künstlich aus allerlei Arten von Thieren zusammengesetzt sind. Es wimmelt von Leben, aber von reinem und unreinem. Die absoluteste, zügelloseste Planlosigkeit erleichtert ihm seine Arbeit sehr, doch muß

man, auch wenn dieser große Fehler in Anschlag gebracht wird, die Fülle des sprudelnden Witzes, die Menge neuer und tiefer Ansichten und Einsichten, die überraschendsten Situationen, Gedanken und Empfindungen bewundern. Aber ekelhaft und ärgerlich ist es, wie er das Heilige nach muthwilliger Willkür bald als Folie seinen unächten Steinen unterlegt, bald zu gemeinen, ja profanen Anspielungen mißbraucht; bald es verhöhnt, bald ihm huldigt. Es ist, wie gesagt, viel Geist in diesen Jean Pauliaden, aber dieser Geist ist ein Kobold, ein gefallener Geist, der aus der Schule des Himmels, dem er entstürzte, schwatzt, ein Geist, der auf den Baum der verbotenen Frucht sich hinanwindet und Eva's Töchtern gefährlich ist. Denn er weiß wie ein Engel zu reden, ist aber schlüpfrig und kalt — so schön auch die Sonne vielfarbig auf seinen Schuppen spielt — und von einer Weisheit beseelt, welche dem ächten Probirstein nicht Stich hält.

An die Fürstin von Gallitzin.

Doberan, 22. Aug. 1799.

Wir haben die vorletzte Nacht und den gestrigen Tag in Rostock zugebracht, wo wir die Universitäts- und andere, nicht beträchtliche, Merkwürdigkeiten besahen. Ich machte dort die Bekanntschaft eines jungen Professors der Theologie, welcher vom itzigen protestantischen Neologismus sehr angesteckt war, sich aber doch nicht, wie fast alle seiner Art, dabei zu beruhigen, sondern etwas Besseres zu bedürfen schien. Es ist ein ziemlich heller Kopf und hat gewiß Wärme des Herzens. Er hat auch um Licht und Trost an den Thüren der neuen Philosophie gebettelt. Möchte er sich doch mühselig und beladen genug fühlen, um sich das sanfte Joch und die leichte Last von Demjenigen auflegen zu lassen, der

seinen Vater dafür preist, daß er seine Wahrheit den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen offenbart hat.

Am 15. Sept. 1799.

Diesen Abend, den letzten meines hiesigen Aufenthalts, bin ich an Manchem ziemlich abgebrannt, unter Anderm an Geld, an Zeit und auch an Papier. Doch ist mir, wie einem omnia sua secum portanti, wohl zu Muthe, und ich fühle mich im Sonnenschein der großen Liebessonne, deren Glut der Cherub trinket und an deren Strahl Gichtbrüchige und Sünder genesen.

An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering.

Doberan, 15. Sept. 1799.

Sie sollen, wie ich, zweimal erfahren, daß gute Ehen im Himmel geschlossen werden! Wie sichtbar leitet Sie die Hand des lieben himmlischen Vaters, und führt Ihnen, ohne Zweifel auf das Gebet Ihrer verklärten Antonia, eine zweite Gefährtin zu![1] Gottes Segen über diesen Bund, bester Adolf! Ich weiß aus Erfahrung, wie einem zu Muthe ist, wenn man sein besseres Ich von sich scheiden sieht. Aber man wird auch in seligen Minuten lebendig inne, daß der Tod Seelen nicht scheide, welche sich für die Ewigkeit und vor Gottes Angesicht mit einander verbanden. Ein zarter Umgang dauert zwischen der Verklärten und dem Zurückgebliebenen fort, denn Liebe verknüpfet sie und Hoffnung und Glaube. Und die Verklärte sieht mit himmlischer Liebe auf den Zurückgebliebenen und stellt sich vor, wie es jetzt

[1] Nach dem Tode seiner ersten Frau, Antonia Gräfin von Merveld, heirathete der Erbdroste die Gräfin Charlotte von Nesselrode.

so öde um ihn sei, und erbittet ihm eine zweite Gefährtin, welche auch Gefährtin für die Ewigkeit werde, wenn sie ihm zuvörderst irdische Blumen auf seine Laufbahn gestreut hat.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 25. Sept. 1799.

Sagen Sie doch dem Herrn von Fürstenberg, daß in Kopenhagen die politische Lage viel Aehnlichkeit mit der in Berlin habe. Das dänische Ministerium wünschet wie das preußische das Ende der schändlichen Neutralität, aber der Kronprinz wird, wie der König von Preußen, von kleinen Hofkoböldchen, die ohne Zweifel Organe der Illuminaten sind, von Ergreifung der einzigen wahren Maßregel abgehalten. Ach es geht den Regenten im Großen, wie es den Menschen im Einzelnen geht. An so dünnen als schmutzigen Fäden hält sie der Erzilluminat und umspinnt sie. Nach welcher sonderbaren Combination der weise calculirende Pitt und der heftige Kaiser Paul sich zum Zweck der Rettung Europens vereinigen müssen!

Eutin, 29. Sept. 1799.

Da ich während meiner Abwesenheit mit der Amtsbürde zugleich alle darauf sich beziehende Erinnerungen bei Seite geschafft hatte, so können Sie sich vorstellen, wie lästig sie mir izt auf einmal wieder auf den Schultern drücken, zumal es sich fügt, daß gerade izt der Geschäfte ziemlich viel mehr als gewöhnlich sind, so daß ich vorige Woche nur Einen Tag frei von den Sitzungen und wenig Stunden von Seccaturen aller Art war. In solchen Zeiten wird mir der Grund meines Herzens von einer nicht schönen Seite gezeigt, wenn ich Ungeduld, Trägheit, Verdrossenheit und die ganze dahin ge-

hörige Sippschaft von Untugenden gewahr werde, die sich izt nur zeigen und zu anderen Zeiten doch nicht weniger im Labyrinthe des Herzens hausen müssen.

Ach und in diesem Labyrinthe ist ja doch mein eignes Ich der eigentliche, zu tödtende Minotaurus, der gleich jenem in Kreta und gleich dem Leuen, den Simson wie ein Böcklein zerriß, getödtet werden muß. Möge er getödtet werden und in ihm besseres Leben entstehen, daß der Held, welcher ihn erschlug, süßen Honig in ihm dereinst finden möge!

Am 2. Oct. 1799.

Verschiedene Nachrichten aus Frankreich vereinigen sich in der Behauptung, daß es nur noch einiger glänzender Vortheile der Coalisirten und des Vorrückens ihrer Heere bedürfe, um die Restauration (schon ein Lieblingswort wie Lieblingswunsch) zu bewirken. Mich dünket, jeder Schritt des Directoriums deute auf nahen und schmählichen Fall. Die Nation ist, wie es scheint, vom Fiebertraum der Republik erwacht, aber ein schwerer Alp drückt sie noch und hemmt ihre Kraft. Und scheint nicht ein ähnlicher Alp die Schweiz und Holland zu drücken? Gesunde, freie Bewegung scheint fast allen Staaten benommen zu sein. Entweder sie tanzen den Veitstanz, oder der Alp drückt sie. Ein kleines Mädchen von meiner Bekanntschaft sah junge Kätzchen spielen, lief voll Verwunderung zu ihrer Mutter und sprach: Fürwahr, Mama, die Kinder der Katzen sind auch Katzen. Mich dünkt, man werde mehr als je durch das izige Benehmen der Staaten auf die Grundfehler, Schwächen und Widersprüche unsrer armen menschlichen Natur aufmerksam gemacht.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 30. Oct. 1799.

Ich war überzeugt von dem lebhaften Eindrucke, den der Tod unseres guten Schlosser [1], den Ihr, dazu ohne etwas von seiner Krankheit zu wissen, so plötzlich erfahren mußtet, auf Euch hervorbringen mußte.

Multis ille bonis flebilis occidit!

Es war ein trefflicher Mann von sehr vielem Gehalt, in so vieler Hinsicht, und von der alten biedern, mannhaften Art, welche auszusterben scheint.

In Italien geht Alles sehr gut. Der König von Preußen scheint mir zu verblendet und zu verstockt, um von seinem absurden Neutralitätssystem abzuweichen, ehe der allgemeine Ruin ihn dahinreißt. Welcher Trost bleibt uns, als der: ‚Celui qui met un frein‘ etc.

Aber wir bedürfen auch keines andern und werden bei diesem Troste nicht wimmern, wie der arme Ehlers, der einmal schrieb, er sei ganz verlassen, und habe nur Gott übrig.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 30. Oct. 1799.

Ich darf und ich muß sagen, daß ich im Innern öfter, und mich dünket, eindringender als vorher die Stimme des guten Hirten höre, und mich bei meinen vielen Untreuen öfter gestraft fühle. Ich schaue nach seiner Hand aus, daß er mich nach seinem Willen lenken, und alles was in meinem Herzen ihm mißfällig ist, wegräumen wolle. Er

---

[1] J. G. Schlosser, vergl. dessen Leben und Wirken von A. Nicolovius 271 ff.

wolle auch mir Weg, Wahrheit und Leben werden! Mein Herz bewegt sich, wenn ich an Ihn denke. Er weiß alle Dinge, mich dünket, er wisse, daß ich ihn liebe! Aber doch ergreifet mich oft Furcht und Entsetzen. Und eben izt, seit einiger Zeit, mehr als sonst. Es stößt mich mit herzzerreißenden Klauen oft der Zweifel, ob auch, was ich für Liebe zu ihm halte, wahre Frucht der Gnade, oder ob es nur das natürliche Gefühl sei, welches alles Liebenswürdige, wie viel mehr er, einem Herzen, das mit dem Schönen nicht unbekannt ist, abgewinnen muß.

An seinen Bruder Christian.

Eutin, 10. Nov. 1799.

Freilich sind die öffentlichen Ereignisse sehr niederschlagend. Und am merkwürdigsten, am schrecklichsten ist mir der divinitus immissus stupor, welcher sowohl die so fürchterlich mißhandelte französische Nation unter der Geißel ihrer Tyrannen, als auch die Schweizer und Holländer fesselt, und die Cabinette mit einem bethörenden Hauch anweht. Wie furchtbar hält ihnen die umwölkte Hand den Taumelkelch vor! Und da seiner Natur nach das itzige Böse mit Bösem schwanger sein muß, das Gute aber doch zu seiner Zeit siegen soll, so wird die entscheidende Krisis, es sei nun an Länge oder an Heftigkeit, fürchterlich sein. Ich hoffe, daß sie es nicht an Länge sein werde.

An die Fürstin von Gallitzin.

Eutin, 24. Nov. 1799.

Da haben wir denn nun einen neuen Aufzug[1] der ekelhaften und monstruosen Farce, die der Teufel mit seiner

[1] Bonaparte's Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov.) 1799.

Bande in Frankreich aufführt. Ich hoffe, die Begebenheiten werden sich immer schneller und tumultuarischer drängen, bis endlich, vielleicht noch unsern Augen, die Morgenröthe des großen Tages sichtbar wird. Alles andere Interesse an diesem Spiel der Bosheit mit der Verblendung muß man izt, dünket mich, aufgeben. Die großen Worte, mit denen der selige Pfenninger schon vor sieben Jahren den Geist aufgab: Dein Reich komme! sollten die tägliche Losung Aller sein, die der Zukunft des Herrn harren.

Da der Emigrirten in Münster so viel mehr als in hiesigen Gegenden sind, so werden ihre sanguinischen Hoffnungen dort sich noch lauter als hier hören lassen. So zuversichtlich diese Hoffnungen izt sind, so mannigfaltig waren noch vor Kurzem ihre Erwartungen, bald günstig, bald mittlerer Art. So zum Beispiel waren nicht Wenige der Meinung, daß das Berliner Cabinet, im Einverständniß mit Sièyes, den Prinzen Ludwig von Preußen auf den französischen Thron erheben wollte. Vielleicht hat dieses Gerücht in Hamburg, wo er sich oft, ich glaube auch izt, aufhält, seinen Ursprung.

Am 27. Nov. 1799.

Sie (unsere emigrirten Freunde) sehen die neue Revolution mit sanguinischem Blicke an; alle meinen, dieser Anfang werde weiter führen. Ich sehe nur, daß die Macht aus ruchlosen Händen in andere ruchlose Hände übergegangen sei. Können sich Sièyes und Buonaparte halten (ich glaube, daß Diesem Dolche drohen), so werden sie glatte Schlangenhaut um eiserne Scepter winden und fürchterlich herrschen. Sie scheinen die Nation für ganz unterjocht zu halten, da sie so mit den Conseils umspringen, mit diesen prätendirten représentans de la nation. Ich schlug im

Herbst dem Bischof eine Wette — um ein Pferd — vor, daß noch vor Neujahr das Directorium gestürzt sein würde.

Am 11. Dec. 1799.

Der Russen Rückzug, die Ehre, welche man in Berlin Buonaparte's Adjutanten erzeigt, der stupor, mit dem auf die neuen Consuls von allen Seiten gesehen wird, — ach Alles das ist so niederschlagend, wie es ekelhaft ist. Die Emigrirten, welche mehrentheils schon zum Galopp nach Frankreich den linken Fuß im Steigbügel hatten, werden durch Fouché's Erklärung auf einige Wochen abgekühlt werden.

Daß unser guter Abbé von diesen sanguinischen Erwartungen nichts wisse, werden Sie ihm ohnehin zutrauen. Auch Pauline nicht. Ihr Mann aber dachte schon ernsthaft an eine Reise nach Frankreich. Ach, wer so bereit wäre zur Reise in die ewige Heimath, als diese armen Menschen sich nach ihrem unseligen Lande sehnen.

Am 8. December 1799 vollzog Stolberg in Eutin seine letzte Amtshandlung als Präsident des Consistoriums, indem er den Superintendenten Göschel in sein Amt als Hauptprediger einführte. In seiner Einführungsrede sagte er unter Anderem:

‚Mannigfaltig ist der Menschen Beruf und deren keiner ist für schlecht zu achten, weil jedem Fug und Pflicht entsprechen, und weil jede Pflicht sich auf Den bezieht, der das Gefühl des Wahren und des Guten in die Brust uns legte, der dieses betäubte Gefühl durch sein heiliges Wort erweckte und berichtigte, der die verhüllte Ewigkeit vor uns aufthat, der uns, die Genossen des Staubes, lehrte, daß er unser Vater, daß wir seine Kinder sind.'

‚Aber wie selten sind wir auch bei Verrichtung unserer

Berufsgeschäfte dieser Beziehung eingedenk! Wie oft beflecken wir selbst dann, wenn wir äußerlich unsere Pflicht erfüllen, unser Herz mit kleinlichen Sorgen und Bekümmernissen oder mit eitler Nachjagung jener bunten Blase des Lobes oder wohl gar mit beabsichtigter Beeinträchtigung unsers Nächsten!'

‚Wie oft versinken wir in den Schlamm des Irdischen, uneingedenk unserer fliehenden Tage, unserer erhabenen Bestimmung, unsers göttlichen Geschlechtes uneingedenk! Wie wohlthätig daher für uns, wie wichtig durch seine Bestimmung, wie hehr durch göttliche Stiftung ist das Amt des wahren Geistlichen! Wohl ihm, wenn er bei vollem Gefühl menschlicher Schwäche, eigener Schwäche, die Würde dieses Amtes hell überschauet und sie tief empfindet. Ein Diener des lebendigen Gottes, ward er, um freche Frevler, die Empörung auf Empörung thürmen, um sichere Sünder, die auf tosenden Fluthen dieses Lebens vor einsinkender Nacht des Todes noch im Mastkorb schlummern — diese zu erwecken, jene zu erschüttern — ward er von Dem, der die Wetter waffnet, der die Stürme zügelt und sie brausen läßt, mit dem Schwert des Wortes ausgerüstet, mit den Donnern des Sinai, mit des Weltgerichts Posaune! Ein Bote des Friedens ward er von dem ewigen Vater an zerknirschte Herzen abgesandt. Tröste, tröste mein Volk! so heißt sein Auftrag.'

‚Alles, so rufet er uns zu, — und o, daß wir ihn hören! — Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist! Denn er hat uns für sich geschaffen, und unser Herz bleibt unruhig, bis es Ruhe findet in ihm.'

‚Gleich dem guten, izt noch unsichtbaren Hirten, der da ist hochgelobet in Ewigkeit, gleich dem guten Hirten gehen wahre Geistliche seiner Heerde nach und führen sie nicht

zu hie und da ausgehauenen Brunnen, die kein Wasser geben, sondern zu der unversiegenden Quelle des Wortes Gottes! Zu ihm selbst, bei dem da ist die lebendige Quelle und in dessen Licht wir das Licht sehen! Sein, des christlichen Lehrers Lehre, gründet sich auf's erhabene, einfältige Evangelium. Seid vollkommen, so ruft er mit den Worten des Sohnes Gottes uns zu, seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und zugleich lehrt er uns aus der Fülle Desjenigen schöpfen, Der uns selber lehrte, daß wir nichts vermögen ohne ihn.'

‚Bedenken wir die Wichtigkeit und die schwere Verantwortung dieses Amtes, welchen Dank sind wir nicht denen schuldig, die mit dem wahren Gefühle dieser Wichtigkeit, dieser schweren Verantwortung, es dennoch übernehmen! Wieviel sind der Eigenschaften, die dazu erfordert werden, und wie groß sind sie! wie edel vorzüglich durch Liebe und durch Demuth, diese Zwillingsschwestern! Beide kannte die Welt nicht, ehe die Religion Jesu Christi sie gebar! Nicht diese Liebe, die in Jedem ihren Nächsten findet und für Jeden sich aufzuopfern stets bereit ist! Nicht diese Demuth, welche gleich einem schlichten Gefäß alle Tugenden, daß sie nicht zerrinnen, zusammenhält und zusammenhaltend sie verbirgt.'

Am Schluß schildert er die Wirksamkeit eines wahren Geistlichen.

‚Die Kinder, welche er in die Quelle des Heils eintaucht, leitet unter seiner Obhut ein christlicher Unterricht dem großen Kinderfreunde zu. Ihm geloben sie, wenn sie die Schwelle der Jugend betreten, ewige Treue zu dem Ewigen! Aus seinen Händen empfahen sie die Gaben des geheimnißvollen Mahles der Liebe. Freimüthig in Palästen und freundlich in der Hütte, kennt er kein Ansehen der

Person, denn er dient Dem, dessen Reich nicht von dieser Welt war, und an seiner Statt rufet er uns Allen zu: Lasset euch versöhnen mit Gott! Er bringet Trost an das Bette des Sterbenden, gibt segenreiche Kraft dem mit Schmerz und Todesangst der Hülle sich entwindenden unsterblichen Geist. Er geleitet jene Hülle zu der stillen Gruft, dorthin, wo auch ihm dereinst sich öffnen wird die stille Gruft, dorthin, wo zugleich mit uns auch ihn die Posaune des Erzengels wecken wird.'

Den ganzen Winter und das folgende Frühjahr hindurch beschäftigten ihn ‚lediglich theologische Studien'. ‚Mein Mann las unermüdet', heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin Sophie, ‚und gab sich einzig und allein damit ab, daß er erkenne, welches die Religion sei, die uns selig mache. Auch ich folgte nun eifriger der innern Stimme, da ich meinen Mann durch Beispiel, Rath und That mir vorangehen sah. Die Fürstin Gallitzin und Dechant Overberg standen uns mit dem heiligen Eifer für das Wahre und Gute, der überall als ein unverkennbares Siegel auf allen ihren Handlungen geprägt ist, bei, löseten unsere Zweifel und hoben, so viel sie vermochten, alle Hindernisse, die uns noch von der katholischen Kirche abhielten. Wir kämpften lange Zeit, bis wir endlich durch Gottes Gnade zur wahren Erkenntniß gelangt sind und ganz von der Aechtheit und Unfehlbarkeit der katholischen Kirche durchdrungen wurden. Wir unternahmen dann den wichtigen Schritt und traten ohne mindestes Bedenken über. Overberg und die Fürstin von Gallitzin haben so viel für uns gethan, daß ich sie als die Hauptwerkzeuge, deren sich Gott zu unserer Bekehrung bediente, ansehen muß.'

‚Daß Sie mir heute und gestern Abend', schrieb Stolberg am Weihnachtstage 1799 an die Fürstin von Gallitzin, ‚noch mehr wie gewöhnlich gegenwärtig waren, das bedarf

ich wohl nicht Ihnen zu sagen. Ich fand und finde Sie an der lieben Krippe, um welche Himmel und Erde sich versammeln. Es wird einem, besonders in diesen Tagen, nicht recht wohl mit solchen, die sich nicht vor der Krippe des göttlichen, armen und bloßen, allbeseligenden Kindleins einfinden wollen. Ach daß ich ihm recht, mit völliger Aufopferung meines ganzen Ichs zu huldigen vermöchte! Daß ich im Stall, im Stroh der Krippe, mit Augen des Glaubens und der Liebe lebendig und belebend vor mir sehen möchte seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!'

‚Der gestrige Abend war uns Allen ein lieber Abend. Die Kinder so innig froh und uns ältern doppelt lieb und fast ehrwürdig an diesem ihrem Feste des Kindes par excellence.

‚Heute gedachten wir mit Wehmuth der Frommen in Frankreich, die in ecclesia pressa dieses Festes sich nur heimlich freuen dürfen. Ein Emigrirter erzählte uns, es sei sogar verboten worden, die étrennes de noël zu geben. Mich dünket, für die Emigrirten müsse es ein Trost sein, daß dieses Kind, als es kaum geboren war, schon aus seinem Vaterlande emigriren mußte.'

‚Ich lese jetzt', fuhr er am 29. December fort, ‚Lettres d'un docteur catholique à un protestant, welche die vornehmsten Controverspunkte abhandeln. Sie sind von einem P. Scheffmacher, welcher Professor in Straßburg war, geschrieben, in drei Theilen. Den ersten habe ich gelesen. Hat der Verfasser gleich nicht Bossuet's Adlerblick und Adlerschwung, so scheint mir doch, daß er die Controverspunkte mit wahrem Scharfsinn und mit reiner Wahrheitsliebe behandelt. Die vielen Citate aus den Vätern geben seinen Argumenten großes Gewicht, und unter diesen

Argumenten habe ich neue gefunden, welche mir theils noch gar nicht, theils nicht in dem Lichte gezeigt worden. Ich freue mich des Gedankens, daß Sie, Overberg, und noch Einige, deren Gebet gewiß Gewicht hat, mit mir um einfältigen Blick bitten werden, daß ich die Wahrheit, wofern sie dort ist, erkennen und ihr folgen möge. Es ist mir mit Angst vor eigener Unlauterkeit sehr ernst um die Sache.'

‚Da stehe ich', heißt es in einem weiteren Briefe vom 31. December, ‚ohne zu wissen, ob an der Schwelle eines Jahrs oder eines Jahrhunderts, denn die Sache scheint ja noch unausgemacht, so einleuchtend es auch mir vorkommt, daß wir erst heute über's Jahr das Jahrhundert beschließen. Auch dünket mich, das sogenannte philosophische Jahrhundert bedürfe höchst nothdürftig noch dieses Jahrs, ob es vielleicht nüchtern werden und nicht taumelnd in den Strom der Zeit stürzen möge. Was nun auch das künftige im Schilde führen mag, so ist gewiß, daß es uns in die Ewigkeit führen wird, wofern wir dieses morgen beginnende überleben. Wenn dann um Mitternacht oder um Hahnenschrei der Bräutigam kommt, so haben Sie Ihre Lampe immer voll Glaubensöles und leuchtend mit dem Licht der Liebe. Beten Sie für den armen Freund, daß ihm nicht die Thüre möge zugethan werden. Oft, öfter als je, ist mir bange wegen meiner Seligkeit. Die Furcht, noch am Hafen zu scheitern, fährt mir oft durch Mark und Bein. Und doch bin ich, dünket mich, wie meines Lebens mir meiner Liebe zu Dem bewußt, der mich zuerst geliebet hat. Aber woher dann diese, wie ein umgehender Geist mich heimsuchende Furcht?'

‚So eben', fügt er am 1. Januar 1800 hinzu, ‚schrieb ich auf ein Zettelchen, welches mir Schwester Julchen aus

Plön, daß ich einen Neujahrswunsch d'raufschreiben möchte, gesandt hatte, diese Zeilen:

‚Eins ist gut, nur Eins ist Noth,
Ohne das ist Alles todt;
Wo Maria fand ihr Heil,
O da sei auch unser Theil!'

‚In den ersten Monaten des Jahres 1800 schritt ich mit meiner Sophie', sagt er in einem Briefe an Christian Schlosser, ‚unter täglichen Studien und täglich gemeinsamen Gebeten durch Gottes Gnade weiter in der Erkenntniß der katholischen Wahrheit. Das Studium des Concils von Trient und des Katechismus Romanus in Vergleich mit den protestantischen Lehrsätzen und ihren Wandelungen hat dabei große Wirkung ausgeübt. Einen gewaltigen Eindruck machte auf mich Bossuet's Histoire des variations, die ich schon im April 1799 las. Aber ungleich lieber wurde mir des großen Mannes Exposition de la doctrine catholique. Sie verscheuchte aus meiner Seele einen Nebel von Vorurtheilen, die ich, nicht im Elternhause, aber auf der Universität gegen die katholische Lehre bekommen hatte. Letztere Schrift ist für jeden ehrlich suchenden Protestanten ein rechter Wegweiser zum Heil. Sie sollte von katholischer Seite viel mehr verbreitet werden, als es, wie mir scheint, in Deutschland geschieht. In den ersten Monaten des Jahres 1800 wurde ich wie von einem Alp befreit, als mir die kirchliche Lehre von den guten Werken in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung klar wurde und ich zur Ueberzeugung gelangte, daß sie die allein richtige und schriftgemäße sei. Schon allein die Buß- und Sterbegebete der katholischen Andachtsbücher könnten die unzähligen Protestanten, denen gerade diese Lehre, wie es bei mir so lange der Fall, einen Hauptstein des Anstoßes bildet, zur Einsicht führen, daß in

ihr von keiner äußern Werkthätigkeit die Rede ist. Wäre ich Priester, über diese Lehre würde ich am häufigsten predigen. ‚O überschwängliche Gnade Gottes, die uns eine Kirche gegeben, in der durch Christi Verdienst bei eigener treuer Mitwirkung und Buße Verzeihung aller Sünden zu finden ist, und Linderung aller Schmerzen des Lebens.‘

Am 1. Juni 1800 legten Stolberg und seine Gemahlin in Münster in der Hauskapelle der Fürstin von Gallitzin ihr katholisches Glaubensbekenntniß ab, ‚unnennbar glücklich, nun endlich den Hafen gefunden zu haben, wonach so lange Jahre hindurch das Sehnen des Herzens ging.‘

‚Meine Seele freut sich, vor dem lebendigen Gott‘, schrieb Stolberg an die Frau von Montagu, die ‚lange wie ein Engel des Friedens durch Gebet und Beispiel seine verlangende Seele erquickt hatte‘, ‚denn der Vogel hat seine Wohnung und die Schwalbe ihr Nest gefunden, um ihre Jungen darin zu bergen, das heißt: Deine Altäre, Herr Gott der Heerschaaren, mein König und mein Gott. In einen Strom heiliger Freude getaucht, sollte mein Herz ein Tempel sein, worin das Lob des Gottes Abraham's, Isaak's und Jacob's sich unaufhörlich vernehmen ließe, denn Er hat mir und meiner Sophie Barmherzigkeit erwiesen und Er wird sie auch meinen Kindern erweisen.‘

Personen-Register. *

A.

Addison 244.
Aeschylus 115, 133, 134, 135, 185.
Agrippa 288.
Ahlefeld, Graf v. 72, 77, 78, 80.
Ahlemann 171, 176.
Albensleben 476.
Alopeus 225.
Ariost 191, 195.
Aristophanes 193, 195.
Aristoteles 253, 261, 269, 277, 363, 364.
Asseline (Bischof) 422.
Augustinus hl. 372, 383.

B.

Bachmann J. 223.
Baden, Markgraf von 35.
Baden, Markgräfin von 35.
Baden, Erbprinz von 35.
Baden, Erbprinzeß von 35.
Baden, Prinz von 35.
Baggesen 221, 465.
Barruel 459.
Basedow 64, 65, 121, 232.
Baudissin C. Gräfin v. 304.
Baumgarten A. 257.
Baur W. 223.
Bernstorff A. Graf v. 157, 187.
Bernstorff A. P. Graf v. 2, 9, 27, 29, 36, 72, 120, 127, 131, 132, 147, 164, 165, 246, 358, 387, 388, 414, 415, 416, 417, 418.
Bernstorff Auguste Gräfin v. 83, 107, 147, 164, 207, 215, 387, 388, 389, 417, 418, 419, 467.
Bernstorff Chr. Graf v. 157, 218, 219, 229, 251, 258.
Bernstorff F. Graf v. 157.
Bernstorff Henriette Gräfin v. 9, 18, 19, 20, 21, 27, 29, 32, 34, 37, 38, 39, 43, 46, 48, 50, 53, 55, 60, 61, 65, 69, 77, 83, 91, 99, 103. 124, 127—130, 131, 132, 133, 147, 148, 179, 217, 469.
Bernstorff J. Graf v. 118, 128, 157, 208, 216.
Bernstorff J. H. E. Graf v. 5, 6, 12.
Bertram 64.
Biester J. E. 122, 223, 229.
Bodmer J. J. 42, 58.
Boie H. C. 20, 21, 22, 72, 73, 77, 92, 93, 116, 136.

* Die hundertemal vorkommenden Namen von Stolberg's Gemahlinnen Agnes und Sophie, von seinem Bruder Christian und dessen Gemahlin Luise geb. Gräfin von Reventlow sind in's Register nicht aufgenommen.

Boileau 199.
Bonaparte, Napoleon 460, 464, 482, 493, 494, 495.
Bonnet C. 191, 192, 195, 222, 242, 275.
Bonnier 481.
Bonstetten 252.
Bork 69.
Bossuet 475, 478, 499, 501.
Bourdon L. 435.
Böhmer G. L. 20, 21.
Braunschweig, Herzog v. 297, 426, 476.
Brutus 143, 153, 194, 379.
Burke 278.
Bürger G. A. 17, 20, 25, 72, 73, 74, 92, 93, 135, 149.
Büsch 79, 436.
Büsching 307.

C.

Calderon 161.
Callot d'Herbois 475.
Campe 192, 273.
Carl (Erzherzog) 358, 359.
Carl V. (Kaiser) 95, 426.
Carl XII. (König) 390.
Cato 143, 153, 179.
Chevalier (Madame) 475.
Choiseul (Minister) 52.
Cicero 12, 143, 153, 191, 367, 373, 381.
Claudius M. 67, 91, 97, 111, 125, 170, 214, 318, 319, 332, 414, 434, 437, 469.
Claudius R. 67, 125.
Clauswitz C. C. 12, 13, 176.
Clery 462.
Cobenzl v. 173.
Cobenzl Fr. v. 94.
Colbert 477.
Confucius 381.
Corneille 173.
Correggio 154, 376.
Cramer C. F. 21, 22, 90.
Cramer J. A. 5, 8, 122, 295.
Cyneas 260.

D.

Daguesseau 386.
Dalberg v. 61, 62, 63.
Dante 123, 152.
De Luc 387, 475, 476.
Demosthenes 219.
Denina 153.
Dessau, Fürst von, 64, 65.
Dessau, Fürstin von, 64, 65.
Deutsch 402.
Dewitz v. 84, 85, 88, 94, 117.
Dewitz, Fr. v. 84, 85, 88.
Dohm 473.
Droste-Vischering A. Frhr. v. 291, 292, 294, 295, 301, 305, 308, 310, 312, 313, 317, 319, 320, 322, 328, 329, 331, 332, 335, 340, 342, 344, 345, 356, 399, 411, 419, 423, 457, 489.
Droste-Vischering A. Frfr. v. 312, 313, 328, 329, 331, 332, 335, 344, 345, 419, 467, 489.
Droste-Vischering Caspar Max v. 291, 292, 295, 305, 310, 312, 317, 331.
Droste-Vischering Ch. Frfr. v. 489.
Droste-Vischering Clemens August v. 330.
Droste-Vischering Franz v. 330.
Droste-Vischering S. v. 419.
Düntzer H. 38, 43.
Dutoit 413, 414.

E.

Eberhard 64.
Eberhardi 176.
Ebert J. A. 25, 125, 126, 163, 319.
Eckert 167.
Eckhof 61.
Edelsheim v. 363.
Eden 112, 163.
Ehlers 492.
Elisabeth (Königin) 96.
Engel 223.

Epikur 287.
Epinus 182.
Euripides 133, 167, 168.
Ewald S. H. 92.
Ewart 226.

F.

Fauché 459.
Febronius 479.
Fenelon 133, 144, 211, 266, 268, 291, 315, 428.
Fergusson 164.
Fichte 472, 483.
Finkenstein v. (Minister) 476.
Fontana Graf v. 233, 237.
Forster G. 311.
Franz II. (Kaiser) 356, 358.
Franz v. Sales, hl. 266, 324, 330, 331.
Friedrich II. (König) 64, 66.
Friedrich Wilhelm II. (König) 358, 426, 430.
Friedrich Wilhelm III. (König) 430, 475, 476, 487, 492.
Fürstenberg F. Frhr. v. 117, 267, 269, 270, 311, 318, 321, 334, 360, 435, 468, 478, 490.

G.

Gallitzin A. Fürstin v. 267, 268, 270, 292, 294, 306, 316, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 325, 326, 331, 332, 333, 334, 343, 347, 348—355, 358, 368, 383, 385, 387, 389, 395, 399, 400, 410, 416, 420, 421, 424, 427, 441, 445, 453, 456, 458, 461, 463, 486, 488, 490, 492, 493, 498, 502.
Gallitzin Mimi v. 269, 320, 449.
Gallitzin Mitri v. 294, 354.
Gedike 229.
Gerstenberg H. W. v. 79, 143, 165.
Geßner G. 274.
Geßner S. 8, 46, 213.
Goethe 32, 33, 34, 36, 37, 38, 41, 43, 45, 46, 50, 60, 61, 62, 63, 64, 69, 70, 91, 147, 158, 160, 161, 168, 170, 219, 222, 250, 271.
Goethe Cornelia 36, 37.
Gotha, Herzog von 60.
Gotter F. W. 60, 61.
Göschel (Superintendent) 495.
Grammont, Fr. v. 385, 477.
Greenville 476.
Guldenberg, 89.
Gutschmied (Minister) 461.
Guyon, Fr. v. 413.

H.

Hackert 261.
Hahn 20.
Hahn, Fr. v. 102, 103.
Halem G. A. v. 135, 172, 184, 196, 218, 230, 254, 260, 337.
Hamann J. G. 170, 171, 180, 181, 220, 229, 344, 380.
Hamann Frau 170.
Haugwitz K. Frhr. v. 20, 23, 31, 32, 36, 42, 120, 121, 124, 157, 358, 475, 476.
Harthausen W. Frhr. v. 8.
Heinse W. 196.
Hemsterhuys 268.
Hennes J. H. 5, 7, 8, 29, 30, 34, 55, 57, 59, 65, 67, 84, 103, 115, 118, 121, 126, 132, 133, 145, 148, 151, 160, 164, 199, 230, 238, 242, 252, 270, 335, 403, 406, 408, 413, 416, 418, 455, 456, 463.
Hengstenberg E. W. 223.
Hensler P. G. 156, 450.
Herbst W. 21, 65, 70, 135, 149, 160, 166, 259, 433.
Herder 42, 43, 105, 160, 170, 188, 222, 399, 482, 485.
Heß J. 40, 43, 45, 56, 274, 327, 440.
Hessen, Prinz Georg von 50.

Heywood 22.
Hippel T. G. v. 152, 181, 278.
Hohenlohe, Fürstin von 267.
Holberg 162.
Holmer F. L. v. 72, 77, 80, 102, 423, 439, 440, 442, 444.
Homer 21, 24, 42, 45, 54, 55, 58, 61, 76, 80, 82, 87, 91, 94, 134, 152, 154, 157, 162, 166, 167, 172, 185, 188, 189, 193, 219, 286, 307, 388, 445, 450.
Horaz 437.
Hölty L. H. C. 20, 97.
Hume 24.

J.

Jacobi F. H. 150, 180, 200, 219, 227, 229, 270, 272, 311, 343, 359, 362, 378, 398, 399, 434, 436, 466, 472, 473, 478, 479, 483.
Jacobi J. G. 271, 272.
Jansen G. 177, 203, 221.
Jean Paul (Friedrich Richter) 483. 487.
Jerusalem J. F. W. 13, 121, 122.
Johannes Climacus, hl. 323.
Jung J. H. (Stilling) 402.

K.

Kahnis K. 394.
Kant J. 222, 392, 393, 397, 398, 402, 403, 463, 465.
Kascheloff v. 411, 413, 476, 480.
Katerkamp 330, 461.
Katharina II. (Kaiserin) 172, 177, 182, 406.
Kauffmann A. 151, 175, 302, 304.
Klinger M. v. 33, 173, 402.
Klopstock 5, 8, 12, 19, 22, 24, 25, 31, 32, 36, 69, 70, 71, 73, 74, 78, 79, 91, 92, 96, 97, 105, 112, 115, 125, 126, 155 189, 193, 211, 212, 214, 216, 220, 252, 270, 272, 312, 415, 434, 436, 474.
Knigge Frhr. v. 356.
Kotzebue v. 223, 312.

L.

La Calmette 113.
Lafayette 385, 443.
Lafayette Fr. v. 385, 443, 477.
Lafontaine 253.
Lally 462.
Lappenberg 36.
Lasaulx E. v. 287.
Laroche M. v. 117.
Laroche S. v. 118.
Lavater J. C. 14, 15, 37, 40, 41, 42, 43, 45, 46, 48, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 165, 170, 184, 187, 274, 317, 397, 413.
Lavater Frau 411.
Leibnitz 103.
Leisewitz 21.
Lenz 273.
Lessing 19, 479.
Livius 191, 192, 195, 262.
Louvois 477.
Löwenskiolde Fr. v. 79.
Löwenstern v. 178.
Löwenstern Fr. v. 178.
Ludwig XVI. (König) 224, 225, 312, 462.
Luther M. 178, 270.

M.

Maria Stuart 96.
Maria Theresia (Kaiserin) 148.
Maury 261.
Mawell 22.
Mecklenburg, Herzogin v. 486.
Mendelssohn M. 199, 232.
Menge Th. 38, 76, 112, 136, 158, 166, 171, 180, 200, 203, 218, 219, 220, 228, 267, 312.
Menzel W. 166.
Merck J. H. 34.
Meyer 1.
Miller J. M. 20, 32, 57.

Milton J. 18, 19, 24, 99, 189
Mirabeau 225, 259, 261, 311.
Montagu P. Marquise v. 383 bis 387, 404, 408, 409, 413, 420, 421, 422, 423, 425, 434, 472, 477, 480, 495, 502.
Montesquieu 230, 253.
Montgelas v. (Minister) 477.
Moritz C. P. 219, 222.
Mouchy v. (Marschall) 385—386.
Mumsen T. 126, 127, 155.

N.

Narischkin Graf 175.
Naumann 163.
Necker J. 224, 275, 276.
Nelson (Admiral) 460, 464.
Nesselrode v. 225, 226.
Nicolai C. F. 68.
Nicolovius A. 11, 16, 22, 118, 218, 220, 266, 267, 492.
Nicolovius G. H. 220, 229, 266, 290, 308, 317, 318, 320, 321, 343, 344, 400, 401, 402, 403, 405, 406, 408, 466.
Noailles v. (Cardinal) 386.
Nütscheler (Professor) 40.

O.

Oldenburg, Friedrich August Herzog von 72, 78, 104, 142, 165, 169.
Oldenburg, Friederike Herzogin von 177.
Oldenburg, Peter Friedrich Ludwig Herzog von 169, 230, 264, 336, 400, 406, 423, 481.
Olympiodoros 373.
Ossian 22, 42, 47, 54, 91, 96, 189, 286.
Overberg B. 267, 270, 318, 320, 321, 327, 350, 396, 400, 420, 421, 461, 498, 500.
Ovid 229, 262.

P.

Panin 474, 476.
Paul (Kaiser) 175, 176, 400, 401, 406, 473, 475, 490.
Pergolese 154.
Peter I. von Rußland 459.
Pfessel 50.
Pfenninger J. K. 56, 152, 274, 494.
Pierrard (Abbé) 423, 442, 443, 453, 454, 455, 456, 458, 459, 464, 481, 485, 495.
Pindar 117, 134, 135.
Pitt W. 116, 297, 490.
Pitt (Mlle) 447.
Pius VI. (Papst) 289, 438, 441.
Plato 102, 103, 133, 153, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 205, 361—377, 380, 381, 451.
Plinius 261, 338.
Plutarch 152, 157, 165.
Pope A. 18, 19, 143, 146, 277.
Potemkin 173.
Preußen, Prinz Ludwig von 494.
Prideaux H. 395, 396.
Pütter J. St. 20, 23.
Pythagoras 373, 397.

R.

Racine 285.
Rafael 154, 284, 304, 363, 376.
Ramler 22, 68.
Redern M. J. Gräfin von 233, 235, 236, 244, 247.
Redern S. Graf v. 233, 237.
Redlich 70.
Reichard J. F. 97, 219.
Reinhold 168.
Repnin, Fürst 461.
Reventlow, Grafen C. F. und F. v. 20, 22, 26.
Reventlow F. Graf v. 147, 217, 263, 346, 350.
Reventlow J. Gräfin v. 147, 217, 265, 296, 303, 306, 307, 349, 350, 452, 465, 466, 487.

Reventlow L. Graf v. 116, 248, 391, 393.
Reventlow S. Gräfin v. 392.
Richardson S. 96.
Rist J. 86.
Robertson 94.
Robespierre 354, 465.
Rollin 358.
Rousseau J. J. 80, 145, 182, 251.

S.

Sagensky Gräfin 117.
Salis U. v. 48.
Saurin J. 13.
Scheffmacher P. 499.
Scheffner 219, 229, 237, 257, 258, 263, 299, 402.
Schenk 473.
Schiller 73, 201—203, 224, 251.
Schimmelmann E. Graf v. 77, 84, 89, 93, 98, 110, 111, 148, 358.
Schimmelmann E. Gräfin v. 77, 84, 89, 91, 93, 96, 98, 100, 108, 109, 110, 111, 112, 114, 119, 121, 130, 469.
Schlegel (Professor) 46.
Schlosser Chr. 421, 501.
Schlosser J. G. 38, 271, 272, 361, 362, 377, 397, 398, 399, 492.
Schönborn G. F. E. 86, 91, 103, 151, 229.
Schulz 149.
Scupuli 323.
Selle 224.
Seneca 204, 373.
Sevigné Fr. v. 188, 268.
Shaftesbury 103.
Shakespeare 23, 79, 81, 87, 91, 92, 103, 189, 259, 391.
Sièyes 494.
Sokrates 187, 204, 353, 363, 365—377, 379, 380, 381.
Soltan 466.
Sophie Magdalena (Königin) 1, 2, 12, 25.
Sophokles 115, 133, 134, 157, 167.
Sourches Fr. v. 408.
Souza 478.
Spalding J. J. 163, 219, 226.
Staël Fr. v. 475.
Stein Frau v. 63.
Sterne L. 132.
Stolberg Andreas Graf zu 217, 450.
Stolberg Cajus Graf zu 420.
Stolberg Catharina Gräfin zu 2, 3, 6, 7, 28, 34, 36, 45, 46, 53, 54, 57, 59, 66, 78, 83, 91, 96, 110, 114, 118, 126, 130, 133, 144, 147, 148, 156, 157, 163, 174, 175, 180, 183, 190, 194, 206, 215, 218, 229, 258, 310, 318, 321, 332, 333, 335, 347, 388, 403, 406, 408, 412, 418, 440, 442, 449, 453, 454, 459, 461, 464.
Stolberg Charlotte Friederike Christiane Gräfin zu 1, 3, 4, 7, 11, 12, 13—16, 25, 28, 29, 30, 47, 58, 118, 119, 131, 389, 390.
Stolberg Christian Graf zu 450.
Stolberg Christian Günther Graf zu 1—3, 4, 5, 7, 9, 10, 11, 72, 119, 390.
Stolberg Ernst Graf zu 147, 148, 149, 173, 174, 181, 228, 265, 268, 273, 445, 450, 454, 485.
Stolberg Franz Graf zu 324, 325, 327, 328, 329.
Stolberg Henriette Gräfin zu 217, 310.
Stolberg Julia Gräfin zu 215, 265, 328, 450, 468, 470, 501.
Stolberg Mariagnes Gräfin zu 165, 174, 177, 181, 228.
Stolberg Sibylle Gräfin zu 291, 295, 301, 302, 308.
Stolberg Sophie Magdalena Gräfin zu 25, 26, 119.
Strafford 462.

Strodtmann A. 17, 25, 72, 74, 92, 93, 149.
Sturz H. P. 115, 221.
Swift 143.

T.

Taube (Kanzler) 172.
Tauler 323, 386, 396, 466.
Terenz 107, 187, 190.
Tertullian 382.
Tessé Gräfin 383, 448.
Tetens 102.
Theokrit 123.
Theresia hl. 323, 400, 420.
Thomas von Kempen 133, 331, 404, 453.
Thomson 150, 152.

U.

Ungern-Sternberg v. 172.

V.

Valerius Massala 379.
Valerius Publicola 379.
Virgil 24, 150, 157.
Voltaire 50—52, 60, 144.
Voß E. 316, 463.
Voß J. H. 20, 21, 32, 76, 77, 135, 152, 160, 221, 316, 394, 432—434, 439, 440, 442, 445, 446, 463.

W.

Weimar Carl August Herzog von 35, 62, 63, 69, 482.
Weimar Constantin Prinz von 63.
Weimar Luise Herzogin von 35, 60, 62, 63, 482.
Weimar Herzogin Mutter von 62, 63, 64.
Weinhold K. 21, 74, 77.
Weishaupt 198.
Werthern Gräfin 456.
West 232.
Wieland 19, 60, 61, 62, 63, 64, 160, 412.
Winthem J. v. 74, 79, 125.
Witzleben A. L. v. 123.
Witzleben T. v. 210, 212.
Wizemann Th. 227, 229, 257.
Wöllner 430.
Woltmann K. L. v. 185.

X.

Xenophon 167, 362, 363, 365, 367, 375, 381.

Y.

Yorik 120.
Young 119, 150, 151, 248.

Z.

Zeno 363.
Zetto 477.
Zoroaster 397.

Stanford University Libraries
3 6105 015 298 206

	DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305